

Anne-Marie Jeanne
Nouël de Tourville
de Buzonnière
genannt

Anne de Tourville

JABADAO

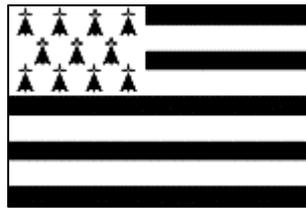


Verlag Autonomie und Chaos
Leipzig \ Berlin

JABADAO erschien unter diesem Titel 1951 bei Librairie Stock, Paris.

Die deutsche Ausgabe erschien 1953 im Insel-Verlag,
unter dem Titel DER GROSSE JABADAO.

Diese erste deutsche Neuauflage (mit dem ursprünglichen Titel)
wurde ergänzt durch einige Abbildungen (sie zeigen Momente
bretonischen Lebens), ein Porträt der Autorin, ein Nachwort
des Herausgebers (MvL) sowie einen Text von Seth A'Peara.



© 2023 für diese Neuauflage
Verlag Autonomie und Chaos Leipzig \ Berlin
© Seth A'Peara für eigenen Text

ISBN 978-3-945980-75-0

Diese Veröffentlichung kann zur privaten Verwendung
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.

SETH A'PEARA

Zu Anne de Tourville

– nach einem *Schleifstein* von Traum hatte ich mich in ein Gewitter gewälzt, in dem noch unendliche schütterere Mählaute durcheinander schwärmten; ich erhoffte frischen, klingelnden Wind für die Weide, über die ich zunächst mit gewachsenen Hufen gegangen war. Meiner Finger fangende Sprünge nach Mücken waren nicht abgerissen, die mich tanzend stachen, bis ich als Mücke *mit* ihnen tanzte. Von *welcher klatschenden* Hand wurde ich erschlagen –?

Im Morgengrauen mischte ich mich, weil ich die wegelagernden Einladungen von *Budapest* noch nicht durchschaut hatte, unter die Abgase und von den Stadtbergen helllila Nebel, die Oberleitungen für die Busse *umspannten mich ... hin-* und *herüber* die vier südlichen Brücken ... Reigen-Klee über diesen Booten und neben dem Herdrauch von JABADAO; wie Belfast am Wegesstaub.

Was bewegt JABADAO; tiefer: Woraus, auch worin *ruht* JABADAO?

Meine Großmutter (wendisch, deutsch *und* wetter-wendisch) klapperte nicht für Münzen und räumte nicht überall im Takt auf, sondern gegen eine schleichende Stille und behauptete Muße im Haushalt für *hohl*:

„Ich muss jetzt durchwirtschaften. – Kein Gebummle!“

Hörte sie sich von Mäusen benagt, fürchtete sie, *zersetzt* zu werden? Die späteren Küchen- und Wohnzimmerlampen schienen schimmelig.

Sobald sie vergaß, dass sie ebenso regelmäßig, in ihrem Alltag ebenso grundsätzlich „Ruhe haben“ musste, schlief sie wie vor den Kriegen ihre Mutter und wie danach meine Tante schwer darüber ein, dass ein Zweig unserer Familie zerstritten und *verschwommen war wie nicht verzeichnet*. Die Gräber waren wie Rabattmarken verfallen.

Sie klopfte und summtete manche Melodien für das Grammophon ihres Vaters, die vor der Zertrümmerung des Hauses, das darum herum stand, nicht gespielt worden sein konnten. Die Schlager der Aufbauprogramme gingen in ihren Ohren *durch eine Inflation*.

... Mond und Baldrian ... Trommelfell und Schlagbaum ...



*Le Jabadao est une danse très ancienne survivance probable de quelques rites magiques primitifs. Toujours ne honneur en Bretagne, et vivement aimée, elle ne laisse pas d'y jouir d'un renom assez trouble.
Le mot qui la désigne n'a ni signification ni étymologie précise; pour certains il dérive de sabbat; d'autres y voient une déformation de: "Job an Diaoul" (Joseph le Diable).*

*Der Jabadao ist ein sehr alter Tanz, wahrscheinlich ein Überbleibsel magischer Riten der Urvölker.
In der Bretagne wird er noch immer in Ehren gehalten;
Er ist sehr beliebt, aber er genießt einen ziemlich fragwürdigen Ruf.
Das Wort, das ihn bezeichnet, ist nicht zu deuten
Und auch seine Herkunft steht nicht genau fest;
Manche leiten es von Sabbat ab, andere sehen darin eine Entstellung von Job an Diaoul (Joseph der Teufel).*

A. de T.

Erster Teil

DIE KRÄNZE DER TOTEN

DIE SEELE JALM DALENNIS ging in die Freiheit des Jenseits ein, und mit einer sehr bestimmten Bewegung drückte ihm Katell, die plötzlich Verwitwete, die Augen zu.

Die unterschriebenen Papiere auf dem Bett, das Gold im Schrank und die Felder, die ihr Korn dem Mondlicht darboten – lange zog das Gestirn seine Bahn, bevor es sie umwandert hatte –, all das also, was fortan den Mann ersetzen sollte, ließ Katells tiefen und ehrlichen Schmerz in eine Art Frieden übergehen. Ach, angesichts der Blitzesschnelle dieses Schicksalsschlages, angesichts einer so bestürzenden Heimsuchung wie der ihren konnte sie Gott nur danken, daß ihr so viel Geld an Stelle des Toten zuteil geworden war, um sie von dieser Stunde an zu stärken und für alle Zeiten solchermaßen gestärkt zu lassen.

Der Widerstreit ihrer gemischten Empfindungen nahm zu; er vertiefte und erweiterte sich mit jeder neuen Sekunde, die die Schläge der Wanduhr begleiteten – dieser Uhr, deren Ticken sie noch nicht anhalten wollte; denn ihr Schmerz wurde, da er sich nun auf Gold und Reichtum stützte, so rüstig und plötzlich so verwegen, daß die erschrockene Witwe erlebte, wie ihre Verzweiflung in Triumph umschlug und ihre Freude herauschrie.

Großer Gott! An diese Überraschung galt es sich zu gewöhnen, bevor sie Lärm schlug wegen des Unglücks. Erst mußte sie begreifen, was da ihrem Geist widerfuhr, mußte mit ihrem neuen Herzen allein bleiben. Wie seltsam fühlte sie sich verwandelt! Sie war keine weiße Turteltaube, die kummervoll einen leblosen Leib umgirte, sondern ein stolzer Truthahn, der in der Wärme der irdischen Güter die molligen Federn seiner Träume aufplusterte ... Nein, sie wollte noch nicht gleich hinuntergehen.

Es war immer noch früh genug, um dem Kind Bescheid zu sagen. Und dem Knecht Mourrou, der drunten beim Wein saß, zu bedeuten, daß sie jetzt nur noch drei Nächte zu wachen hätten, daß er für den Leichenschmaus schlachten müsse ...

Die Witwe hob wieder die Stirn und straffte die Taille, die durchaus nicht schmaler geworden war. Sie hatte nichts ausstehen müssen bei der Pflege dieses Mannes, denn seit seiner Erkältung war der Tod über ihn gekommen wie eine Katze.

Eine Katze im Spatzennest – so war es gewesen: das war das Schauspiel, das dieses Haus geboten hatte. Sie betrachtete den ausgestreckten Leichnam mit plötzlicher Verachtung. Ja, wäre solch ein Ruf an sie selber ergangen! Sie hätte wahrscheinlich nicht darauf geantwortet.

Sie trat ans Fenster, und in der taghellen Nacht zeichneten sich alle die Gründe, die dafür gesprochen hatten, daß der Verstorbene diese Welt nicht verlassen sollte, mit klaren und deutlichen Linien ab. Die Stalldächer und der Weidenbaum am Tor; dann dieser bequeme Brunnen mit seiner grundlosen Tiefe; das leicht erreichbare Weideland, das sich wohligh bis zum Ufer des Kalten Flusses ausdehnte. Dessen Rauschen war bei klarem Wetter bis hierher zu hören. Und eben jetzt sah sie oben von ihrem Fenster aus seine Wasser leuchten, aufwärts und abwärts von der Krebsbrücke, die ihn mit einem einzigen ruhigen Schwung überspannte.

Dort, in dieser scharfen, vereinfachenden Helle breitete sich aus, was die Landschaft ihres gemeinsamen Lebens gewesen war und die ihre auf immer bleiben würde. Diese Landschaft ihres Reichtums, dieser Boden, den der Fluß deutlich in zwei Hälften schied und der wie ein schlecht aufgegangener Kuchen ausgeformt war: flach auf der einen Seite, hoch auf der anderen. Hier, zu ihren Füßen, lag die reiche Ebene; gegenüber, soweit der Blick reichte, stiegen die unwirtlichen Felsen auf. Hier, ihr zu eigen, war die gute Weizenerde; drüben, für die anderen bestimmt, begann das verlorene Land mit seinem dornigen Gestrüpp und den ärmlichen Bäumen. Hier lagen die schönen Höfe, das leicht verdiente Geld. Drüben, da gab es arme Schlucker, Holzfäller mit Hungerlöhnen, arme Köhler mit mageren kleinen Pferden. Hier schließlich lag das Dorf Feunteun Yen, in das jeden Sonnabend ein Notar kam. Drüben? Bah! Da hielten sie die Wolken auf mit ihren Höhen, und der Donner fiel ihnen auf den Kopf! Die Verbrannten Hügel! Das war der Name, den man ihnen gab.

Die Witwe spie im Geist die Steilhänge an, die ihr den Weg versperrten und sie stets daran hindern würden, sich nach dieser Richtung hin auszudehnen. Auf dieser Seite des Wassers war sie, *Katell Dalenn von Feunteun Yen*, wie man sie nannte. Und eine so mächtige Frau wie sie, die konnte man hier und anderswo lange suchen!

DER GEIST DES TOTEN NAHM EINEN IMMER FRIEDLICHEREN Ausdruck an. Seine einsame Reise hatte schon begonnen, denn seitdem die Frau ans Fenster getreten war, lastete die Gleichgültigkeit wie unsichtbare Steinplatten immer schwerer auf dem Leichnam und drückte ihn in seine Nichtigkeit hinab. Doch Katell konnte ihm ihren Blick noch nicht zuwenden, bis ins innerste Mark darüber erschrocken, wie sehr sie diese Reglosigkeit zu genießen begann.

Was ging da nur in ihr vor! ... Konnte sie denn wahrhaftig an dieses Glück glauben? An diese Ruhe der Seele? An die Tatsache, daß fortan ihr Befehl keinem Widerspruch mehr begegnete? Daß all das, was sie getan haben wollte, lediglich auf ihr Geheiß geschehen würde? Ach, wie war das nur zu verstehen, daß trotz der Liebe ... Denn schließlich war dieser Mann ...

Die Nacht war so wunderbar klar, daß es ihr schien, als sähe sie der Zeit bis auf den Grund, als gewahre sie durch ihre Tiefe hindurch, auf dem langen Weg der Tage, den glänzenden Faden des eigenen Lebens mit seinem sich mehrenden Reichtum. Zugleich auch das Leben des Sohnes, der ihr voranschreiten würde: aufrecht, von ihr an den Schultern gehalten, von ihr angespornt. Für ihre Füße, die der Mutter und die des Sohnes, würde es nur eine einzige Spur geben. Wenn ihr Stündlein gekommen war und sie einmal von hinnen ging, würde sie ihm ein Königreich hinterlassen. Er sollte in Milch und Honig leben und auf seinem Weg so dichte Schafwolle unter den Füße haben, daß für ihn der Boden ohne Staub sein würde.

Die Nacht war wunderbar klar, sodaß man über dem Schilf am anderen Ufer die Fischernetze der armen Leute des Hügellandes sehen konnte: unförmige Spinnen, die ihre dünnen, im Wind zitternden Beine von sich streckten. Dieser Anblick ärgerte sie auf einmal. Ja, an diesem Abend, in diesem Augenblick, da der Hof ihr Eigentum wurde, mißfiel es ihr sogar, daß die Holzfäller dort drüben auf dem Steilufer das Fischereirecht besaßen, und sie war plötzlich ergrimmt über diese Laune Gottes, der die Verbrannten Hügel am Rand des Flusses aufgeschichtet hatte.

Mit geschärftem Auge suchte sie den steinigen feindlichen Hügel ab, wo in der Dunkelheit die Tannen wie schwerfällige Fontänen aufstiegen und jene Einsamkeit und Stille ausstrahlten, die sie unter der Erde eingefangen hatten. Lang und schmal wanden sich einige Rauchfahnen der Köhlerhütten zwischen den Baumwipfeln empor, schwebten weiter wie silberne Federn – Lebenszeichen der seltsamen Existenzen, die hier und da auf den Hügeln ihr dumpfes Dasein fristeten. Wenn sie einmal der Arbeit auf dem Hof müde war, konnte sie hier wieder Kraft schöpfen, um ihren Haß gegen die Armut neu zu schüren. Ihr Blick hatte die Höhen erklommen, schweifte über die Gipfel und erreichte die Wolken.

Inmitten der feuchten Schärpen, die den Mond zuweilen verhüllten, hatten dessen fiebrige Strahlen einen riesigen Hof gebildet; seinem farbigen Glanz wandte sich jetzt das Gesicht der Witwe zu. Und in den tiefliegenden Augenhöhlen schimmerten die blinzelnden, umflorten Pupillen auf einmal wie Katzensilber. Dort, in der Mitte des Himmels, auf dem Grund jener verschwimmenden Kuppel, in die sich das Gestirn gleichsam zurückgezogen hatte, flammte es wie ein großes Goldstück, als Symbol jenes Zieles, das sie fortan in unablässiger Arbeit erstreben wollte. Sie kannte die Güte des hiesigen Bodens, den Gang des Betriebes. Auf den Knecht Mourrou und seine Frau würde sie sich dabei verlassen können. Wenn man dem Knecht Mourrou auch nur ein wenig Autorität überließ, konnte er zehn Leute in Ordnung halten, ja zwanzig während der Erntezeit. Er verstand sich auf alles, war munter und kein großer Esser; solch einen Mann mußte man behalten. Was den Sohn betraf, so gingen noch zehn Jahre ins Land, bevor er etwas zu sagen hatte, aber sie war entschlossen, das Schifflin seines Glücks so gut zu lenken, daß er niemals die Neigung verspüren sollte, auszusteigen.

Ihre Lippen preßten sich zusammen, ihre Lider begannen zu klappen wie bei einer Eidechse; ihr rundliches Gesicht, das noch eine gewisse Frische bewahrt hatte, wurde von dieser inneren Glut ergriffen und gehärtet wie Tonerde, die man ins Feuer hält; es verjüngte sich im Augenblick um zehn Jahre und verfestigte sich, starrsinnig, durchtrieben, streng und alterslos, genau geprägt nach dem Bild jener neuen Persönlichkeit, die in dieser Sterbenacht zum Vorschein gekommen war, um aufzublühen wie eine scharlachrote Tulpe auf einem goldenen Mistbeet.

Sie nahm die kostbaren Papiere vom Bett, legte sie in den Schrank zu den übrigen, verschloß die Schranktür, steckte den Schlüssel in ihre Tasche und deckte die Hand über den Schlüssel.

Mit kleinen klopfenden Bewegungen strich sie die Falten des Rocks zurecht, als sie nun endlich die Treppe hinunterstieg. *Die einzige wirkliche Treppe im Dorf außer der im Glockenturm*, dachte sie stolz bei jeder Stufe, denn der Mann, ihr Mann, der da eben gestorben war, war der tüchtigste Bauer der Gemeinde gewesen, und auch der ehrgeizigste. Und dem Ehrgeiz zuliebe ...

Eine Tränenflut ergoß sich über ihr Gesicht, von den Augen bis zum Kinn. Sie öffnete die Tür: "Er ist verschieden!" sagte sie.

Aber der Knecht Mourrou und das Kind hatten sich schon erhoben; sie brauchten die Worte nicht mehr zu hören; sie wußten Bescheid.



SEIT DIE TODESNACHRICHT DAS HAUS IN UNRUHE versetzt hatte, rauschte die Witwe, in Tücher gehüllt, durch die Vorratskammern, eilte vom Pferdestall in die Scheuer, von der Scheuer in den Schafstall, vergrub ihre Hände in der Wolle, erregte das Erstaunen ihres Sohnes, das Mitleid des Knechtes.

Von Zeit zu Zeit betrat sie wieder das Sterbezimmer, ließ einen schwarzen Rosenkranz durch die Finger gleiten und gab sich dem Gebet hin, eifrig die Lippen bewegend, als nagte sie an einer Rübe. Mit noch hellwachen Augen verharrte sie reglos und entfaltete kreisförmig ihre zahlreichen Unterröcke, während seltsame Empfindungen sie vor diesem noch sichtbaren Entschwundenen überkamen. Sie verspürte das Bedürfnis, dem Leichnam ihre Dankbarkeit zu bezeugen, ihn sorgsam und so tief wie möglich in die Erde zu versenken, dieser Seele möglichst viele Messen und Gebete für ihr Fortkommen im Paradies zu sichern, damit der Tote da oben auch ja nicht sich einfallen ließe, wieder herabzusteigen. Wahrhaftig, das ganze Dorf sollte sie nun in ihrer neuen Macht kennenlernen und erfahren, wie sehr sie ihn geliebt hatte und welch ein Testament er hinterließ ...

Sie ordnete ein Begräbnis der Extraklasse mit drei Kreuzen an.

Maruisan Gouliaz, die Frau des Schreiners – er war zugleich Küster und stellte die Särge für das Dorf her –, litt unter einer seltsamen Gabe, die sie unglücklicher machte, als man sich vorstellen kann; einer Gabe, die – eben weil ihr selbst davor grauste – ihr Gesicht gelb werden ließ wie eine Zitrone und einem wirklich Angst einjagte. Und diese Gabe, die man auch seinem ärgsten Feind nicht wünschen möchte, bestand in solch einer Verfeinerung des Gehörs, daß sie entfernte Geräusche nicht nur – wie das jetzt mit den neuen Apparaten möglich ist – im Raum, sondern auch in der Zeit einfangen konnte. Genauer gesagt nahm sie Geräusche wahr, die noch gar nicht existierten, ja bevor sich die Geschehnisse, die sie hervorrufen konnten, überhaupt abgespielt hatten. Das führte zu einem regelrechten zweiten Gesicht.

Diese Gabe war beängstigend, unvollkommen, aber doch auch von wirklichem und unbestreitbarem Nutzen, sie hatte ihren Wert für die Frau eines Sargmachers und für einen Hausstand wie den ihren, der vom Bestattungsgewerbe abhing.

So hörte sie zum Beispiel genau, wie die Verstorbenen in die Werkstatt kamen und sich in der Nacht, die ihrem Hinscheiden vorausging, selber die Bretter für ihre Särge aussuchten. Und das ereignete sich sogar bei plötzlichen Sterbefällen, in denen die Todeskandidaten nichts von ihrem bevorstehenden Ende wußten. Während sie noch ohne Beichte, ohne Salböl an den Füßen, ohne Reiseerlaubnis waren, konnte Maruisan

bereits ihrem Mann im voraus berichten, was für eine Arbeit ihn im Laufe des Tages erwartete.

Sie merkte ebenso, ob der Tote reich oder arm war, denn die Reichen suchten sich mit Sorgfalt die schönen Eichenbretter aus, die auf der rechten Seite des Speichers aufgereiht waren, während sich die Armen mit den im Hintergrund aufgestapelten Fichtenbrettern begnügten und wegen der Qualität des Holzes wenig Umstände machten.

Wahrhaftig, das ganze Dorf war sich über den Vorteil im klaren, den es für den Küster bedeutete, eine solche Frau zu haben. In den Cafés und in der Schmiede sprach man davon; sie war eine der Sehenswürdigkeiten des Ortes. Am Morgen, der dem Ableben Jalm Dalenns vorausging, kündigte sie nun an, daß ein friedfertiger und sehr reicher Toter glatte und astfreie Eichenbretter ausgesucht habe; man könne daher für einen der reichsten Bauern vom Kalten Fluß an die Arbeit gehen. Und so waren schon mehrere Stunden vergangen, als der Auftrag der Witwe einging, nur völlig ebene und fehlerlose Eichenbretter zu verwenden, da dies ihr eigener und des Verstorbenen Wille sei.

Das Bedauern, das über den Tod dieses vortrefflichen Mannes herrschte, wurde durch das Erstaunen und die Bewunderung gemildert, wie sie diese neue und beachtliche Leistung Maruisan Gouliaz' verdiente. Solche Ereignisse führten dazu, daß sich der Dorfbewohner eine heitere Gelassenheit bemächtigte, sodaß sie das Leben in all seinen Erscheinungen, den vergangenen wie den zukünftigen, als Harmonie empfanden.

Die trauernde Witwe, die sich so bemühte, dem Leichnam die ihm gebührenden Ehren zu erweisen, und die ein Begräbnis der Extraklasse mit drei Kreuzen bestellt hatte, bedauerte nur, daß im Kirchenschatz nicht noch ein viertes vorhanden war. Sie hätte vier Kreuze und sogar fünf Kreuze verlangt, wenn es so viele gegeben hätte. Aber auch schon diese drei, die beiden silbernen und das dritte aus Gold – diese drei Kreuze, die man noch nie zusammen gesehen hatte, übten eine mächtige Wirkung aus und nötigten der Menge große Achtung ab. Für die Kerzen wurde so viel reines Wachs gebraucht, daß es ein ganze Jahr lang für die Bestattungen der armen Holzfäller des Hügellandes ausgereicht hätte; hier aber vollzog sich alles an einem einzigen Tag, und jeder bestaute den Aufwand. Der Sohn des Verstorbenen war wie ein Prinz gekleidet, der den König zu Grabe trägt und zum Herrn des Reiches wird, was aber nicht hinderte, daß er nun verwaist war und ein gebrochenes Herz hatte. Der Bürgermeister und die Honoratioren wechselten sich bei der Ehrenwache und beim Tragen des Sarges ab; dieser war mit Nägeln und Reifen beschlagen und überaus schwer. Alle erdenklichen Gebete wurden gesprochen, und wenn es möglich gewesen wäre, das Totenamt noch zu verlängern, hätte man das aus tief überzeugtem Herzen getan.

Auf dem Friedhof stand Mathurin Tout Seul, der Totengräber, neben dem Grab und bat mit gezogenem Hut die Leute im Namen des Toten zum Leichenschmaus, wie es der Brauch verlangte.

"Alle, die mit der Leiche zu tun hatten" – und darunter verstand er die Träger des Sarges und der Kreuze, die Honoratioren mit Kerzen und die Ehrenwache – "werden zum Essen bei Marie Legall gebeten, und so auch Charlie Kiriou, Yves Karec und die Seinige, die Witwe Rivoallan und ihre Kleine, Reun Gwalder von der Schmiede und die Seinige und die Leute von Mine Garo ..."

Und so wurden fast alle Einwohner des Dorfes zum Essen gebeten im Namen Jalm Dalenns, des Toten. Für die Trauergäste war das ein großes Ereignis, als sie sahen, daß er sie so zahlreich einlud, um sie auf seine Kosten zu speisen. Die Verblichenen aus kleinen Verhältnissen begnügten sich häufig damit, die Sargträger zu bedenken, aber der Bauer Dalenn vom Kalten Fluß war ein sehr wohlhabender Verstorbener, und seine trauernde Witwe, die ihm damit einen Dienst erweisen wollte, umgab seinen Leichnam mit einem Pomp, wie er ihm von je gebührt hatte. Das bedeutete, daß alles kostspielig, großzügig und prunkvoll war.

Als die letzten Weihwassertropfen die Erde benetzt hatten, strömten die Gäste in Scharen zu Marie Legall, die ein großes Kalb geschlachtet hatte und seit dem frühen Morgen Soße aus Madeira und gekochtem Weinessig anrührte. Mägde schürzten die Servietten wie Bischofsmützen, und riesige Körbe mit "Krötenschemeln" – die manche auch Champignons nennen und die man nachts am Ufer des Kalten Flusses gesammelt hatte – waren nötig gewesen, um das Fleisch nach städtischer Art zu garnieren.

Schon beim ersten Gang wußten die Gäste, daß man sie reichlich bewirten würde, denn das Mahl begann mit einer Nudelsuppe, die ihren Mann nicht nährt und die nur Leute anbietet, die sich mehrere Gänge leisten können. Die reiche Katell Dalenn hatte deren eine ganze Reihe bestellt, mit einem Trauerkaffee zum Abschluß, das heißt, dieser Kaffee war so schwarz wie möglich, um durch seine Trauerfarbe dem düsteren Schmerz und durch seine Stärke zugleich den gewaltigen Reichtum auszudrücken. Es war eines der teuersten Begräbnisse, die man je gesehen hatte.

Jeder Gast saß auf seinem Bänkchen, einen Korb vor den Füßen, und nahm bei jedem Gang eine Scheibe Braten für seinen Teller und eine weitere für den Korb. Das war ein feststehender Brauch, und es kam darauf an, sich dabei möglichst geschickt zu zeigen, damit bei dieser Beförderung keine Soße danebentropfte. Die Gedecke waren aus Blei, und selbstverständlich wurde niemals Einspruch erhoben, wenn sie etwa einer als Andenken mit nach Hause nahm. Bei jedem großen Fest dieser Art erneuerte Marie Legall ihren Bestand von Grund auf; sie legte nur Wert auf die Wäsche, und im allgemeinen hatte sie nach drei Tagen auch alle Servietten wiedergefunden; die Gäste, die ein wenig über den Durst zu trinken pflegten, hatten sie mitgenommen, ohne sich etwas dabei zu denken. Kurzum: dieser große Leichenschmaus dauerte lange und hatte mancherlei Gutes, vor allem für die kinderreichen Familien, die sonst nicht so häufig

Fleisch aßen wie die anderen und noch eine reichliche Portion für den nächsten Tag mit nach Hause nahmen.

Als der Kaffee beendet war – und jedermann bewunderte seine tiefe Trauerschwärze und seine Stärke –, erhoben sich alle, nahmen den Regenschirm zwischen die Hände, drückten ihren Korb gegen die Holzschuhe, kehrten sich um und standen in einer Reihe mit dem Gesicht gegen die Wand, wie bestrafte Kinder in einer Schule, das Kinn auf den Griff des Regenschirms gestützt, während die Bänder über den Rücken herabhingen. Dann erhob sich eine schrille und klagende Stimme, die laut die Totengebete hersagte, um dem Verstorbenen geziemend für das gute Mahl zu danken, das er ihnen bezahlt hatte. Wie dumpfer Donner klang das Gemurmel der Gäste, als sie im Chor auf die Gebetsformeln antworteten; so gaben sie ihrer Dankbarkeit Ausdruck für ihr befriedigtes Inneres und gelobten einem so tüchtigen und reichen Toten ein treues Gedenken.

So kam der Großbauer vom Kalten Fluß, von einem Hermelin gerufen, unter die Erde, und wenn alles weiter gut für ihn geht, wird er sie wahrscheinlich nicht mehr verlassen. Möge er in Frieden die Auferstehung der Toten erwarten!

So sei es. Amen.

DER KLEINE SOHN DES TOTEN FÜHLTE SICH am Abend sehr verlassen. Aus der großen Stube, wo die Familienangehörigen mit seiner Mutter Erbschaftsfragen besprachen, hatte man ihn fortgeschickt, und im Hof hatten die braven Knechte wie gewöhnlich mit den Tieren zu tun; denn wenn auch ein Totes im Stall stets das Haus durcheinanderbringt, so ist es doch niemals umgekehrt, und der wichtigste Mann kann verschwinden, ohne daß das friedliche Wiederkäuen seines Stieres dadurch gestört würde.

Der kleine Sohn des Toten, Erbe so vieler Habe, den der maßlose Ehrgeiz seiner Eltern nach dem freudigen Ereignis seiner Geburt vor zehn Jahren auf den Namen Ener¹ hatte taufen lassen, fühlte sich heute traurig und unausgefüllt, und da seine Umgebung zu sehr damit beschäftigt war, Gold und Reichtümer zu zählen und keine Zeit hatte, sein Los zu bedauern, wußte er nicht, was er mit sich anfangen sollte.

Er drückte sein Gesicht ans Fenster, um festzustellen, ob die Fremden, diese Schwätzer da drinnen, sich nicht bald entschließen würden, seine Mutter in Ruhe zu lassen. Vielleicht konnte er sich dann in ihre Arme flüchten.

Dichter Dunst trübte die Scheiben, und die Leute, die dahinter lautlos ihre Lippen bewegten, glichen jenen kalten, steifen Fischen in den Wassern des Kalten Flusses, die er

¹ Stamm (bretonisch)
[Fußnoten stammen vom Herausgeber der Neuausgabe]

täglich lange betrachtete. Ach nein, es bestand keine Hoffnung, daß sie bald wieder gehen würden! Unschlüssig strich er dann die Felder entlang.

Er war ein schöner, aufgeweckter Junge, gut gewachsen, und er hatte viele Freunde. Doch an diesem Abend, in der Bestürzung seiner ersten Einsamkeit, zeigte sich ihm die Welt von ihrer erschreckenden Seite.

In seiner Untätigkeit, seiner Herzensangst kam er zurück, um sich unter einer Weide zu verkriechen, die am Tor wuchs und meist seine Zuflucht war, wenn er Kummer hatte. Die bemoosten Wurzeln dienten ihm als bequemer Sitz, die belaubten Zweige umgaben ihn als rauschender Vorhang und wölbten sich über ihm wie eine Glocke; unter diesem Baum war er ebenso frei wie eine Wasserspinne, die mit ihrer Luftblase reist.

An diesem Abend nahm er sein Unglück mit hier herein. Der Tod des Vaters erfüllte ihn mit grenzenlosem Erstaunen. Infolge des langen Krieges kannte er diesen Mann nicht näher. Er hatte viele Jahre damit verbracht, auf ihn zu warten, daß nichts anderes in seinem Geist Raum zu haben schien als diese Erwartung und das Wissen darum, daß alles erst anfangen würde, wenn er wieder da war. Nun war sein Vater gekommen, aber statt eines Anfangs war es ein Ende.

Es fiel schwer, etwas Derartiges zu begreifen, eine so plötzliche, völlige Leere, die an Stelle der Hoffnung getreten war. Und es war erschreckend, zu sehen, wie sich alle Pläne auf einmal veränderten, erschreckend, sich an die guten Ratschläge zu erinnern, die ihm zuteil geworden waren, und sich sagen zu müssen, daß es nun ihm, dem Sohn, oblag, alle die Aufgaben, die der Vater vor sich gehabt hatte, an dessen Stelle zu erfüllen. Aber erschreckender noch war, inmitten einer so tiefen Stille, die Entdeckung, daß man sich auf das Leben nicht verlassen konnte und daß es zwischen einer guten und einer schlechten Seite durchaus nicht feststand, ob die gute obsiegen würde. Das stimmte in keiner Weise mit seinen bisherigen Beobachtungen überein: er hatte stets in seiner Umgebung gesehen, wie man das Unkraut ausriß, um das Wachstum der guten Pflanzen zu fördern, daß die schönen Tiere beliebter und nützlicher waren und teurer verkauft wurden als die schlechten; in der Schule wurden die besseren Schüler belohnt; all das war ihm bisher völlig gerecht, leicht verständlich und vernünftig erschienen. Nein, was sich da jetzt ereignet hatte, war etwas ganz anderes.

Das Rotkehlchen auf der Weide und all die Insekten, die weiterhin wie gewöhnlich rings um ihn lebten und seine Freunde waren – denn er war kein grausames Kind, sondern hatte im Gegenteil ein offenes Herz für die Schöpfung, all seine Freunde in der Baumrinde und auf den Zweigen konnten an seiner Einsamkeit und seinem Entsetzen nicht Anteil nehmen. Er fühlte sich wie sein eigenes Spiegelbild jenseits der Glasscheibe, und es kam ihm vor, als wären alle Bande, jede Verbindung zwischen ihm und dem, was

die Wirklichkeit zu sein schien, wie abgerissen. Er hätte gewünscht, daß ihm jemand zu Hilfe käme, aber er wußte nicht, wen er rufen sollte. Sein Vater war im Jenseits und sein Leib unter der Erde; seine Mutter war mit Unbekannten in Rechnungen vertieft, und sobald seine Mutter Geld zählte, wagte niemand sie zu stören; selbst er, ihr einziges Kind, fand keine Gnade vor ihren Augen, wenn er sie in solch einem Augenblick behelligte; er verstand nicht weshalb, da sie das ja für ihn tat – wie sie sagte. Er hätte viel lieber mit ihr geplaudert und gespielt, statt immer zusehen zu müssen, wie sie arbeitete und rechnete. Oh, noch nie hatte er sich so danach gesehnt wie heute, daß sie sich nicht immer nur um Geldsachen kümmern sollte. Und gerade in diesem Augenblick hätte er gerne geschrien und ganz laut um Hilfe gerufen, damit man ihn nicht so allein auf der anderen Seite des Spiegels ließ. Ja, statt noch länger hierzubleiben, war es schon besser, Jili Mourrou zu suchen und sogar so zu tun, als spiele er gern mit ihm, wenn Jili unbedingt mit ihm spielen wollte.

Er stand auf, schob die hängenden Zweige der grünen, an ein Vogelgefieder erinnernden Wildnis zurück und sah Jili, der über den Hof kam.

Dieser Junge, ein mißtrauischer, aber treuer Charakter, Sohn des Ersten Knechts, war für ihn wie ein Bruder; sie stellten viele Dummheiten miteinander an, befaßten sich aber auch mit vernünftigen Dingen wie Trillerpfeifen und Vogelscheuchen und fischten mit Erfolg im Kalten Fluß. Eine so verlässliche Freundschaft konnte vielleicht ein Leben überdauern.

Jili, der barfuß mit langen Schritten daherkam, blieb stehen, als sein Kamerad aus den Blättern auftauchte, und wartete auf ihn. Er war hochgeschossen, rothaarig und sommersprossig; in der Hand hielt er zwei Forellen: trotz des Begräbnisses hatte er Zeit gefunden, sie in dem Bach zu fangen, der durch das Wiesenland floß.

"Ach, warum hast du mich denn nicht mitgenommen?" fragte Ener.

Doch Jili hatte heute nicht sein Alltagsgesicht aufgesetzt. Stumm, mit offenem Mund, stand er da, und seine sonst so lebhaften Augen blickten ganz dumm drein.

Jilis Mutter, die ein großes Zimmer am äußersten Ende des Hofes bewohnte, wo sie und ihr Mann sich eine gewisse Unabhängigkeit bewahrten, schaute aus ihrer Tür und forderte die Kinder auf, einzutreten. Sie hatte heute einige Leute bei sich zu Gast, die zur Beisetzung gekommen waren und nicht wußten, wo sie bleiben sollten, während die geschäftlichen Gespräche in der großen Stube vor sich gingen.

"Warum ist Jili denn so böse auf mich?" fragte der kleine Ener, während sich seine durch mehrere Tränentage angegriffenen Augen nur schwer an das andere Licht gewöhnen konnten. "Was hat er denn auf einmal?"

"Er ist bestimmt nicht böse auf dich", sagte die Frau mit verlegenem Ausdruck und schwieg ebenfalls.

Marjep Guéo, ihre Nichte, die sie bei sich aufzog, versteckte sich hinter ihr in der Schürze und machte große Augen. Ener kannte sie genau: sie war ein ungewöhnlich freches Mädchen; man brauchte gut drei Tage, um ihre zahlreichen Vorzüge zu entdecken, so sehr stellte sie sich bei den Leuten durch ihr vorlautes Wesen in ein schlechtes Licht. Jetzt aber saß sie noch versteinert als Jili. Alle Gäste, die dasaßen und tranken, waren plötzlich verstummt, als er hereintrat, und machten ihn ganz mutlos mit ihren zudringlichen Blicken.

Was hatten sie denn hier alle, daß sie ihn so anstarrten?

Er wollte sich setzen und ging auf den Schemel zu, auf dem er sich für gewöhnlich in einer Ecke niederließ, aber Frau Mourrou stürzte herbei, um ihm einen Stuhl anzubieten.

"Gebt acht auf Euren Anzug", sagte sie in einem Tonfall, den sie annahm, wenn sie mit Geistlichen sprach.

In der Stille, die nun folgte, stießen mehrere einen leisen Seufzer aus, wie das in Augenblicken höchster Aufmerksamkeit zu geschehen pflegt. Allmählich begriff er, was vor sich ging: er hatte neue Trauerkleider an; er war eine Vaterwaise. Alle Leute waren sich, mehr noch als er selber, seines Unglücks bewußt und ließen ihn das auf eine sehr ehrerbietige Art und Weise merken. Er wurde verlegen, straffte sich und begann eine gewisse Achtung vor sich selber zu empfinden, während ihn zugleich das Gewicht seines Kummers von neuem zu ersticken drohte. Rings um ihn her war eine leise geführte Unterhaltung wieder in Gang gekommen, aber Jili und Marjep, die weiterhin die Dummen spielten, schwiegen und hielten sich von ihm fern. Das Gemurmel der Bauern drang an sein Ohr: "Der Reichste im Dorf ist er jetzt, der kleine Kerl ..."

In diesem Zimmer, in dem alle Augen auf ihn gerichtet waren, sah er nur etwas Weißes oder vielmehr verschiedene Lichtreflexe, während ihn die Worte: *Besitz... Geld... Reichtum... Geld... Geld... Geld...* wie Blätterrauschen umraunten.

Eine große Leere entstand um ihn her durch sein Unglück, seine Zartheit, seine Macht. Aus allen Blicken sprach lebhaftes Neugier und zugleich etwas wie Furcht. Eine Frau stand auf, getraute sich bis an ihn heran, befühlte den Stoff seines Anzugs: "Das kostet viel Geld", sagte sie laut und sah befriedigt aus.

Der Klang ihrer Worte, die kühne Geste führten eine Art Entspannung herbei; alle stimmten mit der gleichen Befriedigung zu, und fast begann man zu lächeln; so sehr war jeder erfreut darüber, daß der Junge würdig angezogen war. Alles in allem war er genauso, wie er sein sollte; wie sie ihn an diesem Abend gern haben wollten: traurig und

reich. Sie betrachteten sein kleines, abgezehrt und blasses Gesicht, seine großen, brennenden Augen, seine plötzliche Magerkeit: er war vollkommen. Ja, wahrhaftig: dem Bild, das man sich von einem mit irdischen Gütern gesegneten und vom Unglück heimgesuchte Geschöpf machte, konnte er nicht besser entsprechen.

Die Leute vom Kalten Fluß waren entzückt über ihn. So konnten sie sich nach Herzenslust damit beschäftigen, betrübt zu sein, ihn zu bewundern, ihn zu beneiden, ihn zu beklagen, sein Gold zu zählen, seine Zukunft vorauszusehen ... Noch niemals hatte man einen ähnlichen Glücksfall erlebt. Gewiß besaß kein anderes Dorf, zehn Meilen in der Runde, solch eine Vaterwaise.

DER BEGEISTERTE, ÜBERSCHWENGLICHE GESANG der Amseln ließ erkennen, daß es noch früh am Morgen war, und als eine aufgescheuchte Drossel, die von Baum zu Baum flatterte, auf die Tochter des Holzfällers zuschoß, war deutlich zu sehen, daß es ihr erster Flug an diesem Tag war.

Der Sonnenglanz, der die Zweige rot färbte, gab auch dem Vogel einen rosa Schimmer und ließ die schwarzen Flecken auf seiner Kehle hervortreten, als ob sie mit Schriftzeichen bedeckt wäre. Das Kind fragte sich, ob ein kluger Mann wohl lesen könnte, was auf den Drosseln geschrieben steht.

Es dachte lange darüber nach, und dann ging ihm vieles andere durch den Kopf, während seine kleinen Füße sicher den Hang der Verbrannten Hügel hinabstiegen. Ein Sack mit Kastanien drückte seine Schulter, und beim Fortgehen hatte es die Haustür offen gelassen, seiner einhörigen Kuh zuliebe. Die Kuh hatte es gern, wenn sie nach Belieben wieder ins Haus zurück konnte; bei Sturm und Regen stellte sie sich zimperlich an und mochte auch keine Kälte.

Was tu ich nun lieber: mit den Kastanien ins Tal hinabsteigen oder mit dem Geld wieder heraufklettern? fragte sich das kleine Mädchen. *Beides ist recht angenehm; besonders nachdem es so viel Mühe gekostet hat, all diese Kastanien aufzulesen ... weiß Gott! Ich bin nur froh, daß der Sack so schwer ist!*

Wenn sie auch zu Hause gewöhnlich noch trippelte wie die allerkleinsten, hatte sie unterwegs doch schon den langen und ruhigen Schritt einer Erwachsenen, die eine weite Wanderung vor sich hat. Die Frau des Holzfällers hatte ganz recht, die praktischen Fähigkeiten ihrer Tochter nicht zu unterschätzen: die Art und Weise, wie sie das Gewicht des Sacks, ihre eigenen Kräfte und die Länge des Wegs aufeinander abstimmte, zeugte von wirklicher Erfahrung, und die geschärfte Wachsamkeit, mit der ihre Augen einen jeden Gegenstand musterten, bewies, daß sich diese Erfahrung nicht auf die Nahrungssuche beschränkte.

Die Eichhörnchen auf den Zweigen konnte man lange mit den Blicken verfolgen, und kein Vogel macht größeren Lärm als eine Amsel im Herbst, nicht so sehr mit dem Schnabel, denn ihre Kehle ist durch die Kälte halb eingefroren; aber sie raschelt mit den trockenen Blättern, die sie unter den Brombeersträuchern durcheinander wirbelt.

Dem Mädchen fiel besonders auf, daß sich an diesem Morgen ein kleiner grauer Vogel, ein *Nachrichtenbringer*, an ihre Fersen geheftet hatte, seit sie das Haus verließ. Er begleitete sie ständig auf dem Waldpfad, wobei er seinen dünnen und scharfen Schrei ausstieß. Es ist immer erfreulich, wenn man einen *Nachrichtenbringer* auf sich zukommen hört, denn er bemüht sich nur, wenn etwas Angenehmes zu vermelden ist, und Gaud nahm daher an, daß ihr die Krämerin einen guten Preis für ihre Kastanien zahlen werde; als sie jedoch an der Kreuzung beim weißen Baum mehrere kleine *Nachrichtenbringer* im Laub sah, die ungewöhnlich lustige Schreie hören ließen, fragte sie sich ernstlich, was ihr wohl begegnen werde.

Sie machte halt an dieser Stelle und wünschte, die Vögel hätten sprechen können; leider besaßen sie diese Fähigkeit nicht. Die saßen da, pickten und hüpfen wie kleine graue Funken herum, und von Zeit zu Zeit blickte einer sie fest an.

Es war nicht das erste Mal, daß ein Vogel sie in dieser Weise auf die Probe stellte; namentlich die Rotkehlchen taten das gern; sie gehören ja zu den größten Fragestellern in dieser Welt.

Doch ihre Neugier war nun befriedigt, und bald machte sie sich wieder auf den Weg. Als sie indessen das Haus der Ahiannics vor sich liegen sah, bemerkte sie, daß einer der Vögel ihr bis dorthin gefolgt war.

Die Ahiannics waren keine Holzfäller, sondern Sticker und Schneider, die im Bereich der Verbrannten Hügel berühmt waren, soweit man nur gehen oder reiten konnte. Da viele Kinder in der Familie geboren wurden, sah der Großvater schon voraus, daß sie bald ganz allein eine beachtliche Werkstatt aufmachen könnten.

Gaud war froh, daß sie unterwegs bei den Ahiannics einkehren und mit ihnen essen konnte, denn sie kannte nichts Schöneres, als mit gleichaltrigen Kindern zusammen zu sein.

"Die *Nachrichtenbringer* sind im Wald zu mir gekommen," sagte sie, "dort, wo der weiße Baum steht; viele haben mich angeschaut und mir erzählt ... Ja, sie haben geschwätzt und geschwätzt! ... Und einer hat mich bis hierher vor die Tür begleitet."

"Vielleicht wird der Briefträger zu dir hinaufkommen, oder du wirst sonst eine Überraschung erleben. Die *Nachrichtenbringer* bemühen sich nie umsonst, und wenn sie reden, hat das nur Gutes zu bedeuten."

"Wenn die *Nachrichtenbringer* hinter einem her sind, kann noch ein ganzer Tag vergehen, ehe man erfährt warum," sagte der älteste Junge der Ahiannic; "aber morgen um die gleiche Zeit weißt du, was er sagen wollte."

"Ach, wenn es doch schon morgen wäre! ... Aber geht einer von euch mit ins Dorf hinunter?"

Der älteste Ahiannic zog wollene Handschuhe an. Die Haut seiner Hände hütete er wie seinen Augapfel: wenn man Goldfäden ziehen und schnell und gut sticken will, müssen die Finger so glatt sein wie Elfenbein. Er lud den Sack auf seine Schultern, und da das Wetter schön war und er lange Beine hatte, begleitete er das Kind, bis der Kirchturm in Sicht kam. "Jetzt hast du nicht mehr weit", sagte er und übergab ihr den Sack.

Doch kaum hatte sich die Kleine wieder allein auf den Weg gemacht, als ein *Nachrichtenbringer* in der Hecke zu schreien begann.

"Sie sind wahrhaftig hinter ihr her", sagte der Junge, indem er sich umwandte. "Aber was sie ihr zu sagen haben, geht uns nichts an, denn sie haben sie am Eingang unseres Obstgartens verlassen und nicht mehr geredet, bis ich mich hier von ihr trennte."

Dann beschleunigte er seinen Schritt, denn sein Großvater brauchte ihn, und die Stickerei des Kleides, an dem er arbeitete, interessierte ihn tausendmal mehr als Sonne, Mond und Sterne und alle die schönen Dinge, die es im Wald zu sehen gab.

Währenddessen hatte Gaud den Kramladen betreten; sie setzte ihre Kastanien in einer Ecke nieder und trat an den Ladentisch. "Das möchte ich kaufen!" sagte sie und deutete mit dem Finger auf einen roten Kamm. –

ENER DALENN, DER ALS ERSTER DIE BRÜCKE ÜBERSCHRITTEN HATTE, wählte die Abkürzung durch das Moor. In dem Spiel, das er anführte, durfte niemand einen gebahnten Weg benutzen. Jili Mourrou war ihm auf den Fersen; weiter hinten steckte Marjep Guéo im Brombeergebüsch. "Kommst du?" rief ihr Vetter ungeduldig, denn sie hing in den Dornen fest. "Soll ich dir helfen?"

Aber sie streckte ihnen die Zunge heraus; bald danach erschien sie, ihnen voraus, auf dem Hang und sprang in ihren langen, schwarzen Strümpfen über das Felsgeröll.

"Sieh doch nur diesen Racker!" sagte Jili und spuckte die Rinde aus, die er von einem Weidenstöckchen abnagte. "Immer ist sie uns über!"

Doch Ener antwortete nicht. Es war das erste Mal, daß er zu den Verbrannten Hügeln kam, und es hatte der ganzen Unruhe der letzten Tage bedurft, damit er dorthin entweichen konnte. Jetzt, da er sich an ihrem Fuß befand, erschienen sie ihm keineswegs mehr als Vorwand für ein leichtfertiges Spiel. Nun bereute er den Befehl, den er gegeben hatte, nicht den Fußweg zu benutzen, und als Leiter der Expedition hatte er die Pflicht, seine Leute zu sammeln, um ihnen den Gegenbefehl zu übermitteln: "Hallo Marjep, hierher, wir gehen auf dem Weg!"

Marjep verhöhnte sie, indem sie ihnen über eine von Brennesseln umwachsene kleine Schlucht hinweg eine lange Nase machte. Da es ihr gar nicht einfiel umzukehren, waren sie neidisch, daß sie schneller vorankam; bestimmt würde sie vor ihnen den Gipfel erreichen! Sie verschwand im Buschholz, und bei jedem neuen Anruf entfernte sie sich nur noch mehr.

"Sie ist verrückt, wir werden uns noch verirren!" Sogar Jili begann die Umgebung mit einem gewissen Respekt zu betrachten. Wahrhaftig, diese Gegend war nicht zum Lachen!

Jedermann sagte es, und das stimmte auch, daß gleich hinter der Krebsbrücke diese Seite des Flusses keinerlei Ähnlichkeit mit der anderen hatte. Daß hier nichts wie anderswo, nichts richtig, ja nicht einmal recht geheuer war; daß schon die Art und Weise, wie der Weg an Regentagen glänzte, gleichsam um einen anzulocken, Mißtrauen einflößte; daß die Art der Leute, zu fischen, zu wildern und überall kleine Feuer anzuzünden, nicht gerade Achtung verdiente, und daß gleich nach Sonnenuntergang nächtliche Schafe auf den Waldpfaden zogen und sich rings um die Wegkreuze sammelten.

Und warum war stets ein an den Himmel gehefteter Sperber über den Verbrannten Hügeln zu sehen?

Und warum gab es da eine Stelle, wo das Felsengestein durchlöchert, zerfressen war, sich in Eulenhöhlen verlor, in denen einer, der sich hineinzuschauen getraute, Junge gefunden hätte, die im Winter wie im Sommer zur Welt kamen?

Und warum konnte man hier, wenn man gewisse Worte sprach, mit Tannenzapfen ein Feuer entzünden, das niemals erlosch?

Ein Matrose aus Brest, der sich nachts in dieser Gegend verirrt hatte, berichtete von einem Hammel, den er am Rand eines Pfuhls gesehen hatte, als er vergeblich das Wasser zu überqueren versuchte. Dieser Hammel war gewaltig wie eine Kirche, und durch seine Augen hindurch erblickte man in seinem Innern den Teufel.

Ja, warum?

Warum war es überall bekannt, daß die Leute vom Hügelland eine üble Sippschaft waren? Manche meinten, das gehe auf heidnische Zeiten zurück und auf jenen Sonntag, der als Blitz bei ihnen einschlug. Man erzählte sich, die Asche des großen Waldbrands komme in ihrem Korn wieder zum Vorschein und verleihe ihm seine schlechten Eigenschaften. Und wenn sich einmal ein Jäger der Nachbargemeinde zu seinem Unheil in diese Gegend verirrte, so könne es geschehen, daß der arme Fremdling nichts zu trinken finde und mit ansehen müsse, wie die Einwohner bei einem Herannahen die Flucht ergriffen, in aller Eile ihr Vieh sammelten und sich einer nach dem andern in ihren Häusern einriegelten.

Ja, so waren sie alle und glichen aufs Haar ihrem kleinen filzigen Bürgermeister, der nichts Geschriebenes lesen konnte, aber niemals auf eines seiner Rechte verzichtete; sie alle, Köhler wie Holzfäller, Holzfäller wie Köhler, waren mißtrauisch, schmissen ihre Pfennige in Töpfe und besaßen nur den Vorzug, daß sie gegen Ungemach abgehärtet waren, sich mit wenigem begnügten und nur verlangten, daß man sie in Ruhe ließ. Es waren eigenartige Leute, weiß Gott! Und dazu noch Schwarzkünstler, ja: arme Schlucker und Schwarzkünstler, von einer Ungeselligkeit, die alles in den Schatten stellte!

Bei alledem gehörte schon ein gewisser Mut dazu, sich weiter in ihr Land vorzuwagen.

Es gab viele Felsen und vielerlei Pflanzen dort und Büsche, die unbeweglich aussahen und sich doch unaufhörlich regten, mit langen segnenden Zweigen und Wipfeln, die voller Raben saßen.

"Jetzt hat sich die Marjep verirrt", sagt Jili. "Wenn wir sie nicht einholen, findet sie sich nie mehr zurecht."

Doch Ener war ein besonnener Junge. Bevor er unter das Blätterdach trat, wo er keine Sicht mehr hatte, suchte er einige verlässliche Anhaltspunkte zu finden. Es kam nicht nur darauf an, den Gipfel zu erreichen; man mußte auch wieder herunter, durfte sich bei Einbruch der Nacht nicht im Moor verirren, während die Nebel wie eine Widderherde vom Fluß aufstiegen und Fahrstraße und Brücke wie Schnee bedeckten. Er begann geradenwegs zwischen Steinen und Dornen hinaufzusteigen.

Er konnte damals noch nicht wissen, daß der Weg, den er an diesem Tag bahnte, später durch die Kraft seiner Treue zu einem regelrechten Pfad werden würde. Daß sich unter der Last seines Fußes, da er allzuoft dorthin zurückkehrte, der Boden härten würde, daß die Sträucher, die er im Vorübergehen beiseite schob, von selbst eine andere Gestalt annehmen, sich bald nicht mehr schließen würden und der so gebahnte Weg in seinen Himmel, aber auch in seine Hölle führen sollte.

Hätte die Frau des Küsters neben ihm gestanden, hätte sie ihm vielleicht beide Hände auf die Schultern gelegt, ihm mit Gewalt die Augen zugehalten und gesagt: "Komm mit mir in die Kirche, um zu beten, und kehre niemals wieder hierher zurück." Denn sie sah das Unglück voraus.

Aber sie sah immer nur Trauer und Leid: Wenn eine Seele von dieser Welt schied und gebrochene Herzen zurückließ – das wußte sie; aber wenn alle Apfelbäume in einer einzigen Nacht aufgeblüht wären, hätte sie nichts davon geahnt. Und so konnte man doch von Glück sagen, daß sie heute nicht da war!

Die Kinder kletterten beherzt den Hang hinauf; sie waren schweigsam, weil sie darauf brannten, die Höhe zu erreichen und dieses verbotene Land voll geheimnisvoller Gefahren zu erkunden; sie gingen ängstlich und beklommen wegen der verborgenen Schätze und der Drachen. Einen auffliegenden Vogel, eine Spitzmaus, die in den Blättern raschelte, sahen sie sofort als kleine Elfen an. Die trockenen Bäume, die zerdrückten Sträucher – alles schien sich unter der Wucht der Zaubersprüche zu krümmen, ohnmächtig in der trüben Luft der Magie, und in der Ferne leuchtete das Heidekraut purpurn zwischen den Stämmen, die sich mit ihren mächtigen Wurzeln wie mit Händen an den Boden klammerten!

Dann erblickten sie das Haus, und es jagte ihnen einen Schrecken ein, als sähen sie sich einem Wolf gegenüber. Bis dahin waren sie in großer Einsamkeit gewandert, aber jetzt fühlten sie sich von lebenden Wesen umringt. Gewiß zogen die Holzfäller mit ihren Äxten gegen sie heran.

Sie warteten lange, im Laub versteckt, und genossen ihre eigene Furcht, denn das Haus war klein und, wenn man genau hinsah, noch interessanter als ein Vogelnest. Sicherlich trugen die Männer, die gleich erscheinen würden, rote Hüte und hielten Netze und goldene Hellebarden in der Hand.

Doch plötzlich zeigte sich ihnen die Bewohnerin der ärmlichen Behausung in Gestalt einer schwarzen Kuh, die ein einziges Horn auf dem Kopf trug. Eine schwarze, behende und glänzende Kuh, die im Zimmer auf und ab ging, und deren Horn von Zeit zu Zeit über dem Fenstervorhang erschien, wie die Mondsichel, wenn sie aus einer Wolke auftaucht. "Huuh –", stöhnte Marjep erschrocken, "ich kann das nicht länger mit ansehen!..."

Alles ließ darauf schließen, daß sie hier ein durch Zauberspruch verwandeltes menschliches Wesen vor sich hatten, und vermutlich war das auf den Verbrannten Hügeln ein ganz alltäglicher Vorgang. Sie flohen, von Entsetzen gepackt.

Sie sprangen von Stein zu Stein durch Ginster und Heidekraut und brachten eine sirrende und zirpende Insektenwelt zur Verzweiflung, die in tausend einsamen Jahren

noch niemals eine solche Katastrophe erlebt hatte. Sie flohen in Windeseile und verbreiteten Zerstörung um sich her, zerrissen Spinnweben und vernichteten gewaltige Werke dieser kleinen Welt.

Dann streifte Ener mit dem Fuß einen Gegenstand und lief weiter, ohne ihn zu entdecken – einen Gegenstand, der dort im Heidekraut versteckt lag und darauf wartete, daß man ihn wiederfände.

Ener hätte den Blick senken, seine leuchtende Farbe bemerken, ihn aufheben können, und dann wäre alles anders gekommen.

Es gab da eine Sekunde, in der er das hätte tun können, und eine weitere Sekunde, in der es zu spät dazu war. Er eilte vorüber, und das mutwillige Ding blieb auf dem Boden liegen, blieb seiner neuen Bestimmung überlassen: auf ewig die Maulwürfe in Erstaunen zu setzen und den Ameisen als Denkmal zu dienen. Es war ein roter Kamm ...

Doch als er hundert Meter davon entfernt auf die Tochter des Holzfällers mit ihrem Kummer stieß, konnte er nicht mehr einhalten, sondern rannte sie um, er konnte ihr auch nicht mehr zu Füßen fallen, denn dort lag er schon, bevor er sie noch recht gesehen hatte.

Die Tochter des Holzfällers, die zuerst nur auf der Heide lag und weinte, spürte jetzt einen heftigen Schmerz in ihrem Ellbogen, und Ener war so hart auf seine Knie gefallen, daß ihm einen Augenblick Hören und Sehen verging. Beide fragten sich nur, wie denn das eigentlich geschehen war und was sie nun tun sollten, sodaß schon diese erste Begegnung im Zeichen des Schweigens stand; auch später hatten sie es ja, freilich aus anderen Gründen, niemals nötig, viele Worte zu machen.

Sie sahen sich noch immer fragend an, als Jili und seine Kusine hinzukamen. Ener rieb sein zerschundenes Knie und das unbekannte Mädchen seinen blau anlaufenden Ellbogen.

Ihr Haar sah recht wirr aus, und ihr Gesicht war durch die Tränen ganz entstellt. Ener sagte schließlich: "Ach, Marjep, kannst du nicht etwas tun, damit sie nicht mehr so weint?"

Marjeps scharfes Auge hatte schon bemerkt, daß das junge Wesen jedenfalls nicht auf Rosen gebettet war und bestimmt kein leichtes Leben hatte. "Manchmal tut es doch gut, richtig zu heulen", sagte sie. "Heul dich nur ordentlich aus, armes Kind, später ist es dann vorbei!"

Doch die andere schluchzte noch stärker. Marjep nahm, ihre Knöchel umklammernd, eine Haltung ein, aus der erfahrene Geduld sprach. "Es braucht seine Zeit, bis sowas vorübergeht", sagte sie zu den Jungen; dann wandte sie sich dem Mädchen zu: "Was

treibst du hier eigentlich? Wir kommen heute zum erstenmal über die Brücke, und uns hat niemand was Böses getan!"

Das kleine Mädchen von den Verbrannten Hügeln blickte sie erstaunt an, aber Marjep fuhr fort: "Ihr seid ja hier Wilde, behauptet man wenigstens. Jedenfalls habt ihr recht komische Häuser, das haben wir gesehen, und eine einhörnige Kuh, die sich wie ein Mensch benimmt; eine Schande ist das. Die Leute sagen, ihr wärt hier die lausigsten Schlucker, die es in der Welt gibt; stimmt das?"

Die Kleine weinte kaum noch; sie hörte aufmerksam zu und schien verdutzt. "Was redest du da?" sagte sie schließlich. Doch die beiden Jungen hatten schon für sie Partei ergriffen und erklärten entschuldigend: "Marjep ist blöd."

Die Schwarzbraune fuhr fort, neugierig grausam, aber ohne Bosheit: "Sag doch, stimmts, ihr seid hier verdammt? Verlauste Schlucker und verdammt?"

"Ich weiß nicht. Meine Eltern haben mir nichts davon erzählt." Sie dachte nach, dann sagte sie plötzlich und bestimmt: "Ich habe jedenfalls keine Läuse. Es sind nur die Kobolde, die haben sich Wippen in meinen Haaren gemacht."

Neue Tränen schossen ihr in die Augen, da sie an ihren verlorenen Kamm dachte und an das, was sie zu Hause erwartete. Ener und Jili fühlten sich ihr schon ganz ergeben und setzten sich neben sie; Marjep packte ein Haarbüschel und betrachtete es kritisch: "Das ist nicht zum Lachen, wenn man sowas sehen muß," sagte sie, "und dabei ist morgen schon Sonntag. Na, wenn deine Mutter damit noch vor dem Hochamt fertig werden soll..."

"Womit soll sie denn fertig werden?" fragte Ener, der nichts davon verstand.

"Mit dem Kämmen natürlich! Schau doch, wie das alles verfilzt ist. Das haben die Kobolde gemacht ..."

"So tun sie es auch mit den Pferden," bemerkte Jili, "und das macht Arbeit, kann ich euch sagen ... Hinterher hat man seine liebe Not, ihnen die Mähne zu kämmen ..."

"Sag doch, haben sie dir auch deinen Kamm weggenommen?"

"Nein, den hab ich verloren!"

"Das denkst du so ... In Wahrheit haben sie ihn dir weggenommen. Wenn sie hinter dir her sind, kannst du noch was erleben!"

Die Kleine weinte noch stärker.

"Ich versteh nichts von alledem," sagte Ener, "aber wenn das so viel Mühe macht, wie ihr sagt, sollten wir ihr lieber helfen." Er zog einen kleinen Kamm aus der Tasche. "Du hast ja ein paar auf dem Kopf", sagte er weiter zu Marjep. "Wir können uns zu dritt an die Arbeit machen, das geht nicht so schnell, die Haare sind lang."

Es war eine mühsame und ungewohnte Arbeit. Jili verlor bald die Geduld und hörte immer wieder auf. "Ich versteh mich aufs Angeln," sagte er, "und kann auch gut Weiden flechten, aber ich seh schon, daß ich für sowas kein Geschick habe."

"Die Pomade fehlt uns," sagte Marjep, "es geht nichts über Pomade beim Frisieren."

Die Tochter des Holzfällers hatte eine schlimme Prüfung zu bestehen, und ihre Tränen waren noch nicht versiegt.

"Ob es nicht besser geht, wenn man draufspuckt?" meinte Marjep, ließ den Worten gleich Taten folgen und war mit dem Erfolg zufrieden. "Macht es nur wie ich: seht doch, dann fliegen sie nicht mehr weg."

"Es hat nicht jeder so viel Spucke wie du," sagte ihr Vetter verächtlich, "du mußt sie ja auch immer loswerden." Trotzdem mußte er feststellen, daß die Haare auf Marjeps Seite immer gefügiger wurden, und er entschloß sich allmählich, ihr Verfahren zu befolgen. Ener hingegen verspürte kein Bedürfnis, auf den Kopf der armen Kleinen zu spucken – nicht, daß er Anstoß daran genommen hätte, aber er war der Meinung, daß man mit Geduld ebensoweit käme.

Die Patientin versuchte, sich nicht zu bewegen und nicht zu jammern, und das war Grund genug, sich ordentlich anzustrengen. Wenn eine Strähne entwirrt war, gab man sie ihr in die Hand; sobald drei beisammen waren, flocht sie sie zu einem straffen Zopf zusammen.

Je mehr ihre erste Sorge schwand, um so vordringlicher schien ihr der Verlust des Kammes, den sie nun bald eingestehen mußte – denn bei Einbruch der Nacht blieb ihr ja nichts anderes übrig, als zu ihrer Mutter zurückzukehren –, und dieser Verlust ziegte sich ihr jetzt in seiner ganzen Schwere. Ein völlig neuer Kamm! ... Und bei dem wenigen Geld, das sie besaßen, war der Fall damit noch nicht erledigt. Der Anlaß für die Tränen war nun ein anderer, aber sie strömten nur um so heftiger.

"Sie ist, scheint's, nicht gerade sehr zutraulich," sagte Jili, "wir haben uns doch solche Mühe mit ihr gegeben!"

"Das kommt daher, daß sie menschenscheu ist", versicherte Marjep mit wissender eine. Und dann, etwas überraschend: "Wenn man dich so lang kämmt, wärst du vielleicht auch nicht sehr gnädig... Jedenfalls, wir haben es geschafft!"

Sie hatten gute Arbeit geleistet, das konnte man sagen. Das kleine Geschöpf betrachtete sie jetzt mit einer Dankbarkeit, in der zugleich etwas Verärgertes lag: sie konnte nun keinen Grund mehr vorschützen, nicht heimzugehen. Ohne ihren Kamm! Ach, als sie noch zwei Sorgen hatte, war sie weniger unglücklich!

"Jetzt mußt du aber nach Hause gehn", sagte Ener.

Ja, das dachte sie selbst und hatte es auch vor, aber da es keine andere Lösung gab, begann sie zu laufen. Aber weil das alles so schrecklich war, verlor sie den Mut; abermals ließ sie sich auf den Boden fallen, und die ganze Verzweiflung, die sie am Morgen erfüllt hatte, kam wieder über sie.

"Die ist aber doch langweilig", sagte Marjep im Weitergehen; "wenn wir uns noch weiter mit ihr aufhalten, kommen wir nie hinauf!"

"Geht doch vor," sagte Ener auf einmal, "ich komme gleich nach." Er beugte sich über die Weinende. "War der Kamm denn ganz neu, den du verloren hast?"

"Ja - "

"Weißt du, wo du ihn gekauft hast?"

"Im Kramladen natürlich."

"Kannst du genau beschreiben, wie er aussah?"

"O ja - wie der von dem Mädchen, aber rot."

"Geh heim und erzähl nicht, daß du ihn verloren hast; morgen früh findest du so einen Kamm vor deinem Fenster."

Die Tochter des Holzfällers, die noch niemals in ihrem Leben betrogen worden war, hatte keinen Grund, daran zu zweifeln. Ihr Gesicht begann zu strahlen wie die Sonne; mit einem Satz sprang sie auf und lief auf ihr Haus zu.

Der Junge folgte ihr mit den Augen und prägte sich alle Einzelheiten des Weges ein: *Nur ein Glück, daß ich ein gutes Gedächtnis habe! Ich darf mich nicht verirren, wenn ich morgen vor Sonnenaufgang hier sein will.*

Seine Gedanken waren frei von Eigennutz, Durchtriebenheit oder sonst etwas Häßlichem; wie alle gutherzigen und wohlbehüteten Kinder, denen es niemals an etwas gefehlt hat, bewegte ihn nur der Wunsch, etwas Freundliches und Gutes zu tun.

Daß die Tochter des Holzfällers am nächsten Morgen einen neuen Kamm vor ihrem Fenster finden würde, stand ebenso fest wie der Aufgang der Sonne.

Als sie an diesem Abend ihr armseliges Häuschen wieder betrat, zeigte sich ihre Mutter durch ihren Anblick überrascht. Das Kind schien auf eine so seltsame und vollkommene Weise gekämmt zu sein, daß sie beinahe erschrak.

DIE NACHT, DIE FRIEDLICH VERFLOSSEN WAR, endete in einem großen Vogelgezwitscher. Sie wich von den Verbrannten Hügeln wie ein Reh, das zu seinem Schlafplatz zurückkehrt, und überließ die Welt dem Licht und dem Wirken der Menschen.

Das Haus Gaud ar Gwens leuchtete hell auf in der Heide, die Tür schlug, und der Rauch stieg mächtig zum Himmel auf. Der Duft des Kaffees drang aus den schlecht verpichteten Fenstern, vermischte sich mit dem Duft der Baumrinden und führte die Gerüche des Tages herauf, während die Dünste der Nacht langsam ins Erdreich zurücksanken.

Die Tochter des Holzfällers erschien und blieb auf der Schwelle stehen, aufrecht und munter wie ein Immergrün. Neben ihr muhte die einhörige Kuh dem Morgen entgegen. Der neue Tag gehörte ganz ihr.

Das Mädchen stieg die Stufe hinunter und ging zwei Schritte im feuchten Moos; da lag der rote Kamm vor dem Fenster, glänzend und nebelfeucht. Eine leichte Schneckenspur zeigte an, daß er schon vor einer ganzen Weile dort hingelegt worden war. Voller Verwunderung nahm sie ihn an sich.

Ener indessen sollte am kommenden Tag in seine Fußspuren vom Tag vorher treten und immer so weiter, sodaß jeder Tag zum Vorabend einer neuen Rückkehr wurde. Zunächst wichen die Brennesseln zurück, dann gaben sie es auf, sich aufzurichten; später ordneten die Brombeeren ihre Ranken und bildeten eine Art Hecke zu seiner Rechten und Linken. Die Nußsträucher im Buschwald, deren dünne Zweige erst beiseite geschoben, dann gebrochen wurden, schlossen sich nach einigem Zögern an. Was zuerst einer Hasenfährte glich, wurde in gebahnter Pfad, sodaß Ener später mit großen Schritten und breiten Schultern ging, ohne die Stirn zu senken.

ALS DIE FRAU DES HOLZFÄLLERS EINIGE JAHRE SPÄTER von ihrer Tochter zu hören bekam: "Ener Dalenn und ich, Mutter, werden heiraten, sobald wir alt genug sind", unterbrach die ihre Arbeit, blieb kerzengerade auf ihrem Schemel sitzen, hielt in reglosem Erstaunen das Tuch in den Händen und begann leise zu lachen: "Sag doch lieber, du wirst die Perlen für die Sticker auslesen, die das Brautkleid anfertigen; die bekommen, allein für ihre Arbeit, genug Geld, um sich vier Häuser wie unseres kaufen zu können. Ja – das wird vielleicht dein Amt sein, meine Tochter, wenn Ener Dalenn heiratet."

"Ich würde recht gerne die Perlen für das Kleid aussuchen," sagte das Mädchen, "und es auch selber sticken. Noch nie im Leben habe ich ein schönes Kleid getragen, und ich glaube, ich würde mich sehr darüber freuen."

Gaud war jetzt über die Zeit hinaus, in der ihr der Unterschied zwischen Reichtum und Armut unbekannt war, aber ihre Lage bekümmerte sie nicht; es gab keinen Grund, weshalb das Wort schrecklicher sein sollte als die Sache selbst, und sie glaubte nicht, daß es ein größeres Glück geben könnte, als sie es bisher kennengelernt hatte.

"Jetzt bin ich vierzehn," fuhr sie fort, "und weißt du nicht, daß ein Pfennig zum anderen gekommen ist und daß beim Krämer schon drei Meter vom Stoff für mein Kleid abgezahlt sind?"

Doch Marianna wurde fast ärgerlich: "Du bist jetzt kein Kind mehr; weißt du nicht, daß ein armer Mann wie dein Vater für das Kleid, das ich meine, hundert Jahre arbeiten mußte, nur um die Goldfäden abzuzahlen?"

Sie begann wieder, Goldstaub zu reiben, und der Widerschein, der sich auf dem Schrank spiegelte, erfreute ihr Herz. Das war ein Glück, denn die Unterhaltung mit ihrer Tochter behagte ihr nicht.

"Laß doch Ener Dalenn in seinem Dorf, mein Kind, und bleibe du in deinem. Die Leute dort heiraten nur unter sich, genauso, wie auch wir nur unter uns heiraten. Selbst wenn es ein gleich großes Vermögen hätte, würde niemand ein Mädchen von hier mit freundlichen Augen ansehen, das nach Feunteun Yen hinunterkommt, und du kannst sicher sein, daß du denen da unten nicht gefallen würdest. Nein! Es würde sie nicht freuen, wenn sie dich bei sich hätten, denn sie verachten uns ebenso, wie wir sie wegen des blauen Dunstes verachten, den sie den Nachbarn vorzumachen suchen, und wegen all ihrer anderen Fehler. Damit will ich nicht sagen," fuhr sie fort, "daß wir keine Fehler hätten, denn wir haben genug, meine Tochter: Wir von den Verbrannten Hügeln sind in Wahrheit nicht besser als die anderen, aber wir kennen unsere Fehler, oder wir sind wenigstens daran gewöhnt; so vertragen wir uns leicht miteinander ... Aber sich mit Leuten einlassen, deren Fehler man nicht kennt – das ist Wahnsinn!"

"Ach, ich kenne genau meine eigenen Fehler, denn du hast sie mir gezeigt, und ich weiß auch, was man alles für Fehler haben kann, sie sind ja alle im Katechismus mit Namen genannt, aber Ener Dalenn, Mutter, der hat nicht einen einzigen!"

"Er ist noch viel zu jung, um selber zu wissen, was er taugt, und wie solltest du erst darüber Bescheid wissen, da du noch kleiner bist? Geh nur an deine Arbeit, und wenn du ihn zufällig einmal triffst, so sprich nicht mit ihm, denn es gefällt mir genausowenig, dich mit ihm zusammen zu sehen, wie es es seiner Mutter lieb wäre, wenn sie ihn bei dir wüßte. Geh jetzt und zwing mich nicht, noch strenger mit dir zu reden!"

Gaud ging hinaus, um sich auf den Weg zu machen nach dem Haus der Ahiannics, wo sie in der Lehre war, denn deren Werkstatt hatte sich immer mehr erweitert. Sie war die einzige, die nicht zur Familie gehörte; so viele fleißige Hände gab es im Haus. Ein elftes Kind war erschienen, und die Eltern rechneten fest mit einem guten Dutzend und einer Zwillingdreizehn zum Abschluß.

Mariannas Worte gingen ihr durch den Sinn, während sie hurtig und munter den Waldpfad hinunterschritt. Wie konnte nur ihre Mutter die Leute vom Kalten Fluß so verkennen? Nach Eners Erzählungen gab es dort keinen einzigen Bösewicht, und Jili und Marjep waren ebenso vergnügt in der Schule gewesen wie die Kinder der Verbrannten Hügel in der ihren. Nein, da handelte es sich einfach um ein Mißverständnis, das sich leicht aufklären ließ. Aber ernster war, was die Mutter über das Kleid gesagt hatte, das man brauchte, um Ener Dalenn zu heiraten, und das mehr als vier Häuser kosten sollte. Ach, war es noch nicht genug, wenn man einen schönen Stoff besaß und geschickte Hände, um ihn zu besticken; woher sollte sie jemals die Perlen bekommen, wenn sie kein Geld hatte, sie zu kaufen? Für das Muster aber, das sie im Geist vor sich sah, brauchte sie unendlich viele Perlen: so viele, daß sie drei Jahre mit dem Aufreihen und Nähen zu tun hatte! Da war ein verzweifelter Fall, und ohne Gottes Hilfe gab es überhaupt keinen Ausweg.

Als sie am Zaun der Ahiannics angelangt war, beschloß sie im stillen, mit einer neuntägigen Andacht zu beginnen und um Perlen zu bitten.

Als sie am neunten Tag der Andacht ihr Gebet in die Länge zog und im Grunde etwas verwundert darüber war, daß sie auf ihrer Bank noch immer keinen dicken Sack voller Perlen gefunden hatte, hörte sie eine Totenglocke läuten und einen Leichenzug näherkommen. Auf dem Sarg lag ein dicker Kranz mit leuchtenden Perlen, und schon wollte sie den Toten beneiden, weil er so schön geschmückt war. Aber dann schalt sie sich deswegen und begann, für seine Seele zu beten; sie bot sogar Gott ihre Perlen als Opfer an, damit der Verstorbene einen schönen Platz im Himmel haben sollte.

Während sie jedoch betete, strahlte der Perlenkranz immer stärker, und die Seele des Toten flüsterte ihr ins Ohr: *Wir Toten haben Hunderttausende von Perlen, und viele von uns brauchen sie nicht mehr, weil sie in Staub zerfallen sind und sogar andere ihr Grab eingenommen haben. Die alten Kränze sind unter den Brennesseln im Steinbruch vergraben. Ich spreche von den alten und nicht von meinem eigenen Kranz, der ganz neu ist, denn meine Familie hat ihn sich etwas kosten lassen, und so muß vor allem sie etwas davon haben. Aber bei den anderen kommt es wahrhaftig nicht darauf an, weil es ihnen ja keinen Nutzen mehr bringt...*

So sprach der Tote, der ihr dankbar war, daß sie solch ein Opfer gebracht hätte, um ihm zu einem schönen Platz im Himmel zu verhelfen. Da stand sie ganz verklärt auf und nahm sich vor, gleich zum Steinbruch zu gehen, sobald ihre Arbeit beendet war.

Sie arbeitete an diesem Tag besonders gut. Denn ihre Freude spornte sie zu großem Eifer an, und der Großvater der Ahiannics, der am Abend sein Urteil über die Stickerei abzugeben hatte, fand, daß sie wie Männerarbeit war. Ein so großes Lob hatte er noch nie jemandem gespendet.

Schließlich kam die ungeduldig erwartete Stunde, in der sie sich verabschieden konnte.

Es begann schon zu dunkeln, und das war ein Glück; am hellichten Tag hätte sie sich nicht getraut, aus Angst, Neugier zu wecken. Es begann zu dunkeln, und in diesem friedlichen Dämmerlicht begab sie sich zum Steinbruch, mit einer kleinen Sichel, um die Brennesseln zu schneiden, und einem leeren Mehlsack, um die Perlen hineinzutun. Es war ein recht düsterer und stiller Ort, der, wie verlassene Steinbrüche oft, den Anblick eines Trümmerfeldes bot. Verschiedenste Pflanzen gediehen an den Wasserlachen, und Dornensträucher überwucherten die Felsen, auf denen lautlos kleine Vögel nisteten. Wenn man in die Höhe blickte, sah man die Kreuze sich abzeichnen ...

Die erste Reihe bestand aus Kreuzen, die aufgegeben waren, weil sie zu nah am Rand lagen und man einen Erdrutsch befürchtete; die zweite aus Kreuzen, die voll im Leben standen, ihre Blumen bei jedem Fest wechselten und ihre Inschriften auffrischten. Dahinter lag die Kirche, das Beinhaus mit seinem Mauern, seinem Dach und jenen fensterartigen Öffnungen ohne Glas, die dartun sollten, daß die Insassen die Kälte nicht mehr fürchteten. In diesem Augenblick lag der Ort sehr verlassen da, und weil sich die Kleine tief unten im Steinbruchbefand, fühlte sie sich wie am Ende der Welt.

Sie begann die Brennesseln zu entfernen, um den Boden freizulegen, und suchte. Sie fand mehrere vollkommen verrostete Drahtgeflechte und an ihnen hier und da einige blaue und lila Perlen, die noch stark glänzten; aber es waren wenige, und ihrer Farbe wegen nützten sie ihr nichts.

Gaud war sehr verwundert. Sie war gekommen, um Perlen zu suchen und hatte einen Sack mitgebracht; es war der neunte Tag ihrer Andacht, und sie wußte bestimmt, daß ihr der Tote die Wahrheit gesagt hatte; warum fand sie dann keine Perlen?

Ihr Glaube war so stark, daß er dadurch nicht erschüttert werden konnte. Gewiß hatte sie etwas nicht richtig verstanden. Sie begann nachzudenken und hatte es bald heraus ... Aber ja doch! Es war wirklich ganz einfach, diese Unterlassung nachzuholen. Wie hatte sie sich nur so unhöflich aufführen können?

Sie legte Sichel und Sack auf einen Stein und stieg den steilen Fußweg empor, der zur Kirche führte. Es dunkelte immer mehr, der Wind blies leise und strich über das Gras. Die Umrisse der Kirche traten klar hervor; hinter ihr zogen schwere graue Wolken vorüber; daneben lag in großer Stille das Beinhaus, es schien wie ein Bleigewicht auf der Erde zu lasten. Wie eine dunkle Woge reichten sich in seinem Innern die Gebeine

aneinander. Friedlich und sanft ruhten die Schädel in ihren mit weißen Tränen bemalten Kästen; sie schienen sich nicht dem Schlaf hinzugeben, sondern eher in einer großen Leere zu treiben.

In der wachsenden Finsternis verschwammen die Konturen; jetzt meinte Gaud, einen riesigen Korb mit Wollknäueln vor sich zu haben, die sich hie und da mit den anderen Knochen vermischten: sie erinnerten an rundliche Katzen, die mit spitzen Ohren in der Wolle schlummerten.

Wenn sie näher hinhörte, vernahm sie in diesem Haus den Klang der Leere; es war ganz deutlich der Gesang des Todes, wie man in einer Traummuschel den Raum singen hört, und so glichen auf einmal all diese reglosen Schädel auf ihrer Wanderung durch die Zeit schönen Vögeln, die auf dem Meer in Schlaf gefallen sind.

Gaud hatte keine Angst; sie wußte genug vom zweiten Gesicht ihres Großvaters, ihrer Großmutter und der Vorfahren. Schon als kleines Kind war sie an all das gewöhnt worden ... Doch es war Zeit, daß sie zu ihnen sprach, denn bald wurde es völlig finster, und dann sah sie nicht mehr genug, um in ihrer Arbeit fortfahren zu können.

"Ihr Toten, hört zu", sagte sie. Selbstverständlich hörten ihr alle zu. Es gibt nichts Aufmerksameres als einen Toten, und sie spürte, daß sie durchaus bereit waren, ihr ein williges Ohr zu leihen.

Sie grüßte mit einem sehr höflichen und zurückhaltenden Knicks, stellte sich vor die Tür und sagte schlicht: "Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Kränze mit weißen Perlen hatten, mir schenken, was davon übriggeblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann."

Sie dachte einen Augenblick nach, weil sie fürchtete, es nicht auf die rechte Weise gesagt zu haben, und es fiel ihr ein, daß eine Totenbeschwörung in den vier Windrichtungen zu geschehen hat, und daß daher ihre Bitte an den vier Ecken des Beinhauses wiederholt werden mußte. Sie stellte sich also an die Ecke zur Rechten und begann wieder mit klarer Stimme: "Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Kränze mit weißen Perlen hatten, mir schenken, was davon übriggeblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann."

In diesem Augenblick spürte sie, wie ein großes Wohlwollen von diesem Beinhaus ausging und wie alle Toten der Verbrannten Hügel bereit waren, ihr zu helfen. In dieser freudigen Gewißheit pflückte sie eine verspätete Ginsterdolde, die sich schwächlich gegen die Mauer neigte, und warf sie ihnen zu; dann ging sie zur nächsten Ecke und wiederholte mit noch festerer Stimme: "Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Kränze mit weißen Perlen hatten, mir schenken, was davon übriggeblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann."

Ihr Herz schlug jetzt immer stärker, und die Kehle schnürte sich ihr in einer Erregung zusammen, die schrecklicher war als alles, was sie je durchgemacht hatte; aber sie fühlte sich von einer großen Kraft getragen und sah ein, daß dieses Zeremoniell bis zum äußersten durchgeführt werden mußte. Intuitiv spürte sie, daß der Ginster gnädig aufgenommen worden war und daß es nun eine neue Gabe anzubieten galt. Leider sah sie nur ein großes Brennesselgebüsch, und das war kein geeignetes Geschenk ... Aber schon wußte sie genau, was da zu tun war. Sie ergriff die Brennesseln, zerdrückte sie, dann streckte sie ihre Hände den Gebeinen entgegen, um ihnen die verbrannte Stelle darzubieten. Das Band, das sie mit den Toten verknüpfte, wurde nun so stark, daß sie schon jetzt das Gefühl hatte, sie könnte ihr Beten einstellen, und nur, um das einmal Begonnene richtig zu Ende zu führen, fuhr sie fort. Außerdem wollte sie die Gebeine im Süden und Westen nicht zu kurz kommen lassen, nachdem sie ihre Gefährten im Norden und Osten geehrt hatte.

In der dritten Ecke wiederholte sie dieselben Worte und überreichte ihnen wilden Hafer: einen lieblichen, zarten Halm, der offenbar erfreute; an der vierten Ecke schien ein Efeuzweig durchaus angebracht, – und gleich danach wußte sie, daß alles zum besten stand, denn auf einmal überkam sie große Ruhe und ein tiefes Glücksgefühl.

Sie fand sich vor dem Tor wieder, machte abermals einen Knicks, zugleich bekreuzigte sie sich. "Ihr Toten," sagte sie, "ich tue das alles und bringe meine Bitte nur vor, weil ich arm bin."

Dann entfernte sie sich.

Während sie eilig den steilen Fußweg hinunterging, suchte sie sich vorzustellen, was sich unter der Erde abspielte; vielleicht arbeiteten sich in diesem Augenblick hunderttausende von Perlen, die als Geschenk für sie bestimmt waren, durch dichten Staub empor. Traf das zu, so war kein Zweifel möglich, daß das Kleid, welches sie dann mit ihnen besticken wollte, das schönste sein würde, das man jemals gesehen hatte, und auch ihre Dankbarkeit gegenüber dem Dorf sollte dann keine Grenzen kennen.

Sie kehrte in den Steinbruch zurück und begann, den Boden mit der Spitze ihrer Sichel und einem Schieferstein zu durchwühlen; plötzlich hob eine kleine Eisenspitze die Nase, so wie sich ein Grashalm aufrichtet, wenn ein leichter Fuß darüber hinweggeschritten ist; sie packte zu und zog sie hoch: darunter befand sich eine große Blume aus weißen Perlen, die in der Mitte verrostet war, aber die Blätter enthielten eine große Anzahl noch sehr guter Perlen. Die Kehle schnürte sich ihr zu; sie drückte einen warmen Kuß auf ihre Hand und sandte ihn in Richtung des Beinhauses, dann begann sie wieder zu graben und fand noch weitere wertvolle Bruchstücke.

Gaud fühlte sich von Wohlwollen umgeben; wie bisher wehte der Wind, kam die Nacht heran, zogen die Wolken vorüber, aber sie fühlte sich so gut aufgehoben wie an jenem Tag, als der Totengräber sie zu Tisch gebeten hatte.

Ja, eines Tages hatte sie zwischen Mine Garo, der Hirtin, und Mathurin Tout Seul gegessen; damals fühlte sie sich von besonderer Liebe und Fürsorge umhegt. Doch an diesem Abend empfing sie wahrhaftig den Beweis, daß die Toten ebenso liebevoll zu ihr waren: die verstorbene Verwandtschaft Berch'eds und Cornély's, Reun Gwalders und des Totengräbers, einschließlich der großen Mame Goz mit der Schürze – sie alle bezeugten ihr die gleiche Freundschaft, und wie sehr nahmen sie es sich zu Herzen, daß sie ein schönes Kleid haben sollte!

Es war schon fast finster und so sputete sie sich; trotz ihrer Freude und ihres Vertrauens fürchtete sie sich davor, daß die Dunkelheit sie hier überraschen könnte, – da bemerkte sie plötzlich, wie die Spitze ihrer Sichel tief in die Erde eindrang: sie stieß auf eine Anhäufung gut erhaltener Kränze aus Eisenblech, die mit Perlen bedeckt waren. Es war schon zu dunkel, als daß sie ihre Farbe und Schönheit hätte ausmachen können, aber sie schob alles hastig in ihren Mehlsack und lud ihn auf die Schulter.

Gern wäre sie schon zu Hause gewesen, um ihren Schatz bei Licht zu betrachten. Die Dorfstraße lag jetzt verlassen da; ein Lichtschein dang durch die Türen und die dichten Fensterläden mit ihren herzförmigen Öffnungen. Viele Strohütten waren jedoch ganz ohne Läden und ihre Fenster so klein, daß nur sehr magere Diebe hätten einsteigen können. Oft sah sie Kerzen verstohlen blinken, und vertrocknete Klematisranken, die sich wie schwarze Schlangen wanden und wie am Tor des Paradieses zu lauern schienen. Niemand in den Häusern mochte etwas davon ahnen; man könnte Angst um sie haben. Gaud mußte an Adam und Eva denken, die ohne Arg im Schatten des Baumes ruhten, während der Leib Satans die Äste umrankte und aus seinen roten Augen höllisches Feuer glitzerte.

Sie begann sehr schnell zu gehen, ihre Schritte hallten wie in frostklaren Nächten. In einer so tiefen Einsamkeit werden die Schallwellen gleichsam wahrnehmbar für Tastsinn und Auge; es schien ihr, als ob jedesmal, wenn ihr Absatz auf den Boden klopfte, seltsame kleine Wesen aufgeschreckt würden, die ganz allein die Gäßchen hinunterzueilen begannen und einander verfolgten. Doch sie konnten sich nicht in die Lüfte erheben, denn das Stroh der Dächer, das in dichten und weichen Büscheln über deren Rand hinausragte, fing sie sofort wie in einer Falle.

Alles das ließ sich erfühlen und doch zugleich nicht fassen; es zeigte, wie sehr die Luft bewohnt war und wie sich überall Leben regte, ganz verschieden von unserem Leben, und seine Tänze aufführte: *Wenn die Maulwürfe sehen und die Tauben hören könnten, wären sie Könige auf Erden, und niemand könnte vor ihnen bestehen*, – aber der Maulwurf hat ein schwaches

Auge und die Taube ein träges Ohr; daher tummeln sie sich in einem begrenzten Bereich, und die Erde ist harmonisch zwischen den Tieren aufgeteilt. Gott hatte auch der Wahrnehmung des Menschen Grenzen gesetzt, die dieser nicht eigenmächtig erweitern darf, sonst stand zu befürchten, daß er bei seinen Nachbarn eindrang und dort große Verwirrung anrichtete.

Gaud setzte ihren Weg fort; sie ging jetzt unter den Bäumen, und in dieser Luft, die das schweigende Atmen der Blätter, das Faulen des Waldbodens, das dumpfe Leben der Rinden bedrückend werden ließ, vergnügte sie sich damit, die kleinen Klangwesen zu belauschen, wie sie ihre endlosen Spiele fortsetzten.

Sie dachte daran, wie sie neun Morgen hintereinander von den Hügeln herabgestiegen war, um Perlen von Jesus Christus, unserem Herrn, und seiner Mutter zu erbitten: der Jungfrau Maria, der schönsten und bestgekleideten Frau auf der Welt, die ein nahtloses, aus einem Wind gefertigtes Kleid trug.

Neun Morgen war sie heruntergestiegen. Und neunmal hatte sie gebetet. An diesem Abend, dem neunten Abend, stieg sie den Pfad wieder hinauf und trug auf der Schulter einen dicken Sack voller Perlen als Geschenk der Verstorbenen des Hügellandes, die in den Himmel gekommen waren. Das war die Treue der Geschlechter, wie man sie hierzulande versteht.



ALS DREI JAHRE SPÄTER AOTROU PERSON, DER PFARRER VON FEUNTEUN YEN, nachts an die Tür Katell Dalenns klopfte, wußte er, daß er ihr die schmerzlichste Nachricht überbrachte, die sie jemals empfangen hatte seit dem Tag, da ihr Mann den Ruf des Hermelins vernommen hatte und ihm ins Jenseits gefolgt war. Aber jetzt, da er mit seinem Bericht zu Ende war, rief er Gott um Hilfe an, denn nachdem die Witwe den Sinn der Worte voll erfaßt hatte, war sie wie ein Dampfkessel auf großem Feuer, und ihr Mund floß über von Verwünschungen. Daß ihr Sohn sie verlassen, daß er ihr gegenüber gesessen und eine Mahlzeit eingenommen hatte, von der er wußte, daß es die letzte sein würde; daß er es gewagt hatte, die Kette vor der Tür hochzuheben, den Schlüssel im Schloß umzudrehen, um schließlich den Türflügel für immer hinter sich zu schließen ... Daß er über die Brücke fortgegangen war zu einer von den Verbrannten Hügeln, während er sie selber am Ofen sitzen ließ, nur mit dem Holz ihres Spinnrockens in ihrer lebendigen Hand; und daß sie nun für alle Ewigkeit nichts anderes mehr in der Hand halten würde als dieses Holz ihres Spinnrockens ... wahrhaftig, es war ihr zumute, als sollte sie auf der Stelle tot umfallen ...

So groß war ihre Verzweiflung, daß sie bald nicht mehr die Kraft fand, sich ihrem Zorn zu überlassen. Sie wünschte, in einen langen Schlaf zu fallen, nicht mehr daraus zu erwachen, solange dieses Unwetter anhielt; so wie die stillen und düsteren Fledermäuse,

die sie hinter der Kellertür sah, wenn sie am Sonntag hinuntergegangen war, um für das Sonntagsgessen ihres einzigen, geliebten Sohnes den guten Wein zu holen.

"Ach Gott," stöhnte sie, "wenn ich an alle die Fässer, alle die Flaschen denke, die ich für seinen Hochzeitstag bewahrt habe – das ist mir das Allerschlimmste. Ich habe meine Zeit damit verloren und mein ganzes Leben war umsonst."

Sie erleichterte sich durch Schluchzen. Der Pfarrer atmete auf, und in der gleichen Minute kam ihm die Erleuchtung, diesem neuen Gedankengang zu folgen.

"Warum sollte denn dieser ganze Wein verloren sein?" fragte er. "Ihr seid doch in einem Alter, in dem man müde Beine hat und sich davor fürchtet, für die Hochzeit in die Verbrannten Hügel hinaufzusteigen. Niemand kann daher etwas dabei finden, wenn Ihr den Wunsch habt, daß euer einziger Sohn in seinem eigenen Haus heiratet. So kann auch keiner vom Dorf während des Festes in den Stall dieses Mädchens gehen, um festzustellen, ob sie dreißig fette Kühe oder nur einen rüudigen Esel besitzt."

Und in ruhigem Ton, aber nicht ohne List, fügte er hinzu: "An eurer Stelle würde ich mich über diese Heirat sehr erfreut zeigen. Die Verbrannten Hügel sind nicht weit, doch wir wissen nicht viel von diesen Leuten, weil sie so menschenfeindlich sind; der Name des jungen Mädchens ist aber im Ort bekannt und hat bei arm und reich einen guten Klang. Wenn Ihr so tut, als wäret Ihr mit dieser Ehe ganz einverstanden, wird niemand auf andere Gedanken kommen; schließlich werdet Ihr noch mit Ehren aus dieser Sache hervorgehen, denn man wird sagen, der Erbe von Feunteun Yen sei so mächtig, daß er sich nicht dem Brauch fügen müsse, sondern sich eine Frau nach Belieben wählen könne! – Ja," fuhr er fort, "je mehr ich nachdenke, um so deutlicher spüre ich, daß Ihr das Ansehen der Familie nur stärken könnt, wenn Ihr ein passendes Lächeln aufsetzt."

Da bat ihn die Witwe um einige Minuten Bedenkzeit. Während der Pfarrer betete, schürte sie die Glut, und ihre Stirn glich einem Fluß bei Gewitter, wenn das Wasser dunkel, die Strömung reißend ist, aber ein schwacher Sonnenstrahl dem schrecklichen Strudel ein wenig Licht spendet: der Gedanke, daß ein Fest in ihrem Hause stattfinden sollte, schmeichelte auf einmal ihrer Ruhmsucht. Sie begann die fetten Schweine zu überschlagen, die die Wurst liefern würden, mehrere Milchkälber, die eigens für diesen Anlaß geboren schienen; aber vor allem lockte sie das Lied des Weins, diese berausende Melodie, die unten aus dem Keller aufstieg ... Wahrhaftig, der Gedanke an diese Fässer trieb ihr die Tränen in die Augen. Was taten sie seit so vielen Jahren unter den Spinnweben, die immer dichter ihren Wanst bedeckten – was taten sie anders, als ihren Ehrentag zu erwarten? Ja es war schon besser, sie gab ihre Zustimmung, als daß sie den Wein nutzlos in den Fässern alt werden ließ ... Und auf diese Weise würden auch bald kleine Kinder da sein, die ihre Brille suchen konnten, wenn sie sie verloren hatte.

So zündete sie denn eine helle Laterne an, um den alten Priester in den Keller zu führen; dort zeigte sie ihm die versiegelten Flaschen, die ihr verstorbener Mann alljährlich vom Faß gezogen und aufeinander gestapelt hatte, bis zu der Stunde, als der Hermelin ihn holte.

In diesem Augenblick war ein starker Knall in einer Ecke zu hören, und sie stellten fest, daß zwei oder drei Flaschen Obstwein ganz von selbst ihre Pfropfen herausgetrieben hatten. Im Lichtschein der Laterne sahen sie, daß der Wein mächtig in die Höhe spritzte und der Schaum wie ein weißes Gespenst wirkte: das bedeutete zweifellos daß es Zeit war die Getränke anzubieten. Darauf wandte sich die Witwe dem Pfarrer zu, um ihm zu sagen, daß sie der Aufgabe enthoben sei, ihre Zustimmung auf andere Weise zu erteilen; da ja der Wein in ihrem und in des Verblichenen Namen gesprochen habe; denn dieser habe, bevor er dem Hermelin folgte, keine andere Methode gekannt, die Pfropfen springen zu lassen. –

Am nächsten Sonntag vergingen die Leute von Feunteun Yen beinahe vor Mitleid, weil Aotrou Person so entsetzlich heiser war, daß er während der Predigt wie ein Häher krächzte. "Uh", sagten sie, während sie mit dem Stuhl in der Hand hinausgingen, um auf dem Kirchplatz dem Gemeindeausrufer zuzuhören, wie er den Markt der zahnlosen Stiere ansagte. "Uh! Unser Pfarrer müßte wirklich ein in süßer Milch gekochtes Elsternest schlucken!" Das war ein Scherzwort, mit dem man zu verstehen gab, daß die Kehle gründlich ausgeputzt werden müsse. "Und habt ihr gehört, was er sagte? Jalm Dalenns Sohn wird heiraten! Es ist doch nicht zu glauben, daß er schon ein Mann ist, und daß wir so alt geworden sind!"

Es kam ihnen vor, als hätten sie zwanzig Jahre wie zusammengerollte Nattern in der Sonne geschlafen und als sähen sie bei dieser Nachricht die Zeit plötzlich erwachen und auf und davon gehen. –

ALS IN DEM ARMEN LAND DIE NACHRICHT EINTRAF, der reichste Junge in Feunteun Yen werde ein Mädchen von den Verbrannten Hügeln in Ehren heimführen, die Schwiegermutter werde die Hochzeit in ihrem Haus veranstalten und lade sie alle dazu ein, da gab es unter den Holzfällern nicht einen, selbst nicht den größten Prahlhans, der sich nicht geschmeichelt gefühlt hätte. Der kleine Bürgermeister hatte die Hochzeitsbitter mit einem finsternen und feindlichen Kakerlakengesicht empfangen; kaum begriff er jedoch die freundliche Aufmerksamkeit, die die Leute dort unten ihm erwiesen, als er die Stirn hob und der scheue Trotz von ihm abfiel wie die Schneelast von einer winterlichen Tanne.

In seinem Herzen schmolz die Gleichgültigkeit; er konnte noch so sehr die Hand auf die Brust legen, um Ruhe und Frieden darin zu bewahren; Ruhe und Frieden flohen ihn wie Eidechsen; grüne und lustige Heuschrecken hüpfen auf seinen Gliedern, Grillen zirpten in seinem Kopf, seine Seele war aufgeblüht wie eine Sonnenblume.

"Es ist meine Nichte", erklärte er den Botschaftern der Ebene. "Wahrhaftig, die Künftige ist meine Nichte ..."

Ja, diese Verwandtschaft fällt mir jetzt wieder ein, dachte er, während er hinter den höflichen Besuchern dreifach zuriegelte. Eine entfernte Verwandtschaft, nicht gerade schmeichelhaft, es sind recht arme Schlucker! Gott ist allmächtig, daß er uns von dieser Seite solche Ehre zuteil werden läßt.

Er rief seine Frau: "Wir haben doppelten Grund, die Sache groß aufzuziehen. Sie ist meine Verwandte, ich habe also eine Verpflichtung als Onkel der Braut und als Bürgermeister des Hügellandes. Weiß Gott, als Bürgermeister möchte ich jetzt diesen Leuten einmal zeigen, was wir eigentlich wert sind. Sie sollen nur den Mund aufsperrn und drei Nächte kein Auge zu tun! Wahrhaftig, um einen Menschen zu beurteilen, genügt es nicht, sein Hausdach zu betrachten! Ich möchte etwas Großes unternehmen..."

"Ich glaube, das ist ganz einfach," sagte seine Frau, "wir brauchen doch nur für unsere Tochter ein schönes Samtkleid –"

"Ja, das ist's! Ein schönes Atlaskleid –"

"Blauer Samt ..."

"Weißer Atlas ..."

"Was für eine Idee: weißen Atlas für unsere Tochter? Sie ist doch nicht die Braut!"

"Und warum zum Teufel möchtest du sie denn in blauem Samt sehen?"

"Ich weiß nicht recht, aber das habe ich mir schon immer so ausgemalt: an dem Tag, an dem ich unsere Tochter recht schön haben will, da ziehe ich ihr blauen Samt an."

"Das ist aber drollig: wenn ich mir unsere Tochter so richtig elegant vorstelle, sehe ich sie jedesmal in weißem Atlas! Und ich kann noch so sehr darüber nachdenken, ich seh sie nicht anders!"

"Mein Gott!" rief die Frau, "darum wollen wir uns doch nicht streiten, man kann ja beide Teile zufriedenstellen, denn ein Kleid hat zwei Seiten, und ich kann sie mir recht gut mit blauem Samt vorne und weißem Atlas hinten vorstellen."

"Der Gedanke ist nicht übel, wir müssen uns gleich entscheiden und werden viel Geld dranwenden." – "Ja, freilich," sagte die Frau, "aber ein Kleid, das nicht viel kostet, ist wie eine Melone ohne Duft, und niemand hat Freude daran."

Der kleine Bürgermeister holte seine Geldkatze. "Drei Nächte, hab ich gesagt, drei Nächte lang soll niemand auf der anderen Seite der Krebsbrücke ein Auge zutun!"

"Du wirst schon sehen," sagte die Frau lebhaft, "wenn du mich nur ein bißchen Geld ausgeben läßt, wie ich es mir denke." Und tauchte ihre Hand in die Goldstücke. Doch kaum hatte sie die berührt, als sich ihre Bewegung vor Freude über diese Berührung verlangsamte; ihr Behagen war so groß, daß sie nicht einmal ans Zählen dachte; sie spürte die Kraft des Goldes sie durchdringen so wie sich ein dicker Kürbis auf seinem Mistbeet von der Sonne reifen läßt. Da spürte sie, wie die Finger ihres Mannes ihr Handgelenk umklammerten; diese Finger waren so mager und kalt, daß ihr war, als würde sie von einem Fisch gebissen.

"Das zerreißt mir plötzlich das Herz," sagte der kleine Bürgermeister mit düsterer Stimme, "es zerreißt mir das Herz, daß ich erleben muß, wie mein gutes Geld nun ausgegeben wird, daß ich im Schweiß meines Angesichts verdient habe."

"Mir macht das auch keine Freude," sagte die Frau zögernd und unsicher geworden, "dieses Gold ist mir teuer wie meine eigenen Augen! – Aber du sprachst doch von der Ehre des Dorfes, und daß die Leute vom Kalten Fluß drei Nächte kein Auge schließen dürften ..."

In diesem Augenblick kam die Tochter, blaß und mager, mit einer Gänseherde über den Hof, und beide betrachteten sie durchs Fenster, um festzustellen, inwieweit die liebe Kleine ihren Erwartungen entspräche. Aber der Anblick tröstete sie nicht, und es erschien recht fraglich, ob sie jemals irgend jemandem auch nur während einer einzigen Nacht den Schlaf rauben könnte.

"Wir brauchen ein teures Kleid", sagte die Mutter seufzend. – "Ja, sogar ein sehr teures", sagte der Vater. "Es ist wirklich ein Elend, aber ich habe mein Dorf in den Verbrannten Hügeln so lieb und will alle die ausstechen, die stromabwärts von der Krebsbrücke wohnen!"

Er ereiferte sich bei Reden und schrie: "Ja, ich werde keinen Frieden mehr kennen, ehe ich nicht gesehen habe, wie sie auf ihren Hintern fallen! Um das zu erleben, würde ich mein ganzes Geld hergeben!"

Er wiegte den Sack auf dem Arm und sah seine Frau verzweifelt an. "Es ist schrecklich, zu spüren, wie ich bereit bin, dieses ganze Gold auf einen Schlag für die Ehre meines Dorfes zu opfern, und daß ich zugleich solche Lust habe, es wieder im Schrank einzuschließen ohne auch nur einen einzigen Dukaten davon fortzunehmen ... Der Himmel stehe uns bei! Ich weiß überhaupt nicht, was ich nun tun soll."

In diesem Augenblick erhob sich seine Frau und stürzte auf ihn zu, wie unter einer plötzlichen Eingebung: "Und wenn ich es fertigbrächte, daß du beides zugleich hast?"

"Wie das?"

"Hör zu," sagte sie, "ich habe eine Idee! Wenn du mir vertraust und mich genau das machen läßt, was ich im Sinn habe, werden die Leute vom Kalten Fluß nicht bloß drei Nächte kein Auge zu tun, sondern in tausend Jahren wird es den Verbrannten Hügeln noch zur Ehre gereichen, und deine Geldkatze wird dadurch nicht an Gewicht verlieren! Glaub mir, du brauchst mich nur gewähren zu lassen."

Dann flüsterte sie ihm einige Worte ins Ohr die dem kleinen Bürgermeister so sehr die Fassung raubten, ihn aber auch so zufrieden stimmten, daß er um ein Haar ebenso auf seine Sitzfläche gefallen wäre, wie er das allen Leuten vom Kalten Fluß gewünscht hatte. Er lief in den Stall, um sofort anspannen zu lassen.

DIE FRAU DES BÜRGERMEISTERS VOM HÜGELLAND trieb ihr Pferd den Hang hinunter. Sie hatte es so eilig, ans Ziel zu kommen, daß sie sich nicht dazu entschließen konnte, die Bremse anzuziehen; die breite Kruppe des bretonischen Postpferdes tanzte darum zwischen den Deichseln hin und her, denn es mußte selber die Abfahrt bremsen und durch sein eigenes Tempo verhindern, daß ihm der Wagen über den Kopf ging. Es war ein erstklassiges Pferd, von dem die Leute, die es kannten, zu sagen pflegten, es trabe aus Leidenschaft; im Einklang mit den ästhetischen Anschauungen der Verbrannten Hügel war seine Mähne nicht gekämmt, Heufasern hingen in seinem Schwanz, die Hufe waren staubig, das Geschirr voller Grünspan.

Die Leute des Hügellandes hatten die Eigenheit, daß sie an Wochenende schwarzen Händen vor weißen den Vorzug gaben und es sogar an Sonntagen nicht ungern sahen, wenn es dabei blieb. Mühe und Arbeit war ihnen so selbstverständlich, daß ihnen alles schön erschien, was sie daran erinnerte.

"Da kommt ja ein Girlandenwagen auf uns zu", sagte Rein Gwalder zu seinem Gehilfen, der den Blasebalg bediente. Girlandenwagen nannte man die Fuhrwerke von den Verbrannten Hügeln, und das kam daher, weil man dort den Boden nicht für breite Straßen vergeuden wollte und diese also recht eng anlegte; wenn nun die Hecken in der Regenzeit auch nur ein wenig in die Höhe schossen, nahmen die Deichseln notgedrungen zur Rechten und Linken Girlanden mit. Als jetzt die Frau des Bürgermeisters mit ihrem Gespann vor der Schmiede hielt, schleppte sie zwei Meter blassen Wasserholunders und dunkelroter Brombeersträucher mit; hinzu kam noch ein langer Weidenzweig, der sich in der Bremse verklemmt hatte.

Sie begrüßte die beiden Männer und sprang eilig aus dem Wagen, wobei sie eine schweren Ledersack gegen ihren Leib preßte. "Schmied, ich habe eine Arbeit für dich und werde sie dir gut bezahlen" sagte sie.

Dann zwinkerte sie ihm kräftig zu und hob das Kinn in Richtung des Burschen, der den Blasebalg bediente, um anzudeuten, daß dieser jetzt überflüssig sei und sie mit dem Meister unter vier Augen reden wolle. Doch Reun war vollauf damit beschäftigt, das Pferd des Bürgermeisters zu bewundern; unter dem Staub und dem schlechten Zaumzeug sah er das schöne Fell leuchten wie eine reine Erzader, die im Gestein verborgen ist.

Die Frau des Bürgermeisters begann in der Schmiede auf und ab zu gehen und über allerhand gleichgültige Dinge zu reden; doch jedesmal, wenn sie an dem Burschen vorüberging, der seinen Blasebalg trat, stieß sie ihm kräftig mit dem Ellbogen zwischen die Rippen und tat dabei, als wenn nichts geschehen wäre. Sie wollte ihm auf diese Weise zu verstehen geben, daß er unerwünscht sei, und das schien ihr ein höflicheres Verfahren, als wenn sie es ihm mit Worten gesagt hätte. Als der Schmied das Pferd angebunden hatte, bemerkte er, wie die Frau vom Hügelland in der Schmiede umherwanderte und im Vorbeigehen seinem Gesellen kräftige Stöße versetzte, wie ein Vogel, der sein Nest baut und dabei alles Mißliebige mit dem Schnabel hinausbefördert. *Die Anwesenheit des Burschen stört sie*, dachte er schließlich und schickte ihn hinaus, er solle nach der Kirchturmuhre sehen.

Sobald sie allein waren, änderte die Bürgermeisterin ihr Verhalten. Unbeweglich und mit leisen Worten reichte sie ihm eine kleine Scheibe aus schwarzem Metall, die an den Fingern abfärbte.

"Bohre mir da ein Loch hindurch, aber genau in der Mitte", forderte sie.

"Was ist denn das?" fragte der Schmied.

Der Gegenstand war offenbar rauchgeschwärzt, als hätte man ihn an eine Kerze gehalten.

"Kümmere dich nicht darum! Ich möchte nur wissen, ob du imstande bist, mir ein Loch hindurchzubohren."

"Natürlich", sagte der Schmied und griff zu Stichel und Hammer.

Das Loch war schnell hindurchgetrieben; doch als er es näher betrachten wollte, um festzustellen, ob es auch schön rund sei, riß sie ihm die Scheibe aus der Hand. So ist's recht", sagte sie. Schnell wie ein Taschenspieler ließ sie die durchbohrte Scheibe verschwinden und legte eine andere vor ihn hin: "Jetzt durchbohre diese!"

Und als das geschehen war, nahm sie das Ding mit der gleichen Behendigkeit wieder an sich und holte eine dritte Scheibe hervor.

"Da habt Ihr aber eine sonderbare Arbeit für mich", sagte Reun. "Gibt es denn noch viele von der Sorte?"

"Ziemlich viele", antwortete sie, während sie den Ledersack auf den Rand des Ambosses legte, aber weiter die Hand draufhielt.

In seinem Staunen führte jedoch der Mann einen ungeschickten Stoß; der Stichel glitt ab und ritzte die Scheibe, die einen glänzenden Streifen zeigte. Er riß die Augen auf. "Das gibt aber seltsame Feilspäne", sagte er.

"Ja", sagte die Frau. "Ich habe ein Täschchen mitgebracht, da sollen die hinein." Mit der Linken reichte sie ihm einen Lederbeutel.

"Wollt Ihr denn die Feilspäne mitnehmen?" rief er.

Die Frau des Bürgermeisters atmete heftig; sie starrte den Schmied an und sperrte den Mund auf, konnte sich aber nicht zum Reden entschließen. Als in diesem Augenblick in der Werkstatt eine Tür klappte – es war entweder der Wind oder der Geselle –, schlug sie unwillkürlich ihre Pelerine über Ledersack und Amboß.

"Hört zu," sagte Reun, "ich will mich nicht in Dinge mischen, die mich nichts angehen, aber mir scheint doch, daß Ihr mir da etwas Seltsames zu tun gebt! Meint Ihr nicht, es wäre einfacher für uns beide, wenn Ihr mir genau sagtet, worum es sich eigentlich handelt?"

Als hätte das Schweigen sie erstickt und als könnte sie endlich wieder frei atmen, löste sie nunmehr den Riemen des Ledersacks und schüttete einen großen Haufen rußgeschwärzter Goldstücke auf den Amboß.

"Das ist alles, was er und ich in unserem ganzen Leben verdient haben, in guten und schlechten Zeiten und mühselig genug, das kannst du mir glauben! Aber jetzt mußt du mir hier überall in der Mitte ein Loch hindurchbohren, denn das wird großen Segen bringen."

Der Schmied war ehrlich verblüfft; er machte sich Gedanken über den Segen, der aus solcher Arbeit erwachsen könnte. "Gewiß habt Ihr eine Wahrsagerin um Rat gefragt und es hat was mit Zauberei zu tun? Wenn ich verstehen könnte, wieso man sein eigenes Geld – "

"Nein, nein, das ist keine Zauberei. Du wirst es schon sehen, wenn es soweit ist, und auch erleben, daß die Verbrannten Hügel viel Gutes davon haben. Aber keine Wahrsagerin hat mir davon gesprochen; wahrhaftig, ich bin ganz allein darauf gekommen, und alles geht mit rechten Dingen zu."

Reun Gwalder machte sich ohne ein weiteres Wort wieder an die Arbeit. Er konnte nicht glauben, daß es mit rechten Dingen zugeing, wenn der Bürgermeister des Hügellandes sein ganzes Vermögen durchlöchern ließ. Zuletzt ging er hinaus, um seinen Gesellen bis zum nächsten Tag zu beurlauben, und schloß die Schmiede. Die Lampe brannte, obwohl es noch Tag war, und die Frau des Bürgermeisters klaubte die Feilspäne auf und

sammelte auch die kleinsten Teilchen ein, die an ihren Fingern haftenblieben, nachdem sie draufgeblasen hatte. Sie war blaß, und von Zeit zu Zeit preßte sie die Hand auf ihr Herz. "Es ist nicht zu glauben, was ich durchmache, wenn ich so mit ansehen muß, wie mein gutes Geld durchbohrt wird", sagte sie.

Doch es kamen auch Augenblicke, in denen sie mit offenem Mund zu träumen schien und eine große Freude ihr Gesicht erhellte, oder sie hob den Kopf, als wollte sie weit über den Horizont hinausblicken.

"Woran denkt ihr jetzt?" fragte der Schmied verängstigt.

"Ich denke an den Ruhm des Hügellandes, und wie alle Leute vom Kalten Fluß sich hinsetzen werden auf ihren ... Aber das wirst du schon sehen, wenn die Zeit gekommen ist. Arbeit' nur," sagte sie lebhaft, "du bist nicht der einzige, für den ich Arbeit habe."

Als alles fertig war, stand die Sonne so tief, daß der Schatten des Kirchturms ein ganzes Flachsfeld überdeckte. Die Frau steckte das Täschchen mit dem Goldstaub in ihr Mieder und drückte den Sack fest an sich; dabei sagte sie zu Reun Gwalder, der das Pferd losband, er solle seine Zunge in die Tasche stecken und diese mit drei Schlössern zusperren.

"Deine Arbeit werde ich dir bezahlen, nachdem wir alle auf der großen Hochzeit beisammen waren", sagte sie. "Wenn du bis dahin den Mund hältst, wirst du ihm ein goldenes Schloß vorgelegt haben."

"Ich habe Vertrauen", sagte der Schmied, dem sich im Kopf alles drehte.

Er trat an den Wagen heran; der Wasserholunder und die Brombeerblätter begannen zu welken, und der Weidenzweig hing ganz zerfetzt herab; jedoch als er das Grünzeug entfernen wollte, rief sie: "Laß das nur, das stört das Pferd nicht!"

Sie trieb es durch einen Peitschenhieb an und fuhr ab, indem sie dem Schmied zum Abschied zuwinkte, als säte sie Korn in den Himmel.

Du bist nicht der einzige, für den ich Arbeit habe, hatte die Frau des Bürgermeisters gesagt. Jetzt hatte sie Wollknäuel in leuchtendem Weiß ausgesucht und tat sie in einen Korb. Eine Schnur, an der verschiedene Knoten angebracht waren, gab die Maße des Beins ihrer Tochter an, das fest und mager war wie ein Vogelbein. Sie nahm eine rote Strähne, eine blaue Strähne, schloß die Haustür, hängte sich den Korb über den Arm und stieg zur Heide hinunter.

Zunächst begegnete sie den Kühen, die inmitten der Binsen aus einer Wasserlache tranken. Ihrem Hüter, der mit einer langen Gerte und einer Strohpfeife bewehrt war und töricht dreinschaute, rief sie zu: "Wo sind die Schafe heute?"

Mit seiner Gerte wies er auf den gewundenen Weg. Sie schlug den gewundenen Weg ein. Die Weizenähren und Haferhalme pfften im Wind und grüßten sie, als sie vorüberging, wie gezähmte Schlangen. Sie hatten ihre kräftige Nahrung von heidnischer Asche empfangen und lenkten die Gedanken der Frau des Bürgermeisters nicht auf Gott, sondern verschlossen sie in einem Ledersack, der ebenso tief und brennend war wie die Hölle; dort verweilten sie mit größtem Behagen. Sodann führte der gewundene Weg sie in eine ärmliche Landschaft, die einem Krötenrücken glich, – unter einem schmalen Himmelsstreifen, wie einem schlanken Blatt vom Immergrün. Das sind so Dinge, wie man sie manchmal sieht ...

Dort war auch die Herde, noch weit weg und schon ganz nah, kaum zu sehen. Die Schafe zeigten sich in dunstigem Grau; hie und da sah einen dunstigen Schimmer, weiß wie zerbrochenes Porzellan, aber aus der Entfernung, und weil der Widerschein blendete, wußte man nicht, ob er von aufgeblühten Gänseblumen oder neugeborenen Lämmern herrührte. Die Hirtin stand inmitten der Herde. Mit ihrem Hut und ihrem ausgestreckten Arm glich sie von weitem einer jener Puppen, die man in Kirschbäumen anbringt, damit den Vögeln der Appetit vergeht: Berch'ed von Mine Garo, der Teufelsschreck! Das Wesen, das alles Übel verscheuchte! Die Lerchen sangen hier vor Gottes Angesicht.

Als sich die Frau des Bürgermeisters neben einem Ginsterbusch niedergesetzt hatte, war sie eine so mächtige Erscheinung wie der heilige Ludwig, wenn er Gericht hielt; die Hirtin, die mager, ruhig und abgehärmt vor ihr stand, schien die Armut selber zu sein, die einen Prozeß mit dem Wind beginnen wollte. Als ihr die weiße Wolle überreicht wurde, nahm sie sie unverzagt in ihre schwarzen Hände. Berch'ed wußte, daß diese Hände nur vom starken Sonnenbrand so dunkel waren, daß sie nichts Sauberes verderben konnten. Auch die Frau des Bürgermeisters wußte das; sie hatte gleichzeitig die rote und die blaue Wolle hervorgeholt und sagte: "Der Ruhm des Hügellandes verlangt, daß unsere Tochter schön sein soll. Dich möchte ich darum bitten, ihre Füße zu kleiden. Stricke die Strümpfe mit der weißesten Wolle und den feinsten Nadeln; zwischen Knie und Knöchel füge die Buchstaben ihres Vornamens mit roter Wolle ein, bei dem anderen Strumpf nimm blaue Wolle für ihren Familiennamen."

Die Hirtin verneigte sich: "Ich kann nicht schreiben", sagte sie.

Aber das wußte die Frau des Bürgermeisters schon. Sie faltete ein Stück Stoff auseinander, auf dem die Schrift aufgezeichnet war. "Ich habe die Namen auf diesem Stück Stoff angegeben," sagte die Frau des Bürgermeisters, "denn ich fürchtete, Papier könnte durch den Wiesentau verdorben werden."

Berch'eds Gesicht erhellte sich. "Damit läßt es sich machen," sagte sie, "ich bin stolz, daß mir diese Arbeit anvertraut werden soll, und weiß schon jetzt, daß sie schön wird." Sie griff die Wolle und betastete sie lange: "Wenn das Kind diese Strümpfe erst an den Füßen hat, wird es mit ihnen ins Glück wandern."

Die Frau des Bürgermeisters lächelte über Gedanken, die fern waren wie der Mond, aber doch, wie dieser, schon ganz klare Umrisse hatten. Sie erhob sich und ging.

"Vergiß nicht die Schafe darüber!" rief sie, während sie sich entfernte.

Die Hirtin blieb unter ihrem Hut, und rings umher flutete die Sonne auf die trockene Heide; die Herde blökte im Rhythmus des einströmenden Lichts ... Die Wolle lag auf ihren Knien, ein Beweis, daß sie nicht geträumt hatte; der Auftrag, den sie erhalten hatte, erschien ihr süß wie weißes Brot.



DIE ZEIT GING SCHNELL VORÜBER; auf beiden Seiten der Krebsbrücke wurden die Vorbereitungen beschleunigt, und beide Dörfer gerieten dadurch in fieberhafte Aufregung. Während man am Kalten Fluß neue Möbel für die Hochzeitskammer herrichtete, waren auf den Verbrannten Hügeln alle Männer eifrig damit beschäftigt, das Zaumzeug auf andere Weise als mit Bindfaden auszubessern, oder falls sie darauf nicht verzichten konnten, trugen sie doch Sorge, ihn schwarz zu färben, denn der Bürgermeister hatte darauf gedrungen, daß nichts mangelhaft sein dürfe. Die Frauen flickten, die kleinen Jungen schlugen neue Nägel in ihre Holzschuhe und scheuerten sie unter der Pumpe; die kleinen Mädchen sollten neue Schleifen bekommen, um ihr Haar zu binden, und schon am Vorabend wollte man es mit Veilchenpomade behandeln, damit ihre Zöpfe auch den rechten Glanz erhielten.

Im Häuschen der jungen Braut herrschte hingegen völlige Ruhe. Die Aussteuer war so bescheiden, daß es nicht viel herzurichten gab; das ganze Gepäck bestand aus einer kleinen, vom Alter geschwärzten Eichentruhe; die Getreideähren, die darauf als erhabene Verzierung angebracht waren, sahen so altersschwach und angefressen aus, daß man meinen konnte, die Zeit habe ihre Körner verzehrt. Sanft und gerührt sorgte sich Marianna um den Aufbruch ihrer Tochter, um dieses neue Leben bei fremden Leuten; sie sprach von der Fügsamkeit, die gegenüber Schwiegermüttern angebracht sei, von der Bedienung des Butterfasses, den Verrichtungen für das Abrahmen der Milch ...

"Und vergiß nicht, mein Kind: ich habe dich nicht dazu erzogen, daß du deine Kleider hinter einer Tür aufhängst, wie es manche in den Städten zu tun pflegen, die von nichts eine Ahnung haben. Denn ein Kleid, das nicht zusammengelegt war, eine Seidenschürze, die nicht in einer Truhe darauf gewartet hat, bis sich eine schöne gerade Falte in ihrer Mitte bildete, fällt niemals hübsch beim Gehen. Als die Mutter meiner Mutter nach zwanzig Jahren aus ihrem Grab genommen wurde, gewahrten die Totengräber, daß die Falte ihrer Schürze sich noch gehalten hatte; ein jeder merkte dran, was für eine tüchtige und ehrenwerte Frau sie gewesen war, und wenn wir trotz unserer Armut noch heute bei den Leuten in Achtung stehen, so glaube mir, meine Tochter: das haben wir nur dieser treuen Schürze zu verdanken, die zwanzig Jahre lang, im Tod und unter der Erde, ihre Falte zu bewahren wußte. Ich wünsche auch mir dieselbe Ehre und möchte, daß dir das gleiche widerfährt, damit wiederum deine Enkelkinder dadurch gestärkt werden und es von deinem Mann heißt: einer, der eine so tüchtige Frau zu wählen verstand, war bestimmt kein Narr, und sie lebten glücklich miteinander."

Die Tochter des Holzfällers vernahm diese Dinge mit dem Herzen und verstand sie von Grund auf. Sie fühlte sich ebenso tüchtig wie ihre Ahnin und war gewillt, ihre Pflicht zu tun, damit die Falte ihrer Schürze noch zwanzig Jahre nach dem Tod ihrem Leichnam Ehre machte, ihrem Mann Glück brächte und ihren Kindern und Kindeskindern als Beweis diene.

Im Haus des Bürgermeisters vom Hügelland vollzog sich nicht alles in solcher Gelassenheit. Dort herrschte eine erschreckende Unruhe; sie hatte einige Ähnlichkeit mit der Stimmung im Hauptquartier einer kriegführenden Macht, die eine Invasion vorbereitet. Man sah junge Burschen vom Bürgermeisteramt zur Krebsbrücke eilen, die sie als freiwillige Straßenarbeiter ausbesserten, damit die Girlandenwagen hinüberfahren konnten; geschäftige Büglerinnen rollten und stärkten die Wäsche, sie knifften und falteten, sie bliesen die Holzkohle an und neigten Gesichter, die Bratäpfeln glichen, über ihre Plätteisen.

Eine Frau hatte ihren Kernel (ein kleines Spinnrad) vor die Tür der großen Stube gestellt, wo die Tochter des Bürgermeisters ihr Kleid anprobierete. Der Eintritt war verboten, denn niemand sollte das unglaubliche Geheimnis kennenlernen, mit dem man den Leuten von Feunteun Yen drei Nächte lang den Schlaf rauben wollte.

Außer dem Bürgermeister selbst wurde nur der schweigsamen Hirtin Einlaß gewährt, die schon bei Sonnenaufgang die Strümpfe gebracht und lange vor der Tür gewartet hatte. Ein Spalt öffnete sich, Berch'ed zwängte sich hinein, indem sie sich zusammenpreßte wie eine Quelle, die zwischen zwei Steinen hindurch muß. Während sie die Hände zurückstreckte, um den Türflügel zuzuziehen, blickte sie nach vorn. Und als sie gesehen hatte, was es zu sehen gab, bewahrte sie ihre Ruhe, denn sie hatte damit gerechnet, das Paradies mit den Erzengeln vorzufinden, und die Wirklichkeit blieb hinter ihrer Vorstellung kaum zurück. Freilich hatte sie sich nicht weniger, aber auch nicht mehr versprochen: gerade solch ein eindrucksvolles Schauspiel, wie sie es jetzt vor sich sah. Die Frau des Bürgermeisters hatte sich nicht getäuscht; sie betrachtete das Schweigen der Hirtin als Generalprobe eines außerordentlichen Erfolges.

Mit dem Bürgermeister stand es anders; er sah alle seine Erwartungen übertroffen, denn der Anblick, den seine Tochter bot, war von erstaunlicher Schönheit.

Ja, das war ein stolzes Kleid, ein vornehmes Kleid! Ein Kleid, das mehr ausdrückte als tausend Worte. Vorn war es aus blauem Samt und hinten aus weißem Atlas. Aus ihm sprach das hochgemute Selbstbewußtsein der Leute von den Verbrannten Hügeln und das gute Einvernehmen zwischen Vater und Mutter, die dieses Kind miteinander zur Welt gebracht hatten und es sich jetzt ebenso teilten, zur gemeinsamen Erbauung, ohne daß eines von ihnen etwas aufopfern mußte. Das Kleid war recht weit ausgefallen, denn der Stoff war schön, und von etwas Schönerem kann man niemals genug haben. Vor allem aber bewegte es den braven Mann, als er vor Augen hatte, wie sein ganzes Vermögen, alle die im Schweiß seines Angesichts verdienten Goldstücke auf diesem köstlichen Kleid in Stickereien und Verzierungen eingnäht waren! So war es buchstäblich mit Gold gepflastert, und dieses Gold präsentierte sich in einer Form, die ihm eine besondere Symbolkraft verlieh.

Ja, es würde ein großer Augenblick sein, wenn seine Tochter aus ihrer Strohütte heraustrat; wenn man vor den Schieferdächern des Dorfes vom Kalten Fluß, den bunt bemalten Wagen der anderen, ihren schleifengeschmückten Pferden, ihren mageren Brieftaschen – denn diese Dummköpfe trugen ihre Groschen ja zu den Notaren! – vorbeidefiliierte. Der Bürgermeister blickte auf seine Tochter in ihrem Glanz, auf all das, was er in dieser Welt bisher geleistet hatte: mit der Kraft seines Leibes, der Erschöpfung seiner Arme, der äußersten Anstrengung seines Geistes, wie sie der vorteilhafte Verkauf des Kornes, die Zucht hochwertiger Hengste erforderte. Er blickte auf seine Tochter, und es war ihm, als sähe er einen Wald und endlose Felder und darüber regenträchtige Wolken an einem Himmel, den Sonne und Sterne bewohnten.

Was die Bürgermeisterin anging, so war sie viel zu sehr durchdrungen von der Vollkommenheit ihrer Arbeit, als daß sie jemals Zweifel und Qualen kennengelernt hatte, wie sie schöpferische Künstler heimsuchen. Sie war in dieser Sache blind ihrem Instinkt gefolgt, hatte jedoch dabei keine Mühe gescheut und so sehr ihre Kraft verschwendet, daß sie jetzt einer atemlosen Läuferin glich; sie fühlte, wie ein Teil ihrer Kraft in dieses Kleid eingegangen war, sodaß sie nahezu die Lust ankam, aus Schwäche zu weinen.

Um aber dieses erlesene Werk zu krönen, war nichts so geeignet wie die besondere Art, in der das Mädchen den Schriftzug ihres Namens auf den Strümpfen trug: den Vornamen in roter Wolle über das ganze linke Bein hinweg, den Familiennamen in blauer Wolle über das ganze rechte Bein hinweg. Die Gediegenheit dieses wallenden Goldgewandes wurde dadurch so recht sinnfällig, daß es auf zwei Beinen ruhte, die flüssig und lesbar beschrieben waren – mit so großen Buchstaben, daß man sie von weitem sehen konnte. Ja, dieser Einfall machte das Ganze erst vollkommen.

Als jedoch die Tochter des Bürgermeisters ihre Stümpfe straff zog, stellte sich heraus, daß sich die Strickerei gedehnt hatte: ein Teil der Buchstaben wurde durch das Kleid verdeckt. Die Mutter brachte das nicht in Verlegenheit: "Du hast ja die Hände frei", sagte sie. "Nimm also rechts und links deinen Rocksäum und hebe ihn etwas an, als wolltest du einen Knick machen! So werden die Buchstaben wieder sichtbar, und du wirkst dadurch nur noch anmutiger und höflicher. Du kannst dich schon gleich darin üben: geh sechsmal so im Zimmer herum, damit du am Hochzeitstag gut in Übung bist."

Da faßte die Tochter des Bürgermeisters ihr Kleid, wie man es ihr gesagt hatte, und begann gehorsam ihren Rundgang, wie ein kleiner Esel, der an den Mühlstein gebunden ist; doch durch die Art und Weise, wie sie die Seide hielt, bot sie den Anblick einer Prinzessin, und die Hirtin fühlte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen, als sie sah, daß ihre Arbeit solch einen Dienst geleistet hatte und daß die Verbrannten Hügel solche Ehre erwartete. Es waren übrigens nur noch vier Tage bis zum Fest, und man wußte, daß die Honoratioren des Kalten Flusses noch am selben Abend zum Haus in Koulm heraufsteigen würden, um den förmlichen Heiratsantrag vorzubringen, wie es der Brauch verlangte.

Die Honoratioren von Feunteun Yen hatten sich bei Anbruch der Dämmerung auf den Weg gemacht. Sie führten einen vorzüglichen Sprecher mit, der in ihrem Namen die Rede halten sollte, und Ener Dalenn mußte notgedrungen als erster gehen, da niemand sonst den Weg kannte, der zu der geheimnisvollen Braut führte.

Während man nun hörte, wie sie auf dem Waldpfad näherkamen, rang die Tochter des Holzfällers die Hände hinter dem kleinen wurmstichigen Laden, der ihr einziges Fenster verschloß.

"Ach, ich bin so arm und unser Haus ist so klein," sagte sie, "daß ich mich nirgends verstecken kann! Die Männer werden mich sofort finden, und später wird es heißen, ich sei nur ein dummes Ding!"

Schon hörte man ihre Nagelstiefel auf der Tenne, aber die machten immernoch weniger Lärm als das Klopfen ihres eigenen Herzens, denn sie fühlte sich von allen Seiten verfolgt, wie ein weißes Lamm, daß von fünfzig heißhungrigen Wölfen gehetzt wird. "Mein Gott, mein Gott! Was soll nur aus mir werden?"

In diesem Augenblick hörte man den Anführer an der Tür klopfen und der Brauch verlangte, daß man ihn lange ohne Antwort ließ. Das bedeutete einen kurzen Aufschub, aber früher oder später ... – es half ihr doch nichts, da sie nicht wußte, wohin. Schon hörte sie ihren Vater antworten: "Wer ist da?" Denn man konnte nicht länger warten. Die Stimme des Hochzeitsbitters, des vorzüglichen Sprechers, drang nur gedämpft durch das dicke Holz. "Wir sind Fremde, die durch das Land wandern, wir haben Licht gesehen und würden gern bei euch drinnen unsere Vorräte verzehren."

"Geht eures Weges," sagte der Vater barsch, um dem Brauch zu genügen, "geht eures Weges, denn nach Einbruch der Dunkelheit läßt man unbekannte Leute nicht ins Haus."

"Ihr tut unrecht, wenn ihr uns nicht öffnet," rief darauf der Hochzeitsbitter, "denn ihr wißt nicht, mit wem ihr es zu tun habt. Wir haben Speck und Äpfel in unserem Korb und sind ehrbare Leute."

"Nein, nein!" rief darauf der Gegensprecher aus dem Innern des Hauses. "Auf die Reden von Unbekannten ist kein Verlaß!"

"So hört doch, wer wir sind", rief wieder der Hochzeitsbitter, der seinen Mund gegen die Tür drückte und sich nach Kräften heiser schrie. "Ihr sollt wissen, daß wir schöne Höfe besitzen mit so fetter Erde, daß das Korn ganz von allein kommt, mit so prächtigen Kühen, daß sie jedes Wetter aushalten."

"Glaubt ihr denn, daß man euren Worten trauen kann?" brüllte der Gegensprecher in wütendem Ton. "Geht eures Weges und laßt uns in Frieden schlafen!"

Nun trat eine kurze Stille ein, und die Besucher würdigten die prächtige Verteidigung. Dann hatte der Hochzeitsbitter einen neuen Einfall; wiederum begann er und rüttelte an der Tür, als wolle er ins Haus eindringen: "Ihr müßt auch wissen, daß wir einen wackeren Knecht bei uns haben, den stärksten Fuhrmann im ganzen Land! Potztausend, ist das ein Fuhrmann! Oh là là! Der fährt mit sechs Gäulen, und beim ersten Peitschenhieb geht es los im Galopp!"

"Ja, ja," rief es von innen, "redet nur, was ihr wollt, wir hören euch doch nicht zu und schlafen sogar darüber ein." Und der Vater schnarchte auf eine so unverschämte Weise, daß man sich in der Gruppe draußen freudestrahlende Blicke zuwarf. Dieser Gegenspieler war wirklich großartig! Wahrlich, die Leute vom Hügelland kannten die Bräuche, und der Hochzeitsbitter hielt den Augenblick für gekommen, das entscheidende Wort zu sagen: "Schon gut, schon gut, dann gehen wir wieder! Aber könnt ihr uns nicht sagen, ob es stimmt, was man uns erzählt hat, daß ihr in eurem Haus ein Mädchen habt? O so ein schönes Mädchen! Oh là là, o là là!"

Und alle Stimmen im Hof wiederholten in leisem und drohendem Ton: "Oh so ein schönes Mädchen! Oh là là, oh là là!"

"Das haben euch Lügner erzählt," schrie der Gegensprecher im Haus, "denn es gibt kein Mädchen bei uns!" Und der Vater warf der Unglücklichen einen hilflosen Blick zu; denn in diesem Augenblick hätte sie vor aller Augen verborgen sein müssen. Doch da stand sie, blaß und atemlos, und lehnte sich gegen das Uhrengehäuse; sie wußte, daß alle im nächsten Augenblick ins Zimmer dringen würden, um nach ihr zu suchen. Ihre Augen irrten verzweifelt in der ärmlichen Kammer herum, wo es nirgends ein Versteck gab; unterm Bett trocknete das Reisig, im Butterfaß stand die Milch, der Kessel war voller Aufwasch. In gewöhnlichen Zeiten hätte die Standuhr genügen können, aber dort hatte sie ihre Brauthaube in Sicherheit gebracht; es war eben noch Platz genug für das Schwingen des Pendels. Ach, sie war ganz verloren, und ihr Leben lang sollte nun die Schande auf ihr sitzen bleiben, daß man sie schon auf den ersten Blick gefunden hatte!

Der Vater konnte sich nicht dazu entschließen, den althergebrachten Satz zu rufen: "Kommt herein und sucht sie; wenn ihr sie findet, gehört sie euch!" Nein, er brachte diese Worte nicht über die Lippen und suchte Zeit zu gewinnen, indem er den Riegel Millimeter um Millimeter zurückschob. Aber dadurch wurde die Ungeduld und Spannung der Leute draußen nur noch gesteigert; sie drängelten sich im Dunkeln, denn jeder wollte wenigstens einen Holzschuh auf die Schwelle setzen, um unter den ersten zu sein, die sich hereinstürzten.

Die arme Marianna war entsetzt über die Angst ihrer Tochter und die Schande, die sie erwartete; so eilte sie mit einem Besen und einem schwarzen Tuch herbei und hatte vor, ihr das Tuch über den Kopf zu werfen und ihre Füße im Stroh des Besens zu verstecken, damit sie wie ein an der Wand hängendes Kleid aussehen sollte. Doch als die Tür in ihren Angeln zu krachen begann, verlor das junge Mädchen den Kopf; sie stieß einen unterdrückten Schrei aus und stürzte hinter die Tür, als diese mit einem Schlag aufsprang.

Es erhob sich ein furchtbares Geheul. Alle Honoratioren des Kalten Flusses tauchten aus dem Dunkel auf, vom Licht geblendet, drängelten sich gegeneinander und stürmten wie Meuchelmörder bis vor den Herd. So geschah es, daß die Tochter des Holzfällers verdeckt war und sich doch mitten unter ihnen befand, denn breite Schultern und Hüte brandeten um sie herum, aber sie begriff, daß alle geradeaus blickten und geblendet waren wie Eulen.

Draußen war der Hof jetzt leer und still in Finsternis versunken. Die Verzweiflung machte sie kühn; verwegen verließ sie den Schlupfwinkel, den ihr die offene Tür vorübergehend gewährt hatte. Schon streifte ihr Gesicht den schmucken Ärmel eines der Ankömmlinge, aber ohne zu wissen, wie ihr geschah, befand sie sich auf der Schwelle; die Tür schlug hinter ihr zu, und ihre glühende Stirn spürte die Frische der Nacht.



Gaud empfand unendliche Freude und Erleichterung, denn sie hatte das bestimmte Gefühl, daß niemand sie gesehen hatte. Doch wo sollte sie jetzt hin? Gewiß rutschten sie jetzt im Haus alle auf dem Bauch, um unter das Bett zu schauen; gleich würden sie auch die Tür der Standuhr öffnen. Bald würde die Suche im Haus beendet sein. Der Wald mit seinen tausend Verstecken war nah, aber es ging gegen die Regel, dorthin zu laufen; damit das Spiel seinen Reiz behielt, mußte sie ganz in der Nähe bleiben. Doch wie sollte sie das anstellen, lieber Gott? Sie waren so arm, daß es keinen Stall, keine Scheuer, keine Backstube gab; niemals hatte man eine so arme Braut gesehen ... In ihrer Not fuhr sie sich mit der Hand durchs Haar und begann, sich die Strähnen um ihre müden Finger zu wickeln.

Ihr Haar! Wahrhaftig, der Himmel hatte ihr nichts anderes geschenkt: wenn sie fror, breitete sie es auf ihrem Rücken aus; wenn sie in der Sonne schlief, deckte sie sich damit die Augen zu, und weil damals die Kobolde gekommen waren, um darin zu schaukeln, hatte sie einen Liebhaber gefunden ... – dem hatte sie es allerdings zu verdanken, daß sie heute abend so hübsch in der Tinte saß! In diesem Augenblick begann der Mond auf eine kleine Strohmiete zu scheinen, die sich im Hof befand, und ebenso auf die lange Flechte, die sie in der Hand hielt. Beider Farbe kam ihr auf einmal so ähnlich vor, daß sie einen seltsamen Einfall hatte. Sie lief auf die Miete zu, riß einen großen Armvoll blonder Halme heraus und eilte damit zur Heide bis zu einem kleinen Hügel, der sich ganz in der Nähe erhob. Wahrhaftig, es war das Beste und Gescheiteste, wenn sie sich hier auf ihren Lieblingsplatz niedersetzte! Gaud warf ihre leichte Bürde auf den Boden, vergrub atemlos die Füße darin und bedeckte ihren Rock mit den Halmen. Eine vom Wind gezauste Mohnblume war nicht so angstvoll wie ihr Herz, zitterte nicht so sehr wie ihre Hände, während sie hastig den Zopf löste.

Im selben Augenblick, in dem die Honoratioren des Kalten Flusses, verdutzt wegen der Erfolglosigkeit ihrer Suche und hitziger denn je, aus dem Haus stürzten, um die Stallungen zu durchstöbern, breitete Gaud mit einem kräftigen Ruck ihres Kopfes ihr Haar aus; sie fing es in ihren ausgebreiteten Armen auf, die schließlich herabsanken, während die Strähnen, vom Wind getragen, sich über ihre Schultern ausbreiteten und sie völlig bedeckten. *Wenn ich mich jetzt nicht rühre*, dachte sie, *wird mich jedermann für eine kleine Strohmiete halten.*

Die Verfolger waren indessen schnell gewahr geworden, daß es keine Nebengebäude gab, und sammelten sich recht ratlos im Hof. Der Bräutigam wußte natürlich, daß hier nichts stand als das Haus; er war daher schon sehr überrascht gewesen, als er seine Braut dort nicht fand. Überall hatte er sie gesucht und war dann als letzter wieder herausgetreten; nun stand er reglos und enttäuscht auf der Schwelle, in seine Verwirrung versunken wie in einen Brunnen.

Das Spiel trat jetzt in einer neuen Phase ein: für eine Weile war man unschlüssig und steckte die Köpfe zusammen, um einen Feldzugsplan festzulegen für den Fall, daß das Mädchen im Wald gesucht werden mußte.

Im Häuschen konnten sich die Eltern, nachdem sie den Schrecken gut überstanden hatten, vor Stolz nicht lassen, und der Vater als Gegensprecher trocknete sich den Schweiß von der Stirn – solche Mühe hatte er sich gegeben.

Währenddessen bekam es Ener Dalenn im Hof fast mit der Angst; er konnte sich noch so sehr sagen, daß alles nur Spiel war und daß der ganze Ruhm ihm zufiel, weil er eine Braut hatte, die durchtrieben genug war, sich lange suchen zu lassen; jetzt wünschte er doch ernstlich, sie zu finden.

Man hatte Fackeln und Laternen angezündet, aber die Suche in dem kleinen Hof war schnell beendet. Man sah die weiße Schüssel mit dem Entenfutter leuchten, und auf dem Schubkarren neben dem Kaninchenstall blitzte eine Sichel auf. Im Hintergrund schien der Mond auf die Strohmiete und einen kleinen Haufen daneben, der offenbar für die Streu der Kuh vorgerichtet war. Schon geraume Zeit waren sie um dieses Stroh herumgegangen, aber das junge Mädchen war auch dort nicht zu finden.

"Auf zum Wald!" rief der Hochzeitsbitter und sammelte die Fackelträger um sich.

Gaud fühlte sich so glücklich in ihrem Versteck, daß sie sich beinahe bewegt hätte. Sie konnte noch gar nicht glauben, daß es ihr gelungen war, sich so gut und passend zu verstecken, ohne weit in den Wald zu laufen; bestimmt konnte niemand ihr einen Vorwurf machen, wenn man sie zuletzt fand! Aber als dieses Glücksgefühl vergangen war, begann sie zu wünschen, man möchte sie bald entdecken, denn sie hatte einen Wadenkrampf, und jedesmal, wenn einer auf der rechten Seite nah vorüberging, brannte eine große Nessel sie am Fuß. Sie begann, den Himmel um Beistand zu bitten. *Sei doch so lieb, mein Schutzengel, sei doch so lieb und sag ihnen, daß sie hier etwas genauer nachsehen!*

In diesem Augenblick hörte man Hundegebell in der Ferne. Ener erkannte seinen Hund, den er vor dem Fortgehen eingesperrt hatte und der offenbar entwischt war, um ihrer Spur über die Krebsbrücke zu folgen. Er freute sich über sein Kommen und die Hilfe, die er zweifellos bedeuten würde; indem er ihm freudig zupfiff, setzte er sich an die Spitze der Fackelträger. Es konnte nicht lange dauern, bis das starke Tier sie erreicht haben würde, da es gewiß mit mächtigen Sätzen durch das Unterholz brach. In der Tat kam das Bellen schnell näher; doch plötzlich hörte man einen leisen Schrei, und dann war Stille –

"Dein Hund kommt nicht," sagte einer der Honoratioren und schwang seine große Fackel, sodaß der belaubte Zweig einer Eiche in der Ferne grün aufleuchtete wie ein erwachter Smaragd, "es sieht aus, als wäre er in ein Loch gefallen."

"Nein," rief ein Mann, der nah beim Hof geblieben war, "hier ist er, ich seh ihn; aber er hat wohl eine Waldmaus erwischt."

"Wo steckt er denn?" fragte der Bräutigam.

"Dort hinten, neben einem kleinen Strohhaufen; er läuft drum herum und scharrt den Boden auf. Ich geh ihn holen und packe ihn am Halsband."

"Laß das sein!" rief Ener. "Er würde dir glatt die Hand abbeißen; nur ich kann ihm nahekommen, wenn es dunkel ist." Und er ging auf die kleine Strohmiete zu und sprach schon im voraus mit dem Hund, um sich zu erkennen zu geben; dann streichelte er ihm sanft die Flanke, kam höher bis zur Schulter, kraulte ihn hinterm Ohr, bis seine Hand das Halsband gefaßt hatte und es fest in den Griff bekam. Da sah er, wie sich die kleine Miete bewegte: gewiß waren Mäuse oder Ratten im Stroh. Der Hund war so aufgeregt, daß er gar nicht schnell genug mit dem Schwanz wedeln konnte, und das Freudengebell blieb ihm fast in der Kehle stecken.

"Vielleicht ist es sogar ein Hase oder ein junger Fuchs; der muß freilich sehr jung sein, um ... o mein Gott" rief er auf einmal, denn inmitten der Miete hatte er menschliche Augen gesehen. "O mein Gott, mein Gott ... - "

Gaud hatte es jetzt so eilig, entdeckt zu werden, daß sie sich am liebsten völlig aufgerichtet hätte, aber sie war so erstarrt, daß sie nicht einmal einen Finger heben konnte.

"Du bist es!" sagte der Bräutigam mit leiser Stimme. "Du! Du ... hier bist du?" Er war so verdutzt und sie so ermattet, daß ihnen die Worte von den Lippen kamen wie versengte Schmetterlinge, die schwankend die Lampe umkreisen. Plötzlich hob er den Kopf und rief laut in den Wald hinein, indem er seine Hände als Schalltrichter vorhielt: "Ich hab sie gefunden! Heda, kommt schnell hierher!"

Man sah, wie die Fackeln und Lampen eine Kehrtwendung vollführten und sich auf den Hof zu bewegten. Bald umringten die Honoratioren des Kalten Flusses das Paar und die Verwunderung verschlug ihnen die Sprache. Der Hochzeitsbitter setzte sein Licht auf den Boden, klopfte sich die Schenkel, sprang von einem Fuß auf den anderen und begann zu lachen, wie er wohl noch nie in seinem Leben gelacht hatte, denn in seiner ganzen Laufbahn als Hochzeitsbitter hatte er noch nie so eine schlaue Braut erlebt! Dann brachten sie Gaud im Triumph zu ihren Eltern, um ihnen zu berichten, wie sie sie erobert und gewonnen hatten.

Großes Getöse hob an; es wurde viel geredet und gestikuliert, und zwischen all den Lichtquellen in der Finsternis wußten die Leute nicht, wo sie ihre Augen lassen sollten: bald blendete sie das Licht einer Laterne von der Seite, bald starrten sie ins Dunkel; man mußte die Augen zukneifen, und alle fingen an zu blinzeln. Man sah gar keinen Menschen mehr, nur da eine Uhrkette auf einem Stück Weste oder dort die Schnalle eines Hutes oder die silberweiße Schnur eines Holzschuhs.

Der Holzfäller kannte kaum einen seiner heiteren Gäste, und Marianna war es ängstlich zumute, als sie ihre Tochter in deren Gewalt sah, wie verloren in dem großen Gelächter; jedoch mußte sie antworten, wie es der Brauch verlangte: "Da ihr sie gefunden habt,

gehört sie euch!" und sich den Anschein geben, als kümmere sie sich nicht mehr um Gaud, denn es galt zu bezeugen, daß sie jetzt in andere Hände übergang.

Nun öffneten die Honoratioren des Kalten Flusses ihre üppigen Körbe, die in weißen Tüchern Butter und Speck und Würste enthielten; sie entkorkten auch ihre versiegelten Weine und ließen, ohne noch länger zu säumen, die Flaschen kreisen ..



AM TAG VOR DER HOCHZEIT TRAFEN IN FEUNTEUN YEN eine Anzahl Geflügelrupferinnen ein, die am frühen Morgen mit ihrer Arbeit begannen. Ihre Haare waren durch Tücher geschützt, und sie erkundigten sich sogleich nach der Windrichtung. Der erste Knecht sagte, das Wetter sei unbeständig; er riet ihnen daher, hinter den Mieten Platz zu nehmen, damit sie gegebenenfalls um sie herumrücken könnten; wenn es zu schlimm werden sollte, werde man ihnen einen Wall aus Reisigbündeln bauen. Dann hörte man die Brunnenkette knirschen und arbeiten, da es kochendes Wasser zu beschaffen galt; während die eine Hälfte der Frauen das Feuer schürte, begann die andere sofort, die Gänse zu rupfen, die nicht abgebrüht wurden, damit die Daunen unversehrt blieben. Die Enten aber waren noch am Leben und zogen schnatternd hintereinander durch die Höfe, wobei sie alles und jedes betrachteten; sie wollte man erst im letzten Augenblick schlachten, damit das Blut nicht gerann.

Etwas später erregte die Ankunft der Frau, die die Reiskuchen bereiten wollte, große Freude. Sie hatte ein träges Pferd, ihr Wagen war mit einer grünen Plane bedeckt. Sobald sie in den Hof eingefahren war, rief sie zwei Männer zu Hilfe, die ihr den Zucker, den Bottich und die Gußformen vom Wagen heben sollten. Bei ihrem Erscheinen leerte sich

die Stube; man überließ ihr den besten Kamin des Hauses, und mit lautem Geschrei verlangte sie nach Holz. Um Zeit zu sparen, brachte man ihr über den Hof ein schon brennendes Reisigbündel. Ein kräftiger Fuhrmann trug es aufgespießt auf einer Mistgabel, und sein Gehülfe folgte ihm und trat gewandt die großen Funken aus. Um das Feuer wachzuhalten, wählte sie ein Bäumchen, das noch seine Blätter und Wurzeln behalten hatte. Sobald die Milch herbeigebracht war, sollte seine Krone unter den Bottich geschoben werden, und sie rechnete damit, daß die brennenden Blätter, die eine große Hitze ausstrahlten, die Milch bald zum Kochen bringen würden; in diesem Augenblick sollte dann der Stamm an die Reihe kommen, der ein ruhigeres Feuer gab, wie sie das Schmoren des Reises erforderte. Nach ihrer Erfahrung war der Kuchen gar, wenn das Feuer den Fuß des kleinen Baumes erfaßt hatte; die Wurzeln, die sodann große Flammen entfachen würden, sollten das Wasser anheizen, das man zum Spülen der Wanne und des Arbeitsgerätes brauchte, bevor alles wieder auf den Wagen geladen wurde. Auf solche Weise kam sie fast ganz ohne Männer aus; diese konnten Hand anlegen, wo es nötig wurde.

Nachdem sie ihre Vorkehrungen für das Feuer getroffen hatte, verlangte die Frau nach der Milch. Durch ein bedauerliches Versehen war die an diesem Morgen gemolkene Milch schon entrahmt; sie beunruhigte sich deswegen nicht, sondern erkundigte sich, auf welcher Weide das Vieh sei und vor wieviel Stunden es dorthin getrieben worden sei. Als ihre Berechnung, daß es jetzt schon wieder genügend Milch auf der Weide geben mußte, ging sie mit mehreren Mädchen hin, von denen eine glücklicher war als die andere, weil sie die Milch für die Reiskuchen melken durften. Jede hatte den Eindruck, daß die Kühe genau wußten, worum es ging, denn man merkte, daß die Tiere, die für gewöhnlich mit dem Schwanz um sich schlugen, es diesmal unterließen und daß andere, die sonst nur auf drei Beinen standen, wenn man sie molk, diesmal auf allen vieren ihre Milch hergaben, ohne auszuschlagen. Die Mädchen kamen daher noch vergnügter von der Weide zurück, als sie hingegangen waren und hegten keinen Zweifel an der drolligen Gutwilligkeit der Kühe. Sie schütteten die Eimer in die große Bütte, die die Kuchenfrau mitgebracht hatte.

Sobald der Wipfel des Bäumchens Feuer gefangen hatte, entfernten sie sich, um die berühmte Reiskuchenbäckerin nicht durch ihre Gegenwart nicht abzulenken. Diese begann sofort, die Milch mit einer langen Stange umzurühren; von diesem Augenblick an stand ihre Ehre auf dem Spiel. Denn wenn die Mischung anbrannte oder einen Rauchgeschmack annahm, war es um ihren Ruf geschehen und teilweise auch um die Festfreude; denn jedermann weiß, daß selbst eine große Hochzeit, bei der die Reiskuchen verbrannt sind, keinen Pfifferling wert ist, während eine kleine mit gelungenen Reiskuchen alle Herzen erfreut und ein gutes Andenken hinterläßt.

Als die Mädchen, die beim Melken geholfen hatten, die Tür hinter sich schlossen, überlegten sie, wo jetzt am dringendsten Hilfe gebraucht würde und wohin eine jede gehen müsse, um dem jungen Mann zu begegnen, auf den sie es abgesehen oder der es auf sie abgesehen hatte, – im einen Fall, um ihm zu helfen, im anderen, um sich von ihm helfen zu lassen ..

Ihrer zwei wollten sich um das Tuch des Wagens kümmern, der die Brote holen sollte. Dieser Wagen wartete schon so lange am Tor, daß das Gabelpferd eingeschlafen war. Der Kutscher konnte jedoch nicht weiterfahren: er brauchte ein drittes Pferd, damit sein Gespann über die Steigung vor der Mühle hinwegkam; es war jedoch keines frei. Die Mädchen hatten also viel Zeit, das Tuch herzurichten. Es war ein Kipper, der sonst für den Dünger gebraucht wurde; aber er war schön ausgefegt und mit soviel Wasser abgespritzt, daß er jetzt naß und sauber wie ein Waschtrog war. Sie breiteten goldenes Stroh darauf und deckten ein Leintuch darüber, sodaß er wie ein großes Paradebett für die Brote aussah. Sie waren zu zweit gekommen, obgleich es nur einen Kutscher gab, und als die eine das Laken ausbreitete, meinte sie ihr eigenes Bett herzurichten – während die andere dachte, sie rüste ihr Leichentuch. Was nun aber den Kutscher anging, so dankte er Gott, daß man gerade ihn zum Abholen des Brotes bestimmt hatte, denn er hoffte sehr, die Bäckerstochter bewegen zu können, beim Winden der Girlanden zu helfen, und vielleicht konnte er sie sogar im Wagen mitnehmen. Schon malte er sich den Heimweg aus und grübelte darüber nach, mit welchem Versprechen er sie für sämtliche Tänze verpflichten konnte.

Die Geflügelrupperinnen begannen jetzt, die Enten zu treiben, und baten dazu um Hilfe; man wollte sie gegen die Mauer des Obstgartens drängen. Die Enten fegten den Hof in einer breiten, weitausladenden Woge, die den Staub aufwirbelte und einen Heidenlärm machte; das Zugpferd eines mit Efeu beladenen Karrens, der eben hereinfuhr, stieg in die Höhe. Auf eben dieses Pferd aber hatte der junge Kutscher gewartet, und er freute sich, daß er nun bald losfahren konnte. Langsam wendete der Karren mit dem Efeu, um vor der Scheune abzuladen, wo etliche Mädchen des Dorfes arbeiteten. Ein ohrenbetäubender Lärm herrschte, der zwei gleich heftige Ursachen hatte: hier die Stimmen der fröhlichen Mädchen, dort die verängstigten Enten, deren Flügel gegen die Mauer des Obstgartens klatschten.

Der Kutscher der Efeufuhre, der seine Weisungen hatte, spannte den Schimmel aus und führte ihn mit nachschleifendem Geschirr über den Hof, um ihn zu tränken, bevor er ihn dem jungen Mann übergab, der die Brote vom Backen abholen und den großen Hang hinauffahren sollte.

"Ich hab es dir nicht müde gemacht," rief er von weitem und deutete auf das kaum feuchte Fell, "man könnte geradezu sagen, es hat noch gar nichts geschafft."

Jili setzte ein breites Lächeln auf; heute brauchte er mehr denn je gute Pferde, denn die Bäckerstochter sollte ein wenig Augen machen, wenn er mit einem schwerbeladenen Wagen den Hang hinauffuhr. Er ging zur Tränke, und es gab ihm Kraft, als er hörte, wie das große Pferd ins Wasser schnaufte. Mit der Hand wischte er das Blut ab, das von einem Bremsenstich das weiße Fell hinunterrann, und klopfte dem Pferd auf die mächtige Flanke; aber sein Arm sank plötzlich herab, als wäre der Knochen gebrochen: Im Tor der Scheune, wo sie sich offenbar seit längerer Zeit aufgehalten hatte, erschien die

Bäckerstochter; da stand sie, die Hand auf der Schulter eines Burschen, der nicht zur Gemeinde gehörte!, und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Jetzt, da der Lärm der Enten verstummt war, trat Marjep – die gemeint hatte, sie breite ihr eigenes Leichentuch im Wagen aus – ans Tor; äußerlich weinte sie nicht, aber sie spürte alle die Tränen, die ihre Augen gleichsam nach innen vergossen. Sie wußte nichts von der Bäckerstochter, doch die Sicherheit ihrer Gefährtin hatte solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie meinte, jene müsse wohl gewichtige Gründe dafür haben. Ach, ihr blieb nichts mehr, um am Leben Freude zu finden, und am liebsten hätte sie sich an den Torpfeiler gelehnt, so schwach war sie durch diesen Schmerz geworden.

Sie achtete nicht auf Jili, der langsam mit gesenktem Kopf über den Hof ging und sich so elend fühlte, daß er nicht wußte, wie er es fertigbringen sollte, anzuspannen, um die Brote zu holen. Das brave Gabelpferd schlief noch immer, die faule kleine Mähre, die man vorgespannt hatte, um sie einzugewöhnen, schlug nach den Fliegen, wie das ihre Art war, aber der große Schimmel setzte sich von selber an die Spitze. Die Ketten hingen ihm links und rechts herunter; er wartete darauf, daß man ihn anschrirte, und da niemand sich dazu bereit fand, begann er leise zu wiehern. Doch niemand hörte auf ihn, und so stand er da, nutzlos und prächtig. Sein Rücken dampfte wie das Wasser des Kalten Flusses bei Sonnenaufgang, und sein Huf scharrte ungeduldig den Boden auf, aber noch immer hatte niemand ein Auge auf ihn. Seine Mähne rauschte leise wie das Blattwerk einer Weide, und darin schien sich all seine Kraft zu entladen; man spürte, daß er einen mächtigen Schwung entfalten würde, sobald einer seine Ketten aufnahm und ihn anschrirte.

Nun geschah es, daß das arme Mädchen den Kopf hob, und als sie das verlassene Tier erblickte, mit der langen Kette, die im Staub schleifte, bückte sie sich nach ihr. Der Kutscher Jili, dem völlig entfallen zu sein schien, was er eigentlich zu tun hatte, wurde durch diese Bewegung aufgerüttelt; er bückte sich ebenfalls und packte die andere Kette. Auf diese Weise hatten sie jedes eine Kette in der Hand, und sobald diese befestigt waren, stand das große Pferd bereit für seine Arbeit. Da sagte der Kutscher: "Wenn du nichts Besseres zu tun hast, könntest du mit mir auf den Wagen steigen, um die Brote zu holen; die Bäckerstochter ist schon hier, und ihre Mutter da drunten ist zu alt, um mir beim Aufladen zu helfen."

Dem jungen Mädchen war, als würde die Sonne ganz rot und käme wie ein Regen von Rosenblüten herab, und da sie schwankte, hielt er sie und half ihr auf den Wagen. "Du warst wohl müde, Marjep," sagte er zu ihr, "aber jetzt mach ich's dir bequem!"

Behutsam setzte er sie hin und sprang dann von dem Wagen. "Du wirst sehen," rief er und lief vor das schöne Pferd, um die Durchfahrt durchs Tor zu überwachen, "du wirst sehen, wenn wir zurückkommen, wie wir da den großen Hang hinauffahren!"

Die Reiskuchenfrau rührte noch immer die Milch. Sie dachte, es sei bald an der Zeit, den Zucker hineinzuschütten, und dafür brauchte sie Hilfe. Das war allen bekannt, und so wußte sie, daß in jedem Fall jemand im Hof auf ihren Hilferuf lauerte: Sie ließ diesen Ruf

in der leeren Stube die Runde machen, damit er durch die Fenster zur Rechten und die Fenster zur Linken hinausdrang. So hörte ihn die Küstersfrau und kam herein.

Als sie das Zimmer betrat, war ihr, als müsse sie einer Belagerten beistehen, die von einem doppelten Wall umgeben war. Der Außengürtel wurde durch eine Reihe sehr schöner Kuchenformen gebildet, die auf dem Boden standen und um die Feuerstelle einen Halbkreis bildeten. Im Inneren befand sich eine kleine Mauer, die aus sorgfältig aufeinandergeschichteten Ziegeln gebaut zu sein schien: das waren die Zuckerschachteln, die es zu öffnen galt damit man ihren Inhalt in den Bottich schütten konnte. Inmitten dieses Zuckerwalls stand die Frau mit ihrem langen Stock neben Bottich, Dreifuß und Feuer.

Die Frau des Küsters hob ihren Rock hoch und stieg über die Kuchenformen hinweg, die mit ihren breiten, zweistöckigen Spiralen einen fünfzackigen Stern umkränzten. In jeder dieser Formen schmolz langsam ein wenig Zucker, der zu Karamel werden sollte; da er jedoch so weit vom Feuer entfernt war, stand zu erwarten, daß er erst am späten Nachmittag richtig braun werden würde; das war dann der rechte Augenblick. Der kleine Baum war jetzt zur Hälfte verbrannt; sein Stamm lag auf Holzklötzen, sodaß man ihn mühelos weiterschieben konnte.

Die Frau des Küsters ergriff eine Schachtel nach der anderen und schüttete den Zucker andächtig in das große, schaumige Becken, wie ein Kind, das mit Schnee spielt. Die andere rührte weiter die Milch um, und so hatten sie beide Muße, ihre Gedanken wandern zu lassen.

"Wie geht's deinem Mann?" fragte die Küstersfrau.

"Ach, schlimmer könnte es nicht gehen", bekam sie zur Antwort. "Es ist mir nicht recht, daß du die Rede darauf bringst. Wenn ich nur an ihn denke, werde ich schon traurig, so mager ist er!"

"Auch die Dicken bekommen ihre Särge," entgegnete die Küstersfrau, "das Gewicht ändert nichts daran, genauso wenig wie die Worte des Doktors."

"Mag sein," sagte die andere, "doch ich weiß, was mich erwartet und daß er bald unter die Erde kommt." Sie seufzte, und es kamen ihr die Tränen. "Man kann sagen, was man will, ich hab es im Gefühl: bald wird mein armer Mann zerspringen wie ein Heringsfaß und mich als Witwe auf der Erde zurücklassen."

"Wie ein Heringsfaß? Was meinst du?"

"Ich meine, er wird plötzlich sterben, genau wie ein Heringsfaß oder eine Bütte, die zu lange in der Sonne gestanden hat: die Dauben fallen ringsum zusammen; schneller, als man es aussprechen kann, hast du keine Bütte mehr, – und mit meinem Mann wird es

genauso gehen! An dem Reifen, der die Rippen in seiner Brust zusammenhält, wird etwas entzweigen, und dann ist kein Leben mehr da, – so schnell wie ich es erzähle."

Sie schneuzte sich und trocknete sich die Augen. Die Küstersfrau, die es bitter bereute, ein so schmerzliches Thema angeschnitten zu haben, suchte nach einer Ablenkung. Ihr Blick schweifte in der leeren Stube umher. Sie gewährte die vertrocknete Wurzel des kleinen Baumes; ihr haftete noch die Erde an, aus der er sich genährt hatte. Dieser Anblick ließ sie plötzlich zusammenfahren, "Mein Gott," rief sie, "womit backst du denn deine Kuchen?"

"Mit einem entwurzelten Baum," sagte die Kuchenbäckerin, "das ist recht bequem, und ich habe ihn extra ausgesucht."

"Sonderbarer Einfall", brummte die Küstersfrau vor sich hin und schien peinlich berührt zu sein. Sie betrachtete die Wurzel des Baumes, und auf einmal bekam ihr Mund einen leidenden Zug. "Ich hätte es nicht gewagt, mit so etwas einen Hochzeitskuchen zu backen", fügte sie noch hinzu und zuckte mit den Schultern, als wollte sie eine Last abschütteln.

Aber mit ihrer Fröhlichkeit war es vorbei, und sie blieb schweigsam bis zuletzt.

Als der Teig fertig war, kosteten beide Frauen die Mischung, um festzustellen, ob auch nichts daran fehle, und der Geschmack war so vollkommen, daß ihnen das Herz schwoll. Während sie sich nun aufmachten, um Katell Dalenn von diesem erfreulichen Ergebnis zu berichten, schlüpfen zwei kleine Kinder herein, die vom Hühnerhof durch ein Fenster zugeschaut hatten; sie brachten langstielige Löffel mit, um insgeheim zu naschen. Sie rückten eine kleine Bank an das Becken heran und stellten sich schon auf die Fußspitzen ... Die Küstersfrau kam gerade noch zurecht, um sie zu retten; sie griff so schnell ein, daß sie die beiden vor allem Schaden bewahrte.

Bald danach kam die Kuchenbäckerin zurück und begann mit einer riesigen Kelle die sternförmigen Kuchenformen zu füllen. Die Küstersfrau war sehr blaß; sie lehnte sich an den Kamin und beobachtete aufmerksam die Bereitung des Kuchens; er war noch nicht einmal gebacken, dachte sie, und hätte schon beinahe zwei Kinder verschlungen.

DIE FRAU VON DEN VERBRANNTEN HÜGELN HATTE DIE EIER ihrer kleinen Zwerghühner in einem runden Korb gesammelt und sie als Kranz um den Butterklumpen gelegt, der mit schönen Mustern verziert und der Sonne wegen mit einem blau karierten Taschentuch bedeckt war. So sah das recht hübsch aus: es war eine Art Blüte, bei der die Eier die Blätter darstellten, mit einem blau karierten Fruchtknoten. Ja, dieser Korb würde ihr große Ehre machen. Jetzt setzte sie ihn auf den Tisch und begann mit ihrer Toilette.

Sie nahm frisches Wasser, legte ihr Haar in ungewöhnliche Wellen, flocht daraus eine Fülle kunstvoller Zöpfe und ordnete sie auf die althergebrachte Weise an, sodaß das Ganze mit der Haube zu einem Kunstwerk reinen und untadeligen Stiles wurde. Diesen Aufbau hielten zahlreiche Haarnadeln, Kämmen und taubenförmige, mit einem glänzenden Auge geschmückte Hornstäbchen zusammen. Sie hängte ihren Ehrenschal um, der schwarz auf schwarz bestickt war, und band sich ihre Ehenschürze vor; die wirkte wie durchsichtig mit ihrem köstlich durchbrochenen Muster, das Blumen und kirchliche Bildwerke darstellte. Alles das war etwas verblichen, denn es stammte von ihrer Urgroßmutter, die seinerzeit die nötigen Mittel gehabt hatte, und dafür mußte man Gott danken: denn so konnten nun auf ihre Rechnung die bettelarmen Frauen ihrer Nachkommenschaft Staat damit machen. Schließlich kam sich Marianna schön genug vor, um sich auf den Weg zu machen. Sie verließ ihr Haus, ohne die Tür zu verschließen, denn Diebe fürchtete sie nicht, und begann den Hang durch den Wald hinunterzugehen. In den besonnten Wasserlachen sah sie mehrere Büsche, die bald Maulbeeren tragen würden.

"Maulbeeren im August sind gut für einen Pflaumenbaum," sang sie halblaut, "Maulbeeren im Oktober sind wie die Spinnen." Der Spruch besagte, daß die Maulbeeren im Sommer, wenn sie in der Sonne reifen, ebensogut schmecken wie Dörripflaumen und daß sie im Herbst haarig werden; sie dann zu essen, wäre wie Spinnen zu verspeisen. Aber heute hätte die Frau des Holzfällers sich nicht getraut, Maulbeeren zu essen, auch wenn sie reif gewesen wären; sie hätte ja schwarze Lippen bekommen – und das vor einem solchen Besuch!

"Wäre ich reich," überlegte sie, "würde man es als eine Laune ansehen, wenn ich Maulbeeren aße, und ich würde damit noch Ehre einlegen; da ich aber arm bin, hieße es, ich müßte mir meine Nahrung in den Hecken suchen – wie das ja wirklich oft der Fall ist –, und das müßte ein schlechtes Licht auf meine Tochter werfen."

Auf ihrem Gang erfüllte sie Heiterkeit, die durch allerhand Ängste gedämpft wurde. Was Gaud da zustieß, setzte die Mutter in ein Erstaunen, das der Furcht ziemlich verwandt war, und die Frauen im Dorf, die meinten, die Ehre mache sie stolz, die ihrer Tochter widerfuhr, trafen mit dieser Vermutung nicht ganz das richtige.

Jetzt also ging sie zum Kalten Fluß hinunter, um dort am *Hochzeitsfladen* mitzuwirken, denn der Brauch verlangte, daß ihn die Mütter der künftigen Eheleute gemeinsam backen, wobei jede aus ihrem Schrank die Hälfte der Vorräte beisteuert. Das war ein

Sinnbild des Ehebundes, in den die eine ihren Sohn, die andere ihre Tochter einbringt, mit der Erziehung, die sie erhalten haben; der geknetete Teig ergibt das Eheleben, das gut oder schlecht schmeckt, je nachdem, wie die Mütter gearbeitet haben.

Ja, als sie jetzt hinunterging, um diesen Hochzeitsfladen zu backen, empfand sie es bitter, daß die ungerechte Verteilung der irdischen Güter sie dazu zwang, ihren ganzen Besitz herzugeben. Mein Gott, all ihren Zucker, ihr Mehl, ihre Eier mußte sie opfern, um auch nur einen halben Fladen zuwege zu bringen! Aber Katell Dalenns angesehene Stellung hatte zu zahllosen Einladungen geführt. Ach, es war für Marianna ein schmerzlicher Gedanke, daß ein halber Fladen ausreichte, um sie zu ruinieren! Schon am Tag nach der Hochzeit mußte Koulm wieder zu seinem Reisig zurückkehren.



Während sie halb traurig halb heiter solchen Gedanken nachging, hatte die Frau des Holzfallers schon den Wald hinter sich gelassen und durchquerte das Tal auf einem gewundenen Pfad, der derart grün überwuchert war, daß man seinen ganzen Lauf überblicken mußte, um die Spur nicht zu verlieren. Auf den letzten Windungen gewahrte sie viele Hüte, die über den Farnkräutern hin und her schwankten und näherkamen. Vorne ließ eine große Haube die Flügel hängen; daran, daß die Hüte allmählich niedriger wurden, wie die Lichter auf manchen Kirchenleuchten, erkannte Marianna, daß dort die Ahiannics unterwegs waren. Bald zogen sie an ihr vorüber.

Mehrere Kinder waren von der Sankt Aragon-Krankheit befallen, und auf der Suche nach einer wundertätigen Heilung führte die Familie sie in ihren Sonntagskleidern aus. Die von diesem Übel Betroffenen boten trotz ihrer Festtagshüte einen recht häßlichen Anblick, denn die Sankt Aragon-Krankheit ist eine Art Gift, das den Menschen nicht schöner macht.

"Ich führe sie – ", sagte die Mutter; dabei deutete sie auf die Reihe ihrer Kinder und sodann in Richtung auf einen heiligen Brunnen in den Verbrannten Hügeln, der bei Sankt Aragon-Krankheit große Heilkraft besaß.²

Rings um das Standbild des Heiligen waren die Mützen der geheilten Kinder auf kleinen Stöcken aufgespießt; das Ganze sah aus wie eine Falle, mit der man Einhörner fangen will, und das Wasser lag still da wie verzaubert.

"Ach, wäre es doch schon Abend und das Wunder geschehen!" sagte die Mutter und setzte ihren Weg fort.

Die andere nickte, ging an ihr vorüber und an allen dreizehn, die hinter ihr kamen: an Koulm, Per, Joz und Cornély, Mona, Vona, Youna, Marianna, Charlez, Bernez, Denez und schließlich an Kamil und dem kleinen Bénoni. So zogen sie dahin, niedergedrückt und doch schwätzend, mit ihren schiefen Hüten, voran die Mutter wie ein Rebhuhn, das seine Brut in der Sonne spazierenführt. Mit wachsender Entfernung wurden sie immer kleiner, und wenn sie den Windungen des Pfades folgten, sah man sie bald alle dreizehn im Gänsemarsch, wenn der Weg geradeaus führte, wie eine einzige Gestalt.

Die Frau von den Verbrannten Hügeln ging weiter in entgegengesetzter Richtung, und von Zeit zu Zeit schauten die Wetterfahnen des künftigen Hauses ihrer Tochter zwischen den Bäumen hervor. Bald sah sie das ganze Dach, metallisch und glühend wie ein Waffelweiser. Vor allem erstaunte sie der Widerschein der Schieferplatten, der ihr nicht vertraut war. Je näher sie herankam, desto mehr Dächer entdeckte sie, die alle den Besitz ihres künftigen Schwiegersohnes bedeckten, denn hier gab es sogar Dächer, die den Pflügen Obdach boten.

An einer Wegbiegung begegnete sie dem Wagen, der die Brote abholte; Marjep Guéo und Jili Mourrou saßen darauf, auf einem weißen Tuch. Durch das Tor wurden die Geflügelrupperinnen sichtbar, die gerade ihre Arbeit beendeten; daneben stand der grüne Wagen der Reiskuchenfrau. Das Pferd schlug mit dem Schwanz nach den Fliegen; ein Knecht hatte soviel Hafer in seinen Futtersack geschüttet, daß es unwillig das Maul

² Fontaine St. Armel. Ce monument en granit, situé dans Le Vieux-Bourg de Languédias et daté du 14^e-15^e siècle, est une fontaine intarissable. On dit que St-Armel, qui vivait au 5^eme siècle, passant au bourg de Languédias alors privé d'eau, ficha son bâton en terre et après avoir prié, le retira. Aussitôt, une source d'eau excellente, qui n'a jamais cessé de couler, jaillit. Autrefois associée à une église aujourd'hui non conservée, son eau aurait, selon la tradition, la vertu de guérir une maladie de la peau affectant les enfants. Cette maladie est dénommée « mal de sainte Radegonde » ou « de saint Aragon ». (Ursprünglich bretonisch: 'sant Armael'.) <https://www.cirkwi.com/fr/point-interet/108554-fontaine-saint-armel> Armel des Boschaux (482–552 oder 570), Abt, Heiliger der römisch-katholischen Kirche in Les Boschaux (im Gemeindegebiet von Saint-Armel Saint-Armel (Ille-et-Vilaine, bretonisch: Sant-Armael-ar-Gilli) gestorben. (Nach Wikipedia)

verzog. Vor der Scheune waren Burschen auf Leitern gestiegen und hängten bestickte Tücher auf; Mädchen saßen auf Bänken aufgereiht und steckten Blumen in Efeugirlanden, als wenn sie *Ringlein, Ringlein, du mußt wandern* spielen wollten.

Starr vor Schüchternheit begab sich Marianna sofort zum Backofen, neben dem auf einem Podium ein Tisch aufgebaut war. Daran thronte die große Katell vom Kalten Fluß zwischen einem Eierkorb, einer Art Monument aus Butter und großen Steingutschüsseln, in denen der Teig geknetet werden sollte. Über ihrem schönen Kleid trug sie eine weiße Leinenschürze.

Die Frau von den Verbrannten Hügeln grüßte mit einem Kopfnicken und setzte ihren Korb ab. Die Bedeutung des Augenblicks entband sie von jeder Verpflichtung, etwas zu sagen, das war ein Segen. Eine zweite Schürze lag auf dem Tisch für sie bereit. Sie ergriff sie und band sie sich um, wobei sie die Bänder doppelt um ihre Taille schlang, denn sie war sehr schlank. So zeigten sich beide Mütter für ihre symbolische Arbeit gerüstet.

Nun waren die Eier der Zwerghühner so anmutig angeordnet, und vor allem boten sie in ihrem Perlmuttglanz einen so lieblichen Anblick rings um das blaue Taschentuch, daß niemand bemerkte, wie klein dieser Korb im Vergleich zum anderen war. Und da Marianna hier ihren ganzen Reichtum an Nahrung auf einmal hingab, sprach aus der Bewegung, der sie das alles auf den Tisch legte, großer Ernst und eine völlige Selbstentäußerung: sie tat es wie jemand, der den irdischen Gütern gänzlich entsagt, und erweckte dadurch allgemeine Achtung.

Dann gingen beide ans Werk, kneteten, klopfen und rührten und übertrafen sich gegenseitig an Höflichkeit und Arbeitseifer. So boten sie den Zuschauern ein Bild völligen Einvernehmens, ohne daß es sie die leiseste Überwindung gekostet hätte. Man erlebt selten einen Streit zwischen Frauen beim Kuchenbacken, wenn jede genau dasselbe Rezept kennt; andernfalls ist freilich die Hölle los. Da hier die Etikette alles vorschrieb, vollzog sich die Handlung in größter Harmonie.

Aus Ehrerbietung für seine Mutter sorgte der junge Mann vom Kalten Fluß selber für das Feuer im Backofen. Beide Frauen sprachen beim Kneten die Worte, die erforderlich waren, um dem Fladen seine Macht zu verleihen; als der Teig fertig war, fügten sie die letzten Zutaten in Kreuzform hinzu. Dann wurde der Kuchen, mit reiner Hefe und den heiligen Worten als zusätzlichem Sauerteig, in den Ofen geschoben, damit das Ganze in der Wärme aufginge.

Sobald alles beendet war, fühlte sich Marianna wieder als Fremde und wollte sich empfehlen. Man drang darauf, daß sie zu Tisch bleibe. Der Gedanke, daß es bei ihr zu Hause nichts mehr zu essen gab, hinderte sie daran etwas anzunehmen. Sie befürchtete, sie könnte sonst noch von sich selber glauben, sie gehe nur aus Angst vor dem Hunger auf dieses Anerbieten an. Als dann aber ein Teller Suppe vor sie hingestellt wurde, schlang sie den wie eine Märtyrerin hinunter und nahm diese Prüfung auf sich nur, um

die Magd nicht zu betrüben. Dann spürte sie allerdings die wohltuende Wirkung der Suppe. Ihre Tochter hatte sich neben sie gesetzt, auch sie machte einen verunsicherten Eindruck. Über ihren Köpfen hingen Schinken und auf den Tischen standen viele Speisen, damit die Leute sich bedienen sollten, die bei den Vorbereitungen geholfen hatten. Die meisten Gesichter in dem Trubel waren ihnen unbekannt. Es gab gewichtige Leute dort und andere, die recht ärmlich aussahen. Das seltsamste dieser Geschöpfe war eine magere kleine Frau mit einem gedrehten Haarknoten, deren faltiges Gesicht pflanzenhaft wirkte wie eine Schwarzwurzel. Sie hatte einen großen Mund mit fächerförmigen Zähnen, und gewiß hätte ihr eine Drossel aus Versehen die Augen auspicken können, denn sie waren so rund und schwarz wie herbstliche Beeren. Sie beugte sich ständig über die Kochtöpfe und Kessel und redete sie unaufhörlich in einer seltsamen Sprache an, als wären es Tiere.

Diese Frau gehörte zu jenen verlorenen Samenkörnern, die der Kriegswind nutzlos über die Erdoberfläche zu verstreuen pflegt; am Kahlen Fluß schien sie eine Felsspalte gefunden zu haben, die ihrem einsamen Wachstum günstig war. Sie hatte sich so jung auf die Wanderung begeben, daß sie ihren eigenen Paß nicht lesen konnte; so wußte sie nicht genau, wer sie war, und kaum, woher sie stammte. Ihren heimatlosen Leib bedeckte sittsam eine tausendfach geflickte Konfektionsbluse, die in ihrer Umgebung noch exotischer wirkte als ihr flaches Tatarengesicht. Das geringste wohlwollende Wort rührte sie über die Maßen und löste fast erschreckende Dankesbezeugungen bei ihr aus: "Ihr seid süß wie Zucker," weinte sie dann, "gut wie der Herr Jesus!"

Marianna erschütterte solch ein Überschwang und die ungewöhnliche Ehrerbietung, mit der sich dieses Wesen gleichsam wie ein Teppich von den Leuten mit Füßen treten ließ, um sie alle mit einer demütigen Unterwürfigkeit zu ehren, wie man sie hierzulande nicht gewohnt war. Die Frau des Holzfällers ersah daraus, wie groß und geheimnisvoll doch die Welt war.

Angesichts dieser Nachbarschaft begann sie, an ihrer Tischecke Gefallen zu finden. Sie betrachtete die beiden Strömungen, die sich im Saal bildeten: das laute und fröhliche Gebaren der Nachbarn, die zum Helfen gekommen waren, und die unmerkliche und schweigsame Gegenströmung des Gesindes, das den täglichen Gang des Betriebes aufrechterhalten mußte.

Während sich Arbeit und beginnende Festesfreude auf solche Weise mischte, begann das Gesinde, die Kleider zu wechseln. So kehrte sich ein kleiner Hirte zur Wand, um seine Weste (oder seine Socken) auszuziehen; sein ganzer Reichtum befand sich in einer Pappschachtel, und man sah seine drei sauberen Taschentücher und sein Meßbuch. Auch die seltsame Frau verschwand und kam mit gewaschenen Händen und geglätteten Haaren zurück. Da auch ihre Arbeit offenbar zu einem bestimmten Zeitpunkt beendet war, zog sie auf einmal verblüffende Hausschuhe an: neue, glänzende Pantoffeln aus türkisblauem Seidensamt mit hohen Absätzen! Diese schnurrige Aufmachung rief eine gewisse Bewegung hervor, die die Fremde nicht zu bemerken schien; denn wie die hohen

Absätze ihren Leib über den Boden emporhoben, schien sich auch ihr Geist auf eine andere Ebene zurückgezogen zu haben. Sie setzte sich friedlich an den Kamin, kreuzte untätig die Arme und begann in völliger Abgeschlossenheit ihre Ruhe auszukosten.

Gaud, die schon mit den Bräuchen am Kalten Fluß vertraut war, wußte, daß man diese Schuhe – einen Lotteriegewinn – im Dorf kannte, weil sie alle Festtage ankündigten, wie die Wimpel eines Signalmasts; die Erscheinung dieser Frau mit den blauen Schuhen bedeutete ihr letzte Gewißheit, daß ihr Hochzeitsfest jetzt begonnen hatte.

Beeindruckt von diesem Anblick ließ Marianna ihren Gedanken freien Lauf: *Das ist bestimmt eine, die die Sehnsucht ihrer Träume an den Füßen trägt! Wahrhaftig, ich glaube, den Menschen ist das Wort nur geschenkt, um zu verhindern, da sie einander verstehen; das zeigt mir diese Frau mit ihren Schuhen. Ich sehe ja so selten etwas anderes als meinen Mann, unsere Tochter und unsere einhörnige Kuh ... Diese Mahlzeit hat mich genährt, aber mehr noch war diese Frau mir eine Augenweide. Auf einmal gefiel ihr, daß ihre Tochter in diesem Haus bleiben würde, umgeben von all diesen offenherzigen und lachenden Leuten. Als Koulm kam, um sie abzuholen, und als sie ihre Tochter, die auch zum Aufbruch gerüstet war, in ihren Schal hüllte, fiel es ihr seltsam schwer, Abschied zu nehmen.*

DER MOND WANDERTE UND VERSCHWAND, UND AUS DEN NEBELN des Kalten Flusses erhob sich die Sonne wie eine milde Lampe; doch überall waren die Feuer schon angezündet, die Kaffeekannen dampften, und die Menschen drängten sich vor den Spiegeln.

Als sich in den ersten Morgenstunden die Girlandenwagen mit ihren struppigen Pferden und ihren Schleppen aus wildem Geißblatt an der Krebsbrücke einfanden, schien ihnen die ganze Gloriole des Heiligen Geistes voranzuleuchten, da die Tochter des Bürgermeisters aufrecht und regungslos im ersten Wagen stand. Noch bevor sie das andere Ufer erreicht hatte, ging im Dorf die Rede, sie habe ein blaues Kleid an. Ein Junge hatte dieses Gerücht aufgebracht, und das ganze kleine Volk sprach ihm nach: "Die Tochter des Bürgermeisters hat ein blaues Kleid an!"

Doch ein zweiter Junge, der auf einem Apfelbaum gesessen hatte, bis der ganze Festzug vorübergezogen war, kam zurück und verkündete: "Die Tochter des Bürgermeister hat ein weißes Kleid an!"

"Du Lügenbold", rief man. Seine Mutter hatte noch nicht die Zeit gefunden, ihm eine Maulschelle zu geben, als sich ein großer Lärm erhob: "Die Tochter des Bürgermeisters hat ein goldenes Kleid an ... ein goldenes, ein goldenes! Die Tochter des Bürgermeisters hat ein goldenes Kleid an!"

Alle Pappeln am Wege schienen mit ihren runden, vergoldeten Blättern das gleiche zu sagen. Die Leute vom Kalten Fluß standen dicht gedrängt unter den schiefergrauen



Wetterdächern ihrer Häuser und waren außer sich vor Neugier: "Mit Goldfäden bestickt, meinst du wohl, wie unsere Festkleider?"

"Nein, nein, sie trägt ein Kleid aus Goldstücken!" – "Aus Goldstücken von so guter Prägung ... daß sie mit denen bestimmt das ganze Land aufkaufen könnte, wenn sie Lust hätte!"

Die Leute, die beim Kaffee saßen, vergaßen darüber das Trinken. Doch alle, die sich ein gesundes Urteil bewahrt hatten, weigerten sich, an diese Nachricht zu glauben, und schlossen Wetten über die Farbe ab, um sich über die Gerüchte lustig zu machen. Die einen wetteten zehn zu eins, das Kleid sei blau, die anderen, es sei weiß, und dritte schließlich behaupteten, es habe nur goldene Tressen.

Als der Wagen so nahe herangekommen war, daß man die Achse quietschen hörte, schwoll das Stimmengewirr auf der Straße derart an, daß die Blätter an den Bäumen zitterten, und man hätte nicht einmal ein bestraftes Kind schreien hören. Doch sobald das Gefährt in Sicht kam und vorüberfuhr, fühlten sich die Leute so vor den Kopf geschlagen, daß eine angsterregende Stille eintrat; das vergoldete Mädchen hatte jetzt nur das eintönige Geräusch der Wagenachse in den Ohren, als würde sie von der Todesgöttin Ankou getragen.

Sie hielt sich gerade und blickte fest vor sich hin, tapfer darauf bedacht, ihr Gleichgewicht bei den Stößen zu bewahren, denn so konnte sie den Saum ihres Kleides festhalten, wie sie der Mutter hatte versprechen müssen, damit sie für die Verbrannten Hügel Ehre einlegte. Auf solche Weise bewies dieses blasse Kind viel Kraft und Mut und zeigte in Wahrheit mehr Charakter, als irgendjemand von ihm erwartet hätte.

Während sich diese Dinge abspielten, legte die reiche Witwe von Feunteun Yenn hinter den Gardinen ihrer Kammer die letzte Hand an ihre Toilette. Ihrem Sohn zu Ehren trug sie mehr schwarze Seidenfransen, als man wohl goldene Fransen an einer gut geschichteten Strohmiete findet, mehr schwarze Seidenstickereien, als ein Beet von Stiefmütterchen im Mondlicht sichtbar werden läßt, mehr Gagatperlen und schwarze Kristalle, als sie ein Platzregen in stockfinsterer Nacht mit sich führt. Ihre Haube glich einer kleinen Kirche aus Rauhreif, und ein langes Tuch hing wie eine Schneewehe auf ihre Schulter herab. Doch in ihrem Herzen schwelte Bitterkeit, und ihre Augen waren verdunkelt. Seit dem Tag, an dem ER mit dem Hermelin fortgegangen war, hatte sie

keine Freude mehr an Festlichkeiten. Aber nun waren die großen Fässer angestochen, die versiegelten Flaschen mit Burgunderwein hatten den Keller verlassen und standen aufgereiht neben den Tischen, – zu Ehren dieser abscheulichen Heirat, die ihren reichen Sohn mit der Armut verbinden sollte. Nur der Gedanke an Mame Goz, die große Ahnfrau des jungen Mädchens, deren Schürze unter dem Grabstein zwanzig Jahre lang ihre Falte bewahrt hatte, konnte sie ein wenig trösten. Solch ein Blut verstand es offenbar, über dem Hergebrachten zu wachen und den Reichtum zusammenzuhalten. Wahrhaftig, sie brauchte diese Hoffnung, damit sie stark genug blieb, um weiter zu lächeln und diese Komödie ihrer Zufriedenheit, mit der sie auf alle Eindruck machen wollte, zu Ende zu spielen.

Jetzt, von diesem Augenblick an war das Dorf in fieberhafter Erregung, und nachdem die Leute das Kleid der Bürgermeisterstochter gesehen hatten, sagten sie einander: "Wahrhaftig, nun zeigt sich, daß es vielleicht gar nicht so übel ist, die Mädchen von den Verbrannten Hügeln zu heiraten, und die immer so praktische große Katell ist es, die uns den Weg weist. Bisher dachten wir, man hätte sie zum Narren gehalten, aber jetzt sieht man, daß eher sie uns zum Narren gehalten hat! Das ist also der Grund, weshalb sie immerzu lächelt."

Ohne daß sie selber etwas davonwußte, war das Ansehen der großen Katell im Steigen und begann der Ruhm ihr Haus zu umstrahlen, während sie mit zitternden Händen vergebens versuchte, die Brosche an ihrem Mieder zu befestigen. In diesem Augenblick sah sie die Küstersfrau auf ihre zierliche und leise Mäuseart unter ihrem Fenster vorüberhuschen.

"Holla," rief sie hinunter, "könntest du mir einmal helfen und mir meine Goldbrosche feststecken? Ich sehe heute so schlecht und habe ganz zittrige Hände."

Die Küstersfrau trat ein und steckte ihr das Mieder mit der Goldbrosche so fest, wie man eine Stalltür verschließt; dieser Gedanke kam ihr, weil die Nadel die Form eines Riegels hatte, wie man ihn an Kaninchenställen findet.

Der Küstersfrau war es ganz recht, daß die Witwe sie gerufen hatte. Nachdem sie das goldene Kleid erblickt hatte, wurde ihr bewußt, daß sich das Glück des Hochzeitspaar in großer Gefahr befand. Katell Dalenn würde schrecklich wütend sein, wenn sie sich klarmachen mußte, daß ein verständigerer Sohn diese kostbare Schwiegertochter hätte heimführen können. Aber die Küstersfrau wußte nicht, wie sie die Witwe auf den Anblick vorbereiten sollte, der sie erwartete!

Um sie milder zu stimmen, versuchte sie, die Stickereien und Fransen zu bewundern. Doch die Trauernde bat sie inständig, zu schweigen: nein, sie könne es nicht ertragen, schön und aufgeputzt daherzukommen; wahrhaftig, seit ER dem Hermelin gefolgt sei, ginge sie am liebsten nur noch in Lumpen.

Die Küstersfrau war betrübt. Der Wunsch, Gutes zu tun, wallte in ihr auf wie der nutzlose Schaum des Sektes, der so plötzlich hochsteigt, daß niemand ihn auffangen kann. Und doch brauchte diese Mutter eine gütige Hand, ebenso wie ihr Sohn und die von ihm Erwählte: Sie alle drei verdienten es, daß man sie liebte, wie man die Unglücklichen lieben soll; denn seitdem die Küstersfrau die Wurzel des Bäumchens gesehen und die beiden Kinder davor bewahrt hatte, im Teig zu ersticken, spürte sie, wie dieses Haus von Minute zu Minute mehr von Leid erfüllt wurde. Das war wohl eine besondere Äußerung ihrer Gabe, die auf diese Weise noch niemals gesprochen hatte und sich heute in einem großen Haß gegen das Gold auswirkte. Sie fühlte sich wie vergiftet vom Gold. Ihr war, als hätte sie hineingebissen und davon gegessen, und alle ihre Eingeweide widerstrebten dieser Nahrung.

Sie sah das Kästchen offen, in dem Katell ihre Kostbarkeiten verschloß. Mehrere Steine darin ließen ihre farbigen Lichter spielen; sie waren von einem Goldreif eingefast. Doch dieses Gold in seiner reinen Schönheit erschien ihr weit ungefährlicher als das gemünzte Gold, das diesen Morgen von den Verbrannten Hügeln wie eine Fackel der Zwietracht herabgestiegen war und jetzt langsam das Dorf durchzog, um überall die Feuersbrunst besser entfachen zu können.

Sie nahm aus dem Kästchen die Ringe, die Nadeln mit den schönen Köpfen und die Ketten heraus: "Die eine Brosche, mit der Ihr Euer Mieder zusteckt, reicht heute nicht aus; Ihr müßt schon das Allerschönste anlegen, was Ihr besitzt, um die Ehre von Feunteun Yen zu retten, denn der Bürgermeister von den Verbrannten Hügeln hat uns eine arge Falle gestellt; jetzt raucht es in allen Köpfen, und es wäre gut, wenn man ein Gegenfeuer anzündete!"

Katell konnte diese Worte nicht begreifen, aber die Küstersfrau ließ nicht locker: "Laßt mich nur machen, laßt mich nur machen; gleich werdet Ihr es schon begreifen."

Das ganze Haubentuch entlang, das wie ein schäumender Quell über schwarzem Basalt wogte, heftete sie die Münzen und schönen Nadeln an; und es sah aus, als gehe die Witwe mit all den Reliquien und Ablaßmedaillen auf eine Pilgerfahrt, wie es der Brauch war.

"Könntet Ihr denn auf eine ernstere Wallfahrt gehen als die, die Euch heute, in der Prozession eines Hochzeitszuges, bevorsteht; zu der Kirche, in der ihr selber die Ehe geschlossen habt?"

Katell ließ es widerwillig geschehen, daß man sie weit mehr schmückte, als das einer strengen Witwe in ihrem Alter angemessen schien. Doch die Küstersfrau drängte so sehr, daß man ihr nicht widerstehen konnte.

Bald begaben sie sich in die große Stube, die voll von Würsten, Blumen und Kuchen war, um die eingeladenen Honoratioren zu erwarten; dort sollten sie der Bekränzung der Braut beiwohnen, bevor sich der Fest zu formieren.

DIE BRAUT MIT DEM BLASSBLONDEN HAAR ERSTRAHLTE inmitten des Raumes im tausendfachen Glanz der Perlen, die ihr die Verstorbenen geschenkt hatten; ihre Freundinnen umringten sie und entfalteten sich in ihren weiten Kleidern wie Blumen in ihren Töpfen. Ein Dudelsack begann auf dem sauber gefegten Hof zu plärren, wo den Bruthennen ihre erschrockenen Küchlein davonliefen. Der Bürgermeister vom Kalten Fluß stand am Kamin und goß einen Schoppen nach dem andere hinunter, um sich Mut anzutrinken; denn ihm war zu Ohren gekommen, der kleine Bürgermeister von den Verbrannten Hügeln wolle ihm einen schlimmen Streich spielen; vielleicht käme die ganze Weltanschauung der Leute vom Kalten Fluß ins Wanken durch das, was sie zu sehen bekommen sollten.

Die weiße Braut saß auf ihrer Truhe, von deren Ährenschnuck die Zeit die Körner weggefressen hatte. Sie fühlte sich beunruhigt, und kam sich armselig vor, weil sie nichts Passenderes gefunden hatte als diese Truhe aus ihrer Strohütte, in der einst die Schürze ihrer Ahnin so gut lernte, in Falten zu liegen, daß sie es unter der Erde zwanzig Jahre lang nicht mehr vergaß. Das war ihr ein Trost, und sie bildete sich ein, solange sie dort säße und achtgäbe, daß ihre Fußspitze nicht den Boden dieses fremden Hauses berührte, könne ihr niemand etwas Böses antun oder ihr etwas mißgönnen. – Was den schmucken jungen Mann vom Kalten Fluß anging, so fühlte er sich nicht beenzt in seinen schönen Kleidern, wie das am Hochzeitstag häufig der Fall ist, denn er war es gewöhnt, stets gut gekleidet zu sein, und ein neuer Anzug war für ihn keine große Sache. Nur wagte er nicht, wie all die Neugierigen um ihn herum die Augen zu seiner Braut zu erheben; die Zeit wurde ihm daher unsagbar lang.

Die Witwe blickte währenddessen aus einer Fensterecke auf den Hof und war ehrlich entrüstet, als sie sah, welch schäbiger Pelzmantel aus rüdigem Ziegenhaar der künftigen Schwiegermutter ihres Sohnes um die Schultern hing; jeder konnte sehen, daß die Arme nichts Besseres anzuziehen hatte. Da ihre Geduld erschöpft war, bat sie die Küstersfrau, in die Kammer hinaufzugehen, einen passenden Pelz auszusuchen und dafür zu sorgen, daß die Holzfällerin ihr klägliches Kleidungsstück im Keller versteckte. Abends vor dem Fortgehen solle sie es dann wieder umtauschen.

Die Küstersfrau holte also einen Pelz und trat auf den Hof hinaus, lächelnd und gelb im Gesicht wie eine Schlüsselblume. Die Türen ihres Herzens standen weit offen für dieses lebenswerte und tüchtige Geschöpf, das nur die Not so entblättert hatte; aber sie wußte nicht, wie sie es ihr sagen sollte, ohne sie zu kränken.

"Das schickt euch Katell; sie fürchtet, daß Ihr Euch sonst erkälten könntet ..."

"Danke, aber davor habe ich keine Angst." Aufblühend unter der Sonne solcher Zuvorkommenheit begann aber auch Marianna zu lächeln. "Meinen alten Pelzmantel habe ich auch nur deshalb angezogen –", und sie zeigte darunter ihr Mieder; es war so alt, daß der Samt nicht an allen Stellen gehalten hatte.

Die Küstersfrau stand Qualen aus. "Aber sie wird darauf bestehen, daß Ihr ihn anzieht ...", sagte sie leise mit einem so eindringlichen Blick, daß man die weit offenen Flügeltüren ihres Herzens ahnte, und die andere entsetzt zu begreifen begann. "Ich flehe Euch an ...", hauchte die Küstersfrau, und dabei war ihr Herz wie eine Frucht, die die Sonne der Güte gereift hat. "Es geht um das Glück Eurer Tochter und eures neuen Sohnes."

Die Frauen tauschten die Kleidungsstücke aus. "Euren Pelzmantel nehme ich mit nach Hause und gebe ihn Euch heute abend; so sehen wir uns wieder." – Bei jedem Wort trat sie einen Schritt zurück und entfernte sich sacht, während sie Marinna unverwandt anschaute; denn sie gehörte zu den Frauen, die sich nur schwer dazu entschließen können, sich von jemandem abzuwenden.

DIE GÄSTE, DIE ZUR BEKRÄNZUNG DER BRAUT GELADEN WAREN, trafen immer zahlreicher ein, und bald wurde gemeldet, daß die Wagen des Hügellandes die Wegbiegung erreicht hatten. Ein großer Dudelsack blähte seinen hirschledernen Wanst auf, der grün war wie ein Moosnest, ließ violette Bänder im Wind flattern und begann zu plärren. Und so gellend durchschnitt dieser Klang die Luft, daß man befürchten mußte, alle Milch auf dem Gutshof werde sofort gerinnen; zugleich aber war er so frisch, so kräftig und lustig, daß ein jeder darin den Auftakt zum Fest erkannte.

Im großen Saal erhob sich die Braut, zart wie ein Farnwedel, den der Frost als Eisblume ans Fenster gezeichnet hat, während an der Tür die Tochter des Bürgermeisters vom Hügellandland erschien, mit dem eigenen Namen in blauen und roten Buchstaben auf ihren Beinen, beide Hände vorgestreckt, um ihr entfaltetes Kleid zu halten, aufgerichtet wie ein Klatschmohn aus Gold.

Alle Augen der Honoratioren und Gäste wanderten zum Gold und blieben daran haften wie Eisenspäne an einem Magneten ... Der Saal schien plötzlich wie gedankenleer, so daß der schmucke junge Mann vom Kalten Fluß sich endlich getraute, zu seiner Liebsten aufzuschauen. Allen schien in diesem Augenblick die Zeit stillzustehen.

Und dann war der ganze Saal voller Verlangen! Nur eine Minute ...

Die Ewigkeit einer Minute, die so lang gedauert hatte wie die Dauer der Welt und kürzer war als ein Seufzer; aber die Worte, die die Zeit messen, sind töricht. – Doch das hatte genügt, um den Frieden zu zerstören.

Die Küstersfrau hörte die Herzen vor Durst schreien. Sie waren wie rote Blumen unter der glühenden Fülle der Sonne.

Erstaunt über die Stille hatten sich die Kinder dem Kuchentisch zugewandt. Der Lärm ihres Streitens brach den seltsamen Zauber.

Der jungen Braut wurden Wachsblumen als Krone auf die Stirn gesetzt, als Strauß an den Busen gesteckt und als Girlande ans Kleid geheftet. Die Männer des Festzugs schmückten ihre Westen, und überall klingelten Schellen an den Bändern. Der Wein begann zu strömen, und die hochgeschwungenen Gläser warfen gelbe und rote Lichter. Lachen blühte auf allen Lippen, und Komplimente schwirrten wie lustige Vögel durch die Luft. Manche Gäste waren hungrig genug, um Würste zu essen; Kinder ließen in dem Gedränge ihre Kuchen fallen, und wenn Füße darauf traten, war es, als ob man Maulwürfe zerquetschte. Der Wirrwarr wurde gewaltig, obwohl das Fest kaum begonnen hatte; doch hatten die Mägde ja später – während der Messe – Zeit genug, die Folgen des morgendlichen Gemetzels wieder zu beseitigen.

Als man sich zum Hochzeitszug sammelte, gab es einige Unruhe, denn man fragte sich, wer die Tochter des Bürgermeisters führen solle. Die Frau eines jüngeren Bruders von Feunteun Yen, die fast so reich und angesehen war wie ihre Schwägerin, warf ihrem Mann einen Blick zu und rief dann ihren Sohn, um ihm mit dem Kinn zu bedeuten, was er tun solle. Verschüchtert blieb der Junge vor dem Mädchen mit den Goldstücken stehen, das ihm nicht die Hand zu reichen wagte, jetzt selbst befangen, nachdem ihr großer Auftritt vorbei war. So mußte erst die Mutter, die angesichts der begehrliehen Blicke der Leute von Feunteun Yen von gewaltigem Stolz erfüllt war, ihre Tochter dem Knaben zuführen, den seine eigene Mutter an der Schulter stieß. Über die Köpfe ihrer Kinder hinweg wechselten beide Frauen einen förmlichen und zurückhaltenden Gruß, wenigstens nahm sich das in den Augen der Menge so aus; doch beide hatten Zeit genug, aus dem Blick gegenseitiges Einverständnis herauszulesen, und als sich das junge Paar entfernte, hing eine jede ihren Gedanken nach.

Nichts von alledem war der Witwe entgangen, die innerlich dem Wahnsinn nahe war, seit sie das Kleid mit den Goldstücke gesehen hatte. Jeden Augenblick hatte sie das Gefühl, ihre Beherrschung zu verlieren; daß das gequälte Lächeln, zu dem sie ihren Mund zwang, sie verriet; daß sie in der nächsten Minute aufschreien würde: das Fest sei zu Ende, sie verweigere ihre Zustimmung! Sie bemühte sich, an de Ratschläge des Pfarrers zu denken; noch immer wollte sie versuchen, den bitteren Kelch auszutrinken, aber sie wußte nicht, ob sie die Kraft dazu haben würde.

Währenddessen hatte sich der Festzug formiert, und ein Strom von Seide und Gesängen begann sich zwischen den Hecken dem Dorf entgegen zu wälzen. Das Haus leerte sich. Die Mägde blieben am großen Gatter stehen, um den letzten Kleidern nachzusehen und noch die Lieder zu hören; sie hatten genug Zeit vor sich, um ihre Arbeit gemächlich auszuführen. Auch einige Knechte waren für die Stallarbeit zurückgeblieben. Sie führten Fohlen auf die Weide und machten dadurch für die Pferde der Gäste den Stall frei; den mußten sie jetzt mit frischem Streu versehen. Alles das ging ohne viel Lärm vonstatten, und die Küken begannen wieder hinter den Steinen hervorzukommen, noch furchtsam wie nach einem Gewitter.

Die Küstersfrau fand sich im großen Saal allein. Sie hatte sich den anderen nicht angeschlossen, weil sie den Pelzmantel aus Ziegenhaar holen wollte, den niemand zu sehen brauchte. Im Vorbeigehen konnte sie ihn unbemerkt in ihr Haus bringen, während sie dem Festzug von weitem folgte, und sich dann wieder unter die Menge mischen. Vor dem Fortgehen kam sie auf den Gedanken, die Fensterläden zu schließen, damit die Sonne, die sich heiß ankündigte, dem Raum nicht die Frische nähme, die alle nach ihrer Rückkehr so nötig haben würden. Die Stille erfüllte sie mit großer Ruhe, und als sie die Läden geschlossen hatte, fühlte sie sich von tiefem Schweigen und freundlicher Dunkelheit umgeben; ihr Geist schwebte darin und entfaltete sich friedlich wie das Blatt einer Seerose auf einem unbewegten Teich. Sie tastete sich zu dem Sessel neben dem Kamin hin, wo sie den Pelzmantel hingelegt hatte und wandte sich schließlich der Tür zu, als auf einmal ein langes und schreckliches Schluchzen sie zusammenfahren ließ.

"Oh, wer weint denn hier?" fragte sie mit leiser Stimme; ihre ganze Hilfsbereitschaft war erwacht, und sie schickte sich an, dazubleiben, bereit zum Trost für einen großen Schmerz.

Doch sie sah niemanden. – Nachdem sie die Läden geöffnet und festgestellt hatte, daß sie ganz allein war und daß die Dinge ihr gewohntes Aussehen zeigten, wollte sie sich wieder beruhigen, als sie zu ihrem größten Entsetzen zu sehen meinte, daß ein Teil von Gauds Truhe zu glänzen begann. Ihr Blick blieb in angstvollem Erstaunen darauf haften, und sie bemerkte, wie Wassertropfen aus den Schnitzereien sickerten, in den Höhlungen stehenblieben und hell aufleuchteten. Dieser Lichtschein durchdrang ihr Auge bis ins Innerste ihrer Seele. Bevor sie sich aber noch völlig bewußt wurde, was da geschah, erlosch alles und hinterließ lediglich große Ratlosigkeit in ihr.

Das gefällt mir gar nicht, was ich da gesehen habe, dachte sie und fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um diese gewaltsam in die Wirklichkeit zurückzurufen, *das gefällt mir gar nicht...*

Sie warf den Pelzmantel über den Arm und verließ den Raum. Im Flur standen Platten für die Tische bereit; darauf waren die Reiskuchen mit ihren lustigen Spiralen und fünfzackigen Sternen zu sehen. Dieser Anblick ging ihr durch Mark und Bein. *Er ist mit entwurzeltem Holz gebacken worden und hat schon zwei Kinder verschlingen wollen. Ach, ich möchte nichts mehr hören und sehen.*

Und sie lief zwischen den Kuchen hindurch zum Tor; dabei störte sie den Kutscher und Marjep auf, die sich an den Stamm des Holunders lehnten.

Unter den Dolden des Holunders glitten Licht und Schatten über die gestärkten Spitzen, die blauen Bänder, die rosa Fransen aus winzigen goldenen Halbmonden, mit denen die weiten Samtärmel des Mädchens umsäumt waren. Gerade gelobte sie Jili hoch und heilig, sie werde ihm alle ihre Tänze reservieren und nicht am Ball teilnehmen, ehe er seine Arbeit beendet und sich umgezogen hätte; "das wird lang dauern", sagte er düster, denn

er starrte vor Dreck, weiß Gott! Er müsse sich auch noch um alle Schweine kümmern, damit der kleine Bucklige entlastet werde; denn der sei schon rasiert und habe leichtsinnigerweise ein weißes Hemd angezogen. Nein, man könne nicht verlangen, daß der kleine Bucklige jetzt in seinem weißen Hemd noch zu den Schweinen geht, und erst recht nicht, daß er es auszieht, um es nachher wieder anzuziehen! Denn schon vom einmaligen Anziehen sei es halb zerknüllt.

Beide lachten sie und fühlten sich hochherzig, wie es Glückliche sind; es würde eine reine Freude sein, auf mehrere Tänze zu verzichten und dadurch das weiße Hemd des kleinen Buckligen zu retten.

Die Küstersfrau, die im Vorbeigehen ihr Lächeln aufgefangen hatte ging langsamer, um aufzuatmen; gern wäre sie ein wenig stehengeblieben: sie hatte Licht und Lachen so nötig, um sich zu stärken!

Aber die Kirche läutete mit allen Glocken; und weil sie spürte, wie all das Furchtbare, das sie schon seit zwölf Stunden kommen sah, sein Haupt erhob, verlangte es sie sehr, zu beten.

Den Dorfleuten, die den Festzug vorüberziehen sahen, konnte nicht entgehen, daß die Tochter des Bürgermeisters vom Hügelland den Saum ihres Kleides auf der rechten Seite fallenlassen mußte, damit sie dem Sohn des Zweitgeborenen von Feunteun Yen die Hand reichen konnte. So mußte jeder bemerken, daß zwar der Vorname aus roter Wolle völlig sichtbar blieb, der Familienname aus blauer Wolle jedoch durch das Kleid und jetzt durch das Bein des Jungen, der sorgsam im gleichen Schritt ging, verdeckt wurde. Der Umstand, daß dieser Junge von Feunteun Yen durch seine Gegenwart den Familiennamen der Bürgermeistertochter auslöschte, war von hoher symbolischer Bedeutung und so leicht zu entschlüsseln, daß inmitten der versammelten Menge die beiden Kinder vermutlich als einzige nichts von dem ahnten, was das Schicksal gegen sie im Schilde führte. Es erschien so offensichtlich, daß man kaum ein Wort darüber zu verlieren brauchte; die Jahre würden es schon bringen ...

In diesem Augenblick begann das Mädchen die Kirchentreppe emporzusteigen, und der Wind entfaltete rings um sie her einen Fächer von Gold und Seide, daß sie aussah wie ein allzu schöner, ahnungsloser Schmetterling. Man sah das Gold im Wind klappern, der die dichten Falten des Kleides auseinanderbreitete und immer neue enthüllte; alle waren sie mit Goldstücken bestickt, die ein Feld, einen Hochwald von beträchtlichem Alter oder den schönsten prämierten Stier wert waren! Wenn man gerade eine Rosette bemerkt hatte, mit der man acht Paar Ochsen hätte kaufen können, so zeigte ein etwas kräftigerer Luftzug eine Münze, mit der man einen Stall bauen konnte; doch hatte man kaum Zeit, zu überschlagen, für wie viele Boxen man ihn wohl einrichten könnte, als der Wind drehte und die Seidenfalten in entgegengesetzter Richtung auffächerte: nun war es der ganze Hof mit seinen Schieferdächern ... Aber warum eigentlich Schieferdächer? Man konnte doch auch unter Strohdächern seine Zeit gut nutzen!

Auf diese Weise wurden alle Grundsätze der Leute vom Kalten Fluß erschüttert; sie begannen, ihr Geschäfte bei den Notaren zu bereuen, ihre Papiere wurden ihnen verleidet, und sie meinten, man könne schon von Zeit zu Zeit als Zaumzeug Bindfäden benutzen, wenn man sich zum Ausgleich sowas dafür leisten könnte. Kurzum, das Kleid rief überall eine so fieberhafte Erregung hervor, daß jeder verständige Mann es hätte auf sich nehmen müssen, das Mädchen als Revolutionärin, Rebellin oder mindestens als Störerin der öffentlichen Ruhe und Sicherheit einzusperren ... Und dieses Kleid war auch die Ursache, daß die große Katell von Feunteun Yen, als sie die Kirchentreppe emporstieg, innerlich die ersten Worte der Verwünschung gegen ihre Kinder aussprach: gegen diese arme Schwiegertochter und ihren törichten Sohn, der grade sie erwählt hatte.

Sie sprach diese Worte jedoch ganz leise, und niemand wußte bisher, was sie hinter ihrem Lächeln verbarg. Niemand außer der Küstersfrau, die durch eine Seitentür vor allen anderen in die Kirche geschlüpft war und ihre Angst durch Gebete zu beschwichtigen suchte.

Die Braut, die jetzt auf ihrem Platz saß, blickte auf ihr schönes offenes Buch. Sie las nicht, dafür betete sie viel zu inbrünstig – und um Dinge, die nicht im Buch standen. Denn in der Brautmesse gibt es kein besonderes Gebet für den Fall, daß einen die Mutter des Bräutigams nicht liebt und man so arm ist, daß man in dem Haus, in dem man nun leben soll, kein lautes Wort wagen kann.

Niemand vermag zu erraten, welche Richtung ein Leben einschlägt; weshalb sie hier an der Seite des eleganten jungen Mannes von Feunteun Yen saß und warum er sie zur Frau haben wollte, während dieser Platz doch ganz offensichtlich drei Jahre später dem kleinen Mädchen im goldenen Kleid gebührt hätte. Mein Gott, wie sehr empfand sie, daß dieser Tag für ihre Schwiegermutter eine schlimme Wendung genommen hatte, seit das kleine, reiche Mädchen erschienen war! Gaud seufzte. Sie mußte erst das Ende des Hochzeitsmahls und des Tanzes abwarten; wenn dann alle gegangen waren, konnte sie vielleicht – vielleicht! – anfangen, glücklich zu werden ...

Von Zeit zu Zeit sah sie Ener an, der jetzt ihr Mann war. Der aber war in seinem eigenen Dorf und hatte immer so viel Geld besessen; ihm war es daher völlig gleichgültig, ob er sich inmitten von tausend Leuten auf einem Fest befand, er begann schon jetzt, glücklich zu sein.

Die Messe ging zu Ende. Der Gesang erfüllte das Schiff, und man meinte, die Erregung zu spüren, die in der Luft lag. Die Klänge brachen sich an den breiten Holzbalken, die mit der Axt aus riesigen Eichen herausgehauen waren und von Krokodilmäulern, die auf beiden Seiten aus dem Mauerwerk ragten, mit großen Zähnen benagt wurden. Die Augen der Tiere waren sanft; es sprach keine Wildheit aus ihnen, jedoch das berechtigte Bewußtsein, daß die Festigkeit der Kirche auf ihrer Kraft ruhte.

Ängstigt euch nicht, sagten das ganze Kirchenschiff entlang die Augen der furchtgebietenden Echsen, *seht uns nur an, was wir für ein großes Maul und was für ein kräftiges Gebiß wir haben!*

Übrigens hatte man keine Zeit damit verloren, sie zu glätten, und so zeigten sie alle grobe Kerbflächen, je nach der Laune des Schnitzmessers, mit plattgedrücktem Zahnfleisch und Lippen, die so lang waren wie Miesmuscheln. Wahrhaftig, es waren stolze Ungeheuer, gezähmt und gefügig im Dienste des Herrn.

Das junge Mädchen von den Verbrannten Hügeln schloß sie gleich in ihr Herz und gefiel sich in dem Gedanken, daß sie fortan in ihrem Schutz beten wurde. Die Holzfäller dort oben hatten keine so reich geschmückte Kirche; dort war der ganze Raum nur in einem lebhaften Blau ausgemalt, auf der einen Seite mit einer orangegelben Sonne, deren rotumranderte Strahlen einen Umkreis von mehreren Metern ergriffen, auf der anderen Seite mit einem großen blaßgelben Mond. Auf diese Weise konnte man zusammen mit der Hostie in der Monstranz die Fürsten des Himmels mit einem Blick umspannen, was nirgends sonst möglich war und das Beten erleichterte.

Ganz in ihrer Nähe konnte Gaud den Schrein einer Ortsheiligen bewundern; unter einer Glasglocke sah man einen milden Totenkopf, der mit Vergißmeinnicht aus blaßblauem Samt und Rosenknospen aus verschossenem Atlas bekränzt war. Die glänzenden Zähne, die die Jahrhunderte losgelöst hatten, waren fächerförmig auf einem mit weißer Seide bespannten Karton aufgenäht. Infolge einiger Erschütterungen, die das Staubwischen des Sakristans verursacht hatte, war der Kranz etwas auf die Seite gerutscht; der Schädel erhielt dadurch ein seltsam kokettes und frivoles Aussehen, das die Nerven eines mit solchen Dingen wenig vertrauten Fremden ernstlich hätte erschüttern können. Gaud wurde nicht beunruhigt von dem Anblick der Überreste dieses schlichten und sanften Geschöpfes, das so große Tugenden zu erwerben vermocht hatte und über den Tod hinaus den Leuten des Kalten Flusses Wohltaten erwies.

Wenn es ihr selber nur sogleich bestehen könnte! Ja, wahrhaftig! Denn jetzt, als die religiöse Feier zu Ende ging, überfiel Gaud eine neue Sorge. – Es war hier Brauch, daß die Neuvermählte nach der Messe wiederum die Flucht ergriff und sich in einem Haus versteckte, damit sich die ganze Hochzeitsgesellschaft an die Verfolgung machen konnte; das bot dann nochmal Anlaß zu großer Belustigung. Da sie jedoch nicht im eigenen Heim heiratete, kannte sie weder Menschen noch Häuser; unter diesen Umständen schien ihr so ein Wettlauf sehr schwierig.

Aus Rücksicht auf ihre neue Familie wollte sie jedoch nicht gern als Dumme dastehen, und so war sie beklommen, als Ener ihr ein Zeichen gab, sich zu erheben. Ach, nun war es also soweit!

Durch die offene Tür drang das Licht herein, brandete wie eine weiße Woge, von Feuerzungen durchzogen. Rechts und links von diesem Sturzbach öffneten sich die dunkle Torflügel wie ein magisches Scheunentor; Gaud stellte sich vor, daß Tag für Tag eine große Mühle, von Sonnenkraft getrieben, vor diesem Tor das neue Mehl zu mahlen begänne.

Die Luft war jetzt erfüllt von dem Lärm auf dem Platz, einem mächtigen, langanhaltenden Ton wie Meeresbrausen; er wurde noch durch die Dudelsäcke überschallt, die in Takt zu kommen versuchten, weil sie das Herauskommen des Festzuges erwarteten und von allen Seiten schrien wie Möwen, die ein Wrack umkreisten. Gaud empfand auf einmal Angst vor diese Menge, durch die sie bei ihrem seltsamen Wettlauf hindurch mußte.

Nun standen sie vor der Kirche! In plötzlichem Einvernehmen schraubten sich die Dudelsäcke in einem langen Kreischen himmelwärts und begannen sodann leise wie Bienen zu summen. Es waren Klänge, die an große Winde denken ließen und endlose Horizonte auftaten. Einige Holzschuhe begannen schon auf den Fliesen zu klappern; von nun an war niemand mehr ganz bei sich bis zum kommenden Morgen ...

Der Festzug hatte sich formiert und schickte sich an, die Hauptstraße hinunterzuziehen. In wachsender Angst schaute Gaud um sich und sah sich nach Hilfe um; doch sie erblickte nur unbekannte Gesichter, die eher Furcht einflößten: Frauen, die den Tanz erwarteten und vor Neugier nach den Kleidern der anderen vergingen, und Männer, die ihre großen Mäuler, ihre trockenen Kehlen vor Freude weit aufsperrten und von denen viele schon jetzt getrunken hatten. Sie spürte, wie die alle, sogar die kleinsten Kinder, bereit waren, ihr nachzulaufen, um zu sehen, wer sie am schnellsten fangen könnte, aber gewiß dachte niemand daran, ihr zu helfen. Niemand kam auf den Gedanken, daß sie, die heute im Mittelpunkt des Festes stand, des Beistands bedürfen könnte. Und jedesmal, wenn sie versuchte, ihre Hand Eners Hand zu entwinden, ihren Arm seinem Arm zu entziehen, drückte er sie nur um so fester an sich.

Auf diese Weise schritten sie weiter, während Lachen sie umschwirrte und der Trubel immer mehr zunahm; sie näherten sich dem Markt, als sie auf der anderen Seite des Platzes wie einen Sturmwind den großen Hund Jaou herankommen sahen, der sich offenbar wieder einmal losgerissen hatte.

"Bravo", rief der Bräutigam vergnügt. Nichts befriedigte ihn so sehr, als wenn sein Hund entwischt war; nur selten und ungerne sperrte er ihn ein. Nichts konnte ihm übrigens heute größere Freude bereiten, als ihn an seiner Seite zu haben. Wäre es nach ihm gegangen, hätte er ihn in die Kirche mitgenommen und während der ganzen Messe dort behalten; so sehr war er davon überzeugt, daß Gott an seinem so treuen Gefährten sein Wohlgefallen haben würde. Glücklicherweise hatte er ihn nun wenigstens auf dem Heimweg zum Begleiter.

"Seht doch", rief er entzückt, als das Tier, das mit großen Sätzen heran jagte, zusehens näher kam.

Schon traten die Leute beiseite, um Jaou durchzulassen, denn wenn man ihn auch allgemein bewunderte, fürchtete man sich doch zugleich vor ihm. Im selben Augenblick erreichte das Fuhrwerk eines Nachzüglers im gestreckten Galopp und mit Peitschengeknall den Platz. Es erfaßte den Hund mit den Rädern und fuhr ihm über die Pfoten! Wie ein Baumstamm blieb Jaou auf der Straße liegen – –

Alle waren bestürzt. Niemand hätte erwartet, daß diesem großen Hund ein Unfall zustoßen könnte. Große Verwirrung entstand. Das Hochzeitspaar eilte zu ihm hin, und es war furchtbar anzusehen, wie sich das arme erschreckte Tier fortzuschleppen suchte. Was war ihm nur geschehen, daß er nicht mehr laufen konnte?

"Ach, wir werden dich schon wieder gesund machen", sagte Ener untröstlich, beugte sich nieder und sah Jaou fest in die Augen. Es war deutlich zu erkennen, daß der Hund sich durch diesen Blick seines Herrn etwas beruhigte.

Mit Gauds Hilfe verband Ener die verletzten Pfoten. Ihre Hochzeit hatten die beiden völlig vergessen, aber darüber waren die Leute nicht erstaunt. Ihnen war es recht, daß sie sich selbst um ihren Hund bemühten, denn sie hatte er immer nur erschreckt. Niemals ließ er sich anfassen, und keiner wagte, ihm näherzukommen; Fremden zeigte er die Zähne.

Schließlich brachte man einen Handkarren mit Heu, und da der Tierarzt zu den Gästen gehörte und zum Hochzeitsmahl erwartet wurde, brauchten sie sich nicht weiter zu beunruhigen und nur einen der Männer zu bitten, mit dem Karren voranzufahren und ihn möglichst behutsam zu schieben.

Als die große Angst, der Hund könnte tot sein, überstanden war, fühlten sich die Brautleute so erleichtert und zufrieden bei dem Gedanken, er werde bald wieder geheilt sein, daß sie ganz glücklich ihren Platz an der Spitze des Zuges wieder einnahmen. Ener gab freudig den Befehl weiterzugehen, doch als die Musikanten gerade ihre Instrumente wieder ansetzten, mußte er feststellen, daß die Braut nicht mehr da war!

Gaud hatte den Zeitpunkt ihrer Flucht richtig gewählt: genau im Augenblick der Entspannung, als man den Hund aufgeladen hatte und wegfuhr. Keiner sah, wie sie sich leise entfernte, ahnte, was sie im Schilde führte, denn sie mischte sich rückwärts gehend unter die Menge, während sie ständig redete und lächelte. Solange nur ihre Bewegungen langsam waren, fiel das nicht weiter auf, und sie hatte nichts zu befürchten. Doch sobald sie glaubte, der Abstand von der Menge sei nun groß genug, und ihren Schritt beschleunigte, hörte sie großes Geschrei und wußte, daß jetzt der ganze Brautzug hinter ihr her war.

Nun begann eine Flucht, die kreuz und quer durch Höfe und Gäßchen führte, und da sie gewohnt war, über die Heide zu laufen, flog ihr Fuß so leicht dahin, daß sie davonschwebte wie eine Schaumflocke, die der Meereswind treibt.



FÜR AZILIZ, DIE ÄRMSTE DER ARMEN, WAR AN DIESEM TAG die Sonne schwarz aufgegangen, wie die Sonne von gestern und die von morgen und alle anderen Sonnen, die nur aufzogen, um sie zu wärmen bis zu dem Augenblick, an dem Gottes Licht für sie erstrahlen würde. Doch dann war sie ja im Himmel, und es machte ihr nichts mehr aus, daß sie ihr Leben lang blind gewesen war.

Ja, trotz allem war es hart für sie, hier allein zu sitzen und hören zu müssen, wie die Glocken läuteten und wie von den Leuten im Dorf Lachen und Geschrei herüberschallte. Und auch das Nachbardorf tat dabei mit, das sich ihnen zum erstenmal angeschlossen hatte! Man erzählte, sie seien von ihren Hügeln herabgekommen mit einem Mädchen im goldenen Kleid an der Spitze. Wie das wohl aussah?

Und die Braut? ...

Nein, es genügte nicht, ein grünes Farnkraut in der Hand zu halten, die ihr die kleine Lilinie an der Mauer gepflückt hatte. So konnte sie sich doch nicht vorstellen, wie eine Braut aussah, die über und über mit weißen Perlen bedeckt war. Ach, wie sehr wünschte sie an solchen Tagen, an denen sie so allein war und die Leute in der Ferne lachten, Gott möchte sie bald in seinen Himmel holen. "Ich wünsche mir, daß mein Kleid im Himmel mit Perlen bestickt sein wird, denn heute morgen sagen sie alle, das sei so schön anzusehen."

Sie tastete sich bis zur offenen Tür, um die Sonne besser zu spüren, und streichelte unaufhörlich das grüne Farnkraut, doch ihre Einsamkeit wurde so unerträglich, daß sie endlich nach ihrer Katze rufen mußte.

"Wenn sie an meiner Seite schnurrte, wäre ich nicht so allein", sagte sie vor sich hin.

Aber die Katze kam nicht, denn sie war gewohnt, an Festtagen ins Café zu gehen, sie wußte nämlich, daß die Kellnerinnen dann zu sehr beschäftigt waren, um die Türen fest zu schließen; sie entfernte sich dann für ein bis zwei Stunden, um mit prallem Bauch zurückzukommen.

"Sie wird noch Schaden anrichten", sagte Aziliz ganz laut mit bestürzter Miene. Sie wußte genau, daß die Leute ihrer Katze viel durchgehen ließen, weil sie einer Blinden gehrte, und daß sie nur halb soviel Prügel bekam, wie sie verdient hätte.

Jetzt wandte sie sich an ihren Schrank. Wenn sie sich so allein fühlte wie heute, sprach sie immer ziemlich laut und hauptsächlich mit ihrem Schrank. Dann nahm sie das Farnkraut zum Zeugen ihres Kummers, daß sich ihre Katze im Café aufhielt und daß sie niemals zu ihren Lebzeiten erfahren würde, wie das Kleid der Braut aussah.

In diesem Augenblick hörte sie eilige Schritte auf der Straße, und ein heftiger Luftzug strich an ihr vorüber. "Gute Frau," flehte eine atemlose Stimme, "sagt ihr doch bitte, wo ich mich verstecken kann!"

"Ich weiß nicht, wer Ihr seid," antwortete Aziliz, "und leider kann ich Euch auch keine Antwort geben; ich bin blind, und so weiß ich nicht, wie man sich versteckt."

"Blind!" sagte die Stimme mitleidsvoll. "Ihr seht wirklich alles nur schwarz?"

"Aber ja doch! Genau wie Ihr sagt: alles schwarz und sonst nichts. Ich bin immer in einem großen Dunkel."

"Immer in einem großen Dunkel, wahrhaftig? Ach, wenn ich mich bei Euch verstecken könnte, würde mich niemand finden!"

"Das ist schon möglich," sagte Aziliz, "freilich kann ich mich nicht dafür verbürgen. Wenn Ihr aber mein Haus betreten wollt, kann ich Euch nicht daran hindern, und ich hoffe nur, Ihr wollt mir nichts Böses antun, denn ich könnte mich nicht zur Wehr setzen."

"Bestimmt will ich Euch nichts Böses antun, aber Ihr könntet mir etwas Gutes antun, denn ich werde allmählich müde ... hört ihr, wie sie schreien?"

"Ja," sagte die Blinde, "heute ist eine große Hochzeit. Man sagt, manche seien dazu mit goldenen Kleidern gekommen; aber vielleicht sind das auch Lügengeschichten?"

"Nein, es stimmt," sagte die junge Frau, die sich keuchend an die Wand lehnte, "die Tochter des Bürgermeisters hat ein goldenes Kleid an."

"Ich frage mich, wie das wohl aussieht", sagte die Blinde und schüttelte den Kopf. "Und das da?" Sie schwang das grüne Farnkraut. "Stimmt es denn – Ihr habt es ja doch gesehen – daß das der Braut ähnlich ist?"

"Was – ?"

"Ja, das Blatt hier. Farnwedel ganz aus weißen Perlen, sagen sie und schön wie der liebe Gott, das sagen sie noch dazu. Ja, sowas möchte ich gern sehen; wenn ich Augen hätte, dann sähe ich es auch ..."

"Mein Gott," sagte Gaud, "seid Ihr denn so sehr im Dunkel, daß Ihr rein gar nichts seht, nicht einmal mich?" Denn obwohl sie wußte, daß Blinde nichts sehen, hatte sie sich doch nicht vorgestellt, daß man auch sie selber nicht sehen konnte.

"Habt Ihr die Braut gesehen?" rief einer der ersten Verfolger, die jetzt die Straße hinunterstürzten.

Doch der schmucke Bursche von Feunteun Yen rief ihm zu: "Sei still, die ist doch blind!" So eilten sie vorüber, und die anderen folgten ihnen.

O Gott, dachte Gaud, wer hätte geahnt, daß mich die Dunkelheit, die den Blick einer Blinden erfüllt, so gut schützen würde! Und dennoch ist ihr Haus genauso hell wie jedes andere. Seltsam – das habe ich gleich gespürt hier, und alle haben es wohl empfunden: es ist, als wäre ich gar nicht hier! Sie begann aufzuatmen und fand Gefallen daran, daß alle ihre Verfolger außer Atem kamen, während sie selber Ruhe hatte.

"Warum laufen sie denn?" fragte die Blinde. "Ich weiß nicht recht, was sie mit *schnell* und *langsam* eigentlich meinen, aber ich glaube, ich würde nicht schnell laufen, selbst wenn ich sehen könnte, denn wenn einer gelaufen ist, japst er wie ein Hund."

"Sie laufen, weil sie hinter der Braut her sind, die ihnen in diesem Augenblick immer mehr entwischt ... – denn je weiter sie laufen, um so mehr entfernen sie sich von ihr."

"Ach," sagte Aziliz, "ich möchte sie so gern sehen, wenn sie vorübergeht!" Und wieder hob sie das grüne Farnkraut empor. "Ihr habt mir noch immer nicht gesagt, ob ihr Kleid – "

"Habt ihr denn wirklich nicht begriffen, daß ich die Braut bin ... und ich bin hier, um mich im Dunkel Eurer Augen zu verstecken!"

"Was! Die Braut ist hier? ... Ihr selber seid die Braut?" Aziliz erhob sich aufgeregt. "Aber was ist dann mit dem Kleid? Wo ist das Kleid? Was habt ihr damit gemacht?"

"Ich habe es an!" sagte die junge Frau. "Seit heute morgen bedeckt es mich von den Schultern bis zu den Füßen."

"Das Kleid ist hier? Ist das denn möglich? Laßt es mich anfassen ... Heute morgen wollte ich sterben, um im Himmel etwas zu sehen, was diesem Kleid gleicht. Es ist doch nicht zu glauben, daß die Braut heute mein Haus betreten hat!" Sie weinte vor Rührung, und ihr Gesicht strahlte vor Freude. Gaud hatte die Falten des Kleides zusammengerafft, legte ihr einen großen Busch voller Perlen in die Hände, und die Finger der Blinden betasteten sie wie geblendete Schmetterlinge.

"Das ist das Schönste", sagte Aziliz auf einmal in sehr bestimmtem Ton. Und wirklich berührte sie dabei die Stelle des Kleides, wo die glänzendsten Perlen waren. "Hat ER euch dieses Kleid geschenkt? Es ist doch so kostbar."

"Nein, viele Dinge – , aber nicht das Kleid." Und da man in einer Blinden alle Geheimnisse wie in einen Brunnen versenken kann, erzählte sie, wie die Toden des Hügellandes ihre alten Kränze gespendet hatten.

"Das ist lieb von ihnen! Jetzt wird mir klar, daß heute ein großes Fest ist, da alle – alle! so mitgeholfen haben."

Währenddessen war draußen alles still geworden. Gaud stellte sich vor, wie die Hochzeitsgäste jetzt vermutlich in großer Verlegenheit waren. "Es ist besser, ich stelle mich selber, denn sie müssen alle sehr hungrig sein. Aber ich lade euch ein und nehme euch mit, denn Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen!"

So verließen sie beide zusammen das Haus und begaben sich zum Platz, wo die Alten, die dort warteten, sie mit lauten Rufen begrüßten. Man schickte Dorfjungen aus, um die Verfolger zu sammeln, die verdrossen und außer Atem zurückkehrten. Alle begannen zu lachen, als sie erfuhren, was geschehen war, und während sie sich den Schweiß von der Stirn wischten, dachten sie, der Bräutigam habe zwar nicht den Ruhm gehabt, seine Braut selber zu finden; es sei aber für ihn noch weit ehrenvoller, daß er ein so gewitztes Mädchen erwählt habe.

Ener jedoch schien bestürzt und erschrocken zu sein. "Du machst mir Angst", sagte er, als er näherkam. "Das erstemal hast du dich in Sicherheit gebracht, indem du mitten unter uns warst, und heute bist du uns entkommen, weil du dich in der Finsternis einer

Blinden versteckt hast. Großer Gott, ich frage mich, was geschehen würde, falls du wirklich flüchten wolltest!"

Schließlich hellte sich sein Gesicht auf, er wandte sich an die Menge und rief mit stolzer und triumphierender Miene: "Wahrhaftig, falls sie sich eines Tages wirklich aus dem Staub macht, könnt ihr mit Recht sagen, daß ich ein armer Wicht bin, denn dann werden wir sie niemals mehr wiederfinden!" Er begann als erster zu lachen, die ganze Hochzeitsgesellschaft stimmte laut ein, und die Heiterkeit wollte kein Ende nehmen ...

Inzwischen ordnete sich der Festzug für den Heimweg, und da die Braut den Wunsch äußerte, der Blinden sollten alle Ehren zuteil werden, wurde Aziliz auf der einen Seite von dem Sohn des Zweitgeborenen von Feunteun Yen und auf der anderen von der Tochter des Bürgermeister von den Verbrannten Hügeln geführt. Jeder im Dorf sah, daß die Blinde heute ihren schönsten Tag hatte.



Zweiter Teil

DER GROSSE JABADAO

KATELL DALENN GING MIT KURZEN SCHRITTEN in Begleitung einiger sehr alter Honoratioren am Ende des Zuges, ohne sich darum zu kümmern, daß sie immer weiter zurückblieben: jetzt, da die Hochzeitsgesellschaft wieder unterwegs war, hielt sie es kaum mehr aus. Wirklich, sie mochte sich noch so große Mühe geben, gute Miene zu machen; aber sie kam nicht darüber hinweg, wie unhöflich sich ihre Schwiegertochter benommen hatte, als sie sich so unüblich lange suchen ließ, und wie dreist und unbescheiden es dann gewesen war, sich ganz von selber zu stellen! Nein, die Befürchtung, daß sich sonst alles verspätet hätte, war dafür keine Entschuldigung. Das würde man ihr bestimmt nicht so bald vergessen und verzeihen!

An einer Wegkreuzung stiegen die Witwe und ihre Begleiter dann doch in einen geschmückten offenen Wagen, der sie auf einer Abkürzung schnell zum Hof brachte. Sie mußte ihn ja vor dem Brautpaar erreichen, um die feierliche Einführung zu vollziehen; niemand durfte das Haus vorher betreten. Diesem Brauch begegnete man nicht häufig. Er hat lediglich in den Ausnahmefällen einen Sinn, wenn die Hochzeit beim Bräutigam stattfindet und die junge Frau Leben und Herrschaft mit ihrer Schwiegermutter teilen soll. Aber mag dies auch eine Seltenheit sein, so ist der Brauch doch vorgeschrieben, und alle Einzelheiten sind sorgfältig geregelt. In solchen Fällen ist es im übrigen von Vorteil, wenn der Schwiegervater noch am Leben ist; denn er führt dann die Schwiegertochter ein, und das fällt Schwiegervätern wohl nicht so schwer wie Schwiegermüttern. Da aber hier das Hermelin erschienen war, fiel diese Pflicht der Witwe zu.

Sie betrat daher den Saal, begleitet von den Honoratioren, die ehrenhalber als Zeugen mitwirken sollten. Auf dem Tisch waren die Flasche Wein und die drei Gläser schon bereitgestellt, die für den feierlichen Akt gebraucht werden.

Als der Zug am Hof angelangt war, spielte die Musik noch lauter, und der junge Ehemann blieb vor der Tür stehen, durch die seine Frau allein eintrat. Nun schenkte ihre Schwiegermutter die drei Gläser ein, reichte eines ihrer Schwiegertochter und nahm selber das zweite in die Hand, während das dritte auf dem Tisch stehenblieb. Die beiden Frauen begrüßten sich, stießen an und tranken dann ihre Gläser aus, während sie sich Auge in Auge gegenüberstanden.

Der Ehemann wartete vor der Tür im Kreis seiner Freunde. Er durfte die Schwelle seines eigenen Hauses nicht überschreiten, bevor seine junge Gattin ihn an der Hand gefaßt, ihm den Wein gereicht hatte und ihn dann erst eintreten ließ. Damit wurde gezeigt, daß er fortan ihr die Sorge um seine Habe überließ und daß sie stets Herrin im Haus sein würde, während er selber in allen Haushaltsangelegenheiten unter diesem Dach ihr zu Diensten stand.

Während Gaud nun zitternd die wenigen Schlucke trank, die sie dem Brauch zufolge zu trinken hatte, erlitt die Witwe eine Martyrium. Wahrhaftig, ihr reiches Kind konnte inmitten seines Besitzes sein eigenes Heim nicht betreten, ohne daß diese elende Bettlerin, deren Kuh nur ein Horn hatte, ihm die Erlaubnis dazu gab! Ihr einziger Trost war der Gedanke, daß niemand die Schuld der Schwiegertochter bezweifeln konnte, wenn sich der arme Kleine einen Sonnenstich holte, weil er dort draußen herumstehen mußte!

Als die junge Frau seine Hand ergriff, um ihn über die Schwelle zu führen, sah er so glücklich aus wie ein armer Teufel, dem man alle Schätze der Welt anbietet. Weiß Gott, das war mehr, als Katell ertragen konnte! Aber als Gaud und Ener sich jetzt vor dem Tisch aufrecht und regungslos gegenüberstanden und dem Brauch gemäß einen Schluck Wein tanken, waren die beiden offensichtlich so ganz eins, daß Katell sich gezwungen sah, die traditionellen Worte zu sprechen, die ihr widerstrebten.

Der Augenblick war gekommen, die Wiese zu betreten, wo das Mahl gerichtet war. Der kleine Junge, der mit einem Sack in der Hand auf der Wurzel einer Weide saß und wartete, erhob sich, als er die Musik, herankommen hörte. Einige Mägde vollendeten in aller Eile die Tafeldekoration und stellten eine riesige Suppenterrine auf den Platz der Braut. Der kleine Junge band seinen Sack auf und ließ zwei Tauben heraus, die an den Füßen aneinandergebunden waren; die Küchenmägde jubelten, denn sie waren wie Kinder. Sie halfen dem Jungen, sie zu befreien, und ließen sie sodann ihre erstarrten Flügel üben. Als sie glaubten, die Vögel seien nun wieder munter, um einen Flug zu wagen, steckten sie sie schnell in die große leere Terrine und deckten den Deckel darüber; dann freuten sie sich, als sie sie innen mit den Flügeln schlagen hörten. "Da drin ist ihr Glück ... hört doch, wie es die Flügel regt, wie es lebt und sich emporschwingen möchte!"

Sodann ergriff die Hauptköchin einen großen blühenden Apfelzweig; er war gerade von einem Knecht gebrochen worden, der unter hundert Bäumen den besten ausgewählt hatte. Sie schwang den Zweig mit beiden Händen wie eine Kreuzträgerin; die Küchenmägde ordneten sich zu einem Zug und folgten ihr, wobei sie den Falten ihrer Schürzen einen eleganten Schwung verliehen. So schritten sie quer über den Festplatz.

Von der anderen Seite kam das Brautpaar heran, hinter ihm die Musikanten und alle Gäste; jeder Galan hielt den Regenschirm seiner Angebeteten, und jede Brautjungfer gab ihren Reichtum durch die Zahl der Goldfäden in ihrem Kleid und durch die Schwere des Samtes zu erkennen. Bei den Männern entsprach dem die Breite ihres Hutbandes und die Schnalle, die es festhielt; die sehr Reichen hatten daher Bänder, die höher waren als der Kopf des Hutes, sodaß ein Hohlraum entstand, in dem ein Huhn fünfzehn Eier hätte ausbrüten können. Jedermann betrachtete sie mit besonderer Achtung.

Als die Hauptköchin auf der Höhe des Brautpaares angelangt war, hielten die beiden Züge an. Es kam zu großen Ehrenbezeugungen, und während der Zweig über den Kopf der jungen Frau gehalten wurde, begannen alle feierlich das Lied zu singen, das stets an diesem Tag gesungen werden muß, um zum Ausdruck zu bringen, daß sofort nach der Eheschließung das heitere sorglose Leben zu Ende ist und daß es fortan gilt, auf jedes Leid gefaßt zu sein.

Dann setzten sich die Köchinnen, steif und gerade, ihre Schürzen zur Schau stellend, an die Spitze des Zuges, den der Apfelblütenzweig anführte, genau wie das Kreuz und die Priester, wenn sie einer Wallfahrt voranziehen. So schritt man um die Tische, und die Braut setzte sich vor die große Suppenterrine, mit dem Bräutigam an ihrer Seite; beide lauschten ihrem Glück, das darin rumorte – und es war eine unaussprechliche Freude, zu hören, mit welcher Kraft dieses große Glück im Innern der Suppenschüssel die Flügel schlug! Als nun die junge Frau die Hand auf den Deckel gelegt hatte, sah der junge Mann sie schweigend an, um sie mit den Augen zu bitten, sie solle doch dem Glück jetzt seine Freiheit geben, damit es sich so weit wie möglich emporschwingen könne. Da hob die Braut den Deckel hoch, und die Tauben schossen in einem Nu in die Höhe, wie eine große Lilie, die sich in den Himmel erhob.

Die ganze Hochzeitsgesellschaft reckte die Nasen in die Luft, um ihnen nachzuschauen, wie sie weite Kreise zogen, die über den Feldern immer größer wurden. Ganz weiß hoben sie sich von einem stürmischen Himmel ab, und als plötzlich eine dunkle Wolke vor die Sonne trat, sah man, wie sie sich in Licht einhüllten und als Pfeile am Saum dieser düsteren Wolke entlangschnellten; je dunkler diese wurde, um so leuchtender erschienen die beiden Tauben, und so fern, verzaubert, daß es vielen in der Runde ganz weh ums Herz wurde von dem sehrenden Verlangen, ihnen in die die Weite zu folgen ...

Währenddessen hörte man in der Umgebung der Witwe, wie diese mit leidenschaftlicher und dumpfer Stimme murmelte: "Mach schwarz, mach schwarz – ", als wenn sie der Wolke Befehle erteilte. Und der Bürgermeister des Hügellandes neben ihr spürte, wie ihm der Klang dieser Stimme eiskalt ins Ohr kroch. "Warum sagt Ihr das – ? Mach schwarz?"

"Ich befehle der Wolke – die Sonne zu verstecken, – die Tauben tun meinen Augen weh."

Der Bürgermeister wunderte sich noch mehr. "Die Tauben? Gewiß möchtet Ihr die Sonne länger anschauen können, aber es ist ein besseres Vorzeichen für das Brautpaar, daß sie so hell auf die beiden scheint."

Katell Dalenn setzte sich ein wenig zurück, damit man sie nicht reden hörte, und begann wieder mit aller Macht die Wolke zu beschwören: "Mach schwarz ... mach schwarz ... mach schwarz!" Schwer und kegelförmig, aufrecht auf einem kleinen Erdhügel, glich sie mit all ihren Seidenfransen und schwarzen Perlen einem großen verbrannten Reisighaufen, dessen Aschenpyramide noch von dem Wasser glänzt, das ihn gelöscht hat.

Der Küstersfrau lief es eisig den Rücken herunter, als sie dieses unheilschwangere Geraune hörte; solch ein Befehl an die Wolke war schlimmer als dreizehn Krähen, die am Allerheiligenfest gemeinsam krächzen. In ihrem Abscheu vor dem Bösen faltete sie insgeheim die Hände unter dem Tuch und begann ihrerseits, die Wolke zu beschwören: "Mach hell, mach hell!" sagte sie, "mach hell, mach hell! ...", aber sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, daß die Wolke ihren Wunsch erfüllte, und daß jeder schlechte Gedanke aus dem Himmel verscheucht würde. "Mach hell, mach hell!" flehte sie so eidringlich, daß ihr Schweißtropfen auf die Stirn traten.

Von dem Platz, wo sich die beiden Frauen befanden, sah man auf die Wiesen, die sich zum Fluß Yen hinunterzogen; darüber dehnte sich endloser Himmel, und die wandernden Wolken änderten hier gewöhnlich mehrmals ihre Gestalt, bevor sie ihn überquert hatten. So hätte auch in diesem Augenblick ein kundiges Auge ein gewisses Zögern bei ihnen feststellen können. Die Küstersfrau bemerkte, daß eine Art Chaos entstand und daß sich große kämpfende Wolken weiß und leuchtend gegen die Sonne wandten ... Es schien ihr, als ob sie dem Kampf zwischen den guten und bösen Engeln beiwohnte. "Werde hell, werde hell!" murmelte sie. Und ihre eng verschlungenen Hände zitterten.

Über einem Kohlfeld zogen stürmische und dunklere Wolken; die Küstersfrau glaubte Katell Dalenns Zorn in ihnen zu erkennen, denn Gott allein konnte eine so häßliche Wolke nicht ersinnen. "Werde hell!" befahl sie ihr, "laß dich ganz von der Sonne durchscheinen und werde weiß wie Quark und wie ein Bettlaken!"

In diesem Augenblick erreichten die Tauben diese Wolke und überflogen ihren Kamm; ein Sonnenstrahl traf sie, sodaß sie wie Fackeln erglühnten; auf dem schwarzen Hintergrund glichen sie Splintern der weißen Suppenterrine – als wäre diese in die Luft geflogen – ; dann ließen sie sich vom Wind treiben wie zwei wilde Rosen auf einem reißenden Strom ... Da spürte die Küstersfrau, daß jemand sie am Arm faßte. Ihr Kavalier suchte sie, um sie zu Tisch zu führen.

"Bei meiner Hochzeit haben sich die Tauben gleich auf das Dach des Schweinestalls gesetzt," sagte er, "das half meiner Frau und mir enorm beim Geschäft. Ein Wurf gibt immer ein gutes Dutzend, und dann finden wir immer einen Käufer im rechten Augenblick!"

Die Küstersfrau folgte ihm, und da er ihren Schirm hielt, wischte sie sich mit der freien Hand den Schweiß von der Stirn. Sie hatte die Tauben aus den Augen verloren und sie nicht wiedergefunden, und als jetzt der Hochzeitsschmaus begann und beide Frauen den Platz einnahmen, der ihrem Rang gebührte, ahnte niemand etwas von dem großen Kampf, den sie in den Wolken miteinander ausgefochten hatten.

DAS FESTMAHL WAR IM GANGE, UND FÜR ALLE bedeutete es eine Wohltat, daß man endlich sitzen konnte, vor der Sonne geschützt, und etwas auf seinem Teller hatte.

Obwohl die Tafel prächtig geschmückt war, verlor sie viel von ihrem Glanz, als die Gäste ringsherum Platz genommen hatten, denn hierzulande sind die Menschen noch schmucker als die Dinge. Als zum Beispiel Jili Mourrou mit einiger Verspätung erschien, um sich neben Marjep zu setzen, sah er großartig aus: in schwarzem Samt mit zarten, in natürlichen Farben gestickten Rosengirlanden auf Schultern und Ärmeln!

Jetzt begannen Männlein und Weiblein, dreihundert an der Zahl, große eiserne Suppenlöffel in die Bouillon zu tauchen und mit ihren Messern auf den Tellern herumzustochern. Anfangs sprachen sie nicht viel, weil der Hunger auf einmal mit Macht über sie kam, als ihnen die Düfte der guten Küche in die Nasen stiegen.

Die Mägde gingen und liefen überall mit den Schüsseln umher. Von allen waren sie die glücklichsten, da sie für das Anrichten und die gut zubereiteten Speisen solches Lob einheimsten und weil sie mit jedem Esser nach Belieben plaudern konnten, während er sein Stück auswählte.

Der Mann, der die Flaschen öffnete, trug wie ein Ringkämpfer ein ledernes Armband, damit sein Handgelenk nicht ermüdete, und neben ihm standen mehrere Gläser, um die Weine zu kosten; schien einer ihm besonders gut, stieß er einen durchdringenden Schrei aus und ließ die Flasche dem Brautpaar bringen.

Aber wie kann man ein solches Mahl beschreiben?

Schon beim zweiten Gang setzten die Lieder ein, und es gab kein Mädchen, nicht einen einzigen wackeren Knecht, die sich nicht vorgenommen hätten, dieses oder jenes Lied aufzuschreiben, das sie nicht gekannt hatten und das doch so schön war. Da gab es patriotische und gefühlvolle Lieder und auch solche, die nur zum Lachen waren; es gab lange Klagegesänge über Bräute, die ins Kloster gegangen waren und von ihren Liebhabern mit allerlei List zurückgewonnen wurden; über verschollene Seeleute, die zur unrechten Stunde heimkehrten ... und dann wieder in die Fremde gingen. Wenn einer nicht schreiben konnte, versuchte er das Lied gleich auswendig zu lernen, und meist gelang ihm das in kurzer Zeit: Menschen, die nicht schreiben können, haben oft ein so gutes Gedächtnis, daß die andern sich daneben wie Dummköpfe ausnehmen.

Man hörte mancherlei Worte, galante und ernstgemeinte; Worte, bei denen man sich den Hals verrenkte, um sie unter die Halskrause der Nachbarin schlüpfen zu lassen, oder andere, die man vor sich hin sprach, damit sie über die Teller hinweg das Ohr eines Tischgenossen erreichten; oder man stieß sie mit kräftigem Zungenschlag heraus, um sie weithin zu Gehör zu bringen.

"Ja, die Pariser," schrie eine durchdringende Stimme, "die Pariser, liebe Leut! Ich mein, die sind auch net blöder wie andre! Nur haben sie niemals was rechts gesehen!"

"Ja, sicher, das schad't ihnen eben!"

"So ist's! Mal hat mir einer sowas gesagt, ein Bub, wo in der Bank arbeitet, vier Stock unter der Erde, hat er gesagt! – Na, was kann so einer schon wissen, einer, wo unter der Erde lebt, wenn ich da meinen Jung anschau: der lebt oben drauf auf der Erd' und ist jetzt schon dreimal um die ganze Welt rum gefahren." Und jedermann nickte, gab geräuschvoll seine Zustimmung zu erkennen.

Die Aufmerksamkeit der Neuvermählten wandte sich nicht allzu weitläufigen Unterhaltungen zu; wenn sie jedem Gast vor dem Ende des Essens ein Lächeln schenken wollten, durften sie sich nicht zu lange mit einzelnen abgeben. Aber sie blickten froh zu Jili und Marjep hinüber; wenn es zwischen den beiden zum Einvernehmen kam, so konnte man sich nichts Besseres wünschen.

Die Kleinsten der Ahiannics waren neben ihre Großmutter gesetzt worden, die aufpassen sollte, daß sie sich nicht allzusehr vollstopften. Und doch hörte man lautes Gebrüll aus dieser Ecke, als der Festschmaus in vollem Gang war.

"Warum weinst du denn?" rief Ener mitleidig dem Buben zu, der in Tränen aufgelöst war.

"Huu, huu, – ich hab kei' Hunger mehr!" Er zeigte auf seinen noch immer vollen Teller und schrie noch lauter: "Ich kann doch nix mehr essen, es geht net!"

"Steck doch was in deine Taschen", rief der Bräutigam ihm zu. Da erreichte die Verzweiflung des kleinen Ahiannic einen beängstigenden Höhepunkt: "Huuuuu, huuuuu! Die sind doch scho' voll!" Seine Augen kreisten um all die Schätze, die noch auf dem Tisch standen, und kehrten zur Tasche seines kleinen Anzugs zurück. Ener mußte doch einsehen, daß man da nicht alles hineinstecken konnte. Der Bräutigam begann zu lachen: "Da mußt du eben was in euren Wagen tun!"

"Der arme Kleine," sagte die Großmutter, "er wird nie glücklich werden; niemals ist er zufrieden."

Doch Ener war betrübt, weil er jemanden an seinem Tisch weinen sah. "Beruhige dich nur; gleich holen wir einen Korb, da kannst du hineintun, was du willst; ich werde ihn selber für dich tragen." Und er zeigte ihm seine starken Arme.

Gaud freute sich. Es fiel ihr leicht, das Glück ihrer Freunde angesichts eines so schönen Eßkorbs zu verstehen; aber was ihr selbst widerfuhr, ging über ihre Begriffe. Was war das für ein Wohlstand, der ihr so plötzlich zuteil wurde, wie ein großer und wunderbaren Berg, an dessen Fuß sie sich befand, ohne daß sie die Kraft hatte, ihn zu besteigen. Da mußte sie ihre Schulter an Eners Schulter lehnen, seine große Hand betrachten, die neben der ihren lag; mit ihm konnte sie auf die Höhe gelangen. Ach nein – sie brauchte sich wirklich nicht zu beunruhigen!

Das Mahl neigte sich seinem Ende zu; der von den Müttern geweihte Kuchen wurde aufgeschnitten, man legte die Stücke auf ein großes Tuch mit Knoten an seinen vier Enden. Katell und Marianna packten die Last und begannen, um die Tische herumzugehen; jedem Gast richteten sie eine auf gut Glück gewählte Scheibe, die man zu Ehren des Brautpaares verspeisen mußte. Nachdem alle den Kuchen gekostet hatten, waren sie der Meinung, diese Ehe werde so vorzüglich werden, daß es niemals eine bessere gegeben habe.

Nach dem "Kaffee in drei Farben" – Branntwein, Kirsch und Rum – war die Begeisterung auf ihrem Höhepunkt, und so gab die Hauptköchin das Zeichen zum Tanz. – Diese Aufgabe fällt der Hauptköchin zu, denn da sie im Festefeiern große Erfahrung hat, ist sie die geeignetste Zeremonienmeisterin; das ist ihr Beruf, so wie es dem Küster obliegt, die Kerzen anzuzünden. Jedermann überläßt ihr gern diese Sorge.

Die Hauptköchin warorgetreten mit der weißen Schürze in Dreiecksform, einen Zipfel hatte sie unter den Gürtel gesteckt; damit wollte sie andeuten, daß sie nun auf die Arbeit das Vergnügen folgen ließ. Mit erhobenem Arm, den Ellbogen nach außen gekehrt, führte

sie das Handgelenk in Höhe der Brust. Dabei war die Faust halb geschlossen, wie es einer eleganten Haltung beim Tanz entsprach, das heißt, Daumen und kleiner Finger wurden zierlich gespreizt. Über ihrer üppigen Figur erhob sich ein stolzer Nacken, eine hohe Stirn, und die freimütig offenen Augen blickten fest; ihr Rock mit den breiten und ungewöhnlich dichten Falten schien aus schwarzem Stein gehauen. Sie trug Holzschuhe aus Léon, und jeder weiß, daß es nicht gut tut, von ihnen einen Stoß zu empfangen, denn die Leute aus Léon sind argwöhnisch und krümmen ihren Fuß wie ein Stierhorn. Dieser grausame Holzschuh war *bestickt* wie eine Haube, aber mit Stickereien aus Holz statt aus Garn; rotes Leder schmückte ihn, das mit Stroh und vielfarbiger Wolle gepolstert war – er war schön wie eine Blume.

So präsentierte sich also die Köchin, sie stellte ihre Festschuhe zur Schau wie zwei Reliquienkästchen. Mit einer raschen Bewegung warf sie sich ein weißes Tuch über die Schulter, als Sinnbild von Ansehen und Würde; flink und verwegen griff sie sich mit der einen Hand den Mann, der gerade in ihrer Nähe stand, und riß ihn zum Tanz fort ...



Und sogleich erfaßte und verschlang die Tänzer ein Sturzbach plärrender Töne, den die Musikanten von ihrer Estrade herabgossen. Zu Beginn warfen sie sich jedesmal in die Musik wie eine Meute Hunde, die in einen Teich stürmt; aber auch hier kam es nach den anfänglichen Kopfsprüngen und gurgelnden Lauten zu ruhigen Schwimmbewegungen, und so begann mit starkem Klang der Rhythmus des Jabadao. Die Holzschuhe dröhnten wie Trommeln und unter dem zerstampften Rasen begann die Erde zu beben. Auch die Sitzengebliebenen spürten, wie sich die Schwingungen des Bodens den Bänken mitteilten und von dort ihre Leiber ergriffen, und so ging auch ihnen der Tanz durch Mark und Bein.

Verkäuferinnen mit glänzenden Schmucksachen, wie man sie auf Wallfahrten findet, waren mit ihren großen und kleinen Körben gekommen. Sie folgten den tanzenden Paaren wie Möwen den Schiffen, die Fisch geladen haben, und boten Täubchen, glitzernde Sterne, rosa Stiefmütterchen und Bänder mit Schellen an. Unter diesen Dingen wählten die Kavaliere, wählten, und ein jeder schmückte sich, wie er wollte. Die meiste Bewunderung wandte sich einem jungen Matrosen zu, der neue Tressen hatte. Er verstand es, seinen Ärmel so geschickt zu bewegen, daß die Tresse zum Vorschein kam und nicht auf die Seite rutschte, wo der Nachbar sie verdeckte: Glanz und Glorie für ihn und seine Tänzerin, seine Familie, für alle seine Bekannten und das Dorf, wo er geboren war!

Die Wolken waren vom Himmel verschwunden, und über den Köpfen der Feiernden strahlte die Sonne in reiner Luft. Über den Köpfen, aber nicht bis zu den Füßen hinunter: Die Tanzenden hatten dichten Staub aufgewirbelt, der wie Nebel über dem Boden hing.

Die Stunden vergingen schnell. Gegen Abend dehnten sich die Schatten der Tänzer und Tänzerinnen so weit, daß sie sich am Rand des Festplatzes an der Hecke brachen. Man wußte, daß das Fest bald zu Ende gehen würde; mit Rücksicht auf ihren Witwenstand hatte Katell darum gebeten.

Die große Strenge ihres Witwentums war bekannt. Ihre Würde, die hohe Achtung weckte, ihr Reichtum erlaubten ihr, sich auch bei festeingewurzelten Bräuchen Freiheiten herauszunehmen. Niemand hatte etwas dagegen, daß sie am nächsten Tag ihre Ruhe haben wollte. Andererseits wußte man, daß die Neuvermählten ihre Brautnacht der Muttergottes dargebracht hatten und daß deshalb bei der jungen Frau ihre Ehrenjungfer schlafen würde.

Bei Sonnenuntergang versammelte sich die Hochzeitsgesellschaft im Hof von Feunteun Yen, um dabeizusein, wenn das Brautpaar von den Eltern gesegnet wurde.

Koulm und Marianna standen neben Katell auf den Stufen, während die Gäste auseinandertraten und einen großen Kreis bildeten. Die Neuvermählten faßten sich an der Hand und schritten durch den freien Raum.

Der Augenblick war ergreifend, und es herrschte völlige Stille, sodaß man hörte, wie ihre leichten Sohlen durch den Staub glitten. Koulm, der Ärmste der Armen, schickte sich nunmehr an, seine Tochter zu segnen, und mit ihr jenen unvorstellbar reichen und mächtigen Schwiegersohn, den Gott ihm gleichsam als Vorschuß auf seinen ewigen Lohn gesandt hatte; man spürte, wie ihn so viel Glück erschütterte, er blinzelte, und in dem roten Sonnenglanz, der ihn übergoß, glich sein Gesicht der Wunde eines Tannenbaums, der sein Harz weint. Er hatte seinen Hut abgenommen und der Abendwind bewegte sein Haar und die vergilbten Bänder, die wie Festwimpel glänzten. Seine Hand hatte sich erhoben, und als Ener und Gaud auf den untersten Stufen niederknieten und die Stirn neigten, schlug er mit zitternder Hand das Kreuzzeichen über ihren Köpfen.

"Ich segne euch," sagte er, "und so geht jetzt in euer Haus."

Währenddessen bewahrte das Gesicht der Witwe immernoch seinen undurchdringlichen Ausdruck. Regungslos hatte sie zugesehen, wie ihr innigst geliebter Sohn und ihre innigst verabscheute Schwiegertochter über den Hof schritten; sie hatte Koulms Worte gehört, und als er sagte: *geht in euer Haus*, waren ihr diese Worte ins Blut gefahren wie kalte Flammen. Jetzt sah sie beide zu ihren Füßen: den schönen Kopf ihres Sohnes, seinen stolzen Hals im Ausschnitt der sieben verschiedenfarbigen Westen, seine schmale Taille, die der prächtige, wie eine Monstranz mit roten und grünen Steinen geschmückte Gürtel umschloß, und neben ihm die andere ... diese, die sie nicht anschauen wollte, die manche vielleicht schön fanden, von der sie jedoch gar nicht wußte, wie sie aussah, denn sie war nicht mehr Herrin ihrer Augen ...

Nein, ihre Augen hatten ihr schon den ganzen Tag nicht mehr gehorchen wollen; unabhängig und frei hatten sie wie Hunde eine neue Fährte gesucht, und noch in diesem Augenblick verweilten sie dort, wo jene stand, allen sichtbar in der ersten Reihe der Zuschauer: die Tochter des Bürgermeisters, in glitzerndem Blau und Gold, wie eine große Pfauenfeder, die einen tödlichen Zauber ausstrahlt.

Doch das Paar hatte sich der Witwe zugekehrt und wartete auf ihren Segen, während die Umstehenden schweigend zusahen, ohne sich zu regen. Da konnte sie ihren gewaltigen Zorn nicht mehr zügeln; als sie die beiden geneigten Köpfe vor sich sah, machte sie unwillkürlich das Kreuzzeichen, – aber ihr Mund rief mit starker Stimme: "Ich verfluche euch! Euch beide in alle Ewigkeit! Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!"

Und allen, die das hörten, war zumute, als fiel ihnen das Feuer des Himmels aufs Herz.

Wie durch ihre eigenen Worte erstickt, wandte die Witwe über die Schwelle, klammerte sich an die Wand und wich in ihr Haus zurück.

Die Stille war schrecklich, und die Neuvermählten erhoben sich, von Entsetzen gepackt – als ein langer schwarzer Gegenstand pfeifend durch die Luft sauste und flach, ein Haufen schwarzen Haares, auf den Stufen liegenblieb. Alle Frauen, die in der vordersten Reihe standen, bedeckten die Augen mit ihren Armen, denn sie zweifelten nicht, daß es der Satan wäre. Aber die Küstersfrau bückte sich, bleich wie der Tod, um das Ding aufzuheben: Sie erkannte den Pelzmantel, den die Frau von den Verbrannten Hügeln über den Hof geschleudert hatte, bevor sie die Flucht ergriff. Denn als Marianna die schrecklichen Worte vernommen, hatte sie nicht die Kraft gehabt, noch mehr zu erfahren; sie lief davon, gefolgt von ihrem Mann, der sich an ihre Hand klammerte. Jetzt kamen sie ans Tor, und die Bänder des armen Mannes zeichneten sich ab wie der Schwanz einer Schwalbe, die bei einem Gewitter dicht über dem Boden fliegt ...

Bestürzung und Verwirrung hätte nicht größer sein können, und niemand wagte sich zu rühren. Ein jeder fühlte die Erschütterung wie ein Baum, wenn sich der Klang des ersten Axthiebes den Stamm entlang fortpflanzt und das Alarmsignal über die Zweige bis hinauf zu den feinsten Blättern gelangt. Aus beiden Dörfern gab es wohl keinen Menschen zwischen drei und achtzig Jahren, der nicht gespürt hätte, wie ihm ein großer Schrecken von den Zehen bis zu den Haarwurzeln emporfuhr.

Dann hörte man in der Todesstille einen erstickten Schrei und sah ein Mädchen davonstürzen, gesenkten Auges, mit feuerroter Schürze, deren Saum mit Stickereien aus feinen Goldfäden verziert war: die Ehrenjungfer, die in dieser Nacht bei der Braut schlafen sollte, um in dieser und der anderen Welt zu bezeugen, daß das Gelübde gehalten worden war und die Muttergottes diese Nacht als Geschenk empfangen hatte. Diese Unglückliche hatte die Vorstellung nicht ertragen, daß sie mit einer Braut die Nacht verbringen sollte, die *im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes* verflucht worden war, denn das war ja ein Frevel, wie man ihn noch niemals gesehen oder gehört hatte! So fand sie keinen anderen Ausweg, als die Flucht zu ergreifen.

Gaud sah sie fortlaufen. Nach der ersten Bestürzung begann das Blut wieder in ihren Adern zu kreisen; ihr Kopf war nun klar genug, um als Nächstliegendes die Verlegenheit zu erkennen, in die sie vor Gott und den Menschen durch diese Flucht ihrer Ehrenjungfer geraten war. Sie wandte sich an die Frauen aus den beiden Dörfern und sagte traurig, aber mit großer Würde: "Meine erste Nacht habe ich der Muttergottes als Geschenk dargebracht, aber dann hat mich meine Schwiegermutter verflucht und meine Ehrenjungfer ist davongelaufen, um nicht mit mir schlafen zu müssen! Ist vielleicht eine unter euch bereit, die Nacht an meiner Seite zu verbringen, um während dieses Lebens und notfalls auch im Jenseits zu bezeugen, daß das Gelübde gehalten wurde?"

Doch man sah keine der Frauen aus beiden Dörfern sich rühren; offenbar war keiner daran gelegen, bei einem Geschöpf zu schlafen, das mit so harten Worten verdammt worden war. Die junge Frau spürte das gut, und Groll stieg in ihr auf. Aber sie wollte den

Frauen die Beschämung ersparen, indem sie sich stellte, als habe sie nicht recht gehört, und dadurch allen, die dazu fähig waren, Gelegenheit gab, sich eines Besseren zu besinnen. Sie trat auf die zweite Stufe des Hauseingangs und wiederholte mit klarer Stimme – genauso, wie sie zu den Toten gesprochen hatte, als sie sie um Perlen bat: "Mein Mann und ich haben unsere Hochzeitsnacht der Muttergottes dargebracht! Aber ihr wißt, was geschehen ist und daß mir meine Ehrenjungfer davonläuft! Ist eine unter euch bereit, sie bei mir zu vertreten, damit sie für immer bezeugen kann, daß unser Gelübde gehalten wurde?"

Die junge Frau vernahm die Stille, die auf ihre Worte folgte, und die nicht unterbrochen wurde, denn keine Frau antwortete. Da strich Gaud sich mit der Hand über die Stirn und spürte, wie sich tiefe Verzagtheit auf ihre Schultern legte. "Ach, mir ist wie einem Esel, der tausend Reisbündel tragen muß", sagte sie leise. Und etwas lauter fügte sie hinzu: "Jetzt müßte die Muttergottes selber kommen und mir sagen, was ich tun soll." Dann verstummte sie. –

Als Lazarus von den Toten auferweckt wurde, blickten seine Augen kaum erstaunter auf das Licht und alle Erscheinungen dieser Welt als die des jungen Bräutigams von Feunteun Yen, der nun plötzlich entdeckte, was für Gefühle seine Mutter ihnen beiden gegenüber hegte. Während aber Lazarus aus der Finsternis zum Leben zurückkehrte, stürzte er aus strahlender Freude in einen kalten und abgründigen Schrecken. Der Schlag war so heftig, daß es ihm schwerfiel, wieder zu sich zu kommen, und als ihm das geglückt war, wurde auch er sich gleich der Not bewußt, in der sich die arme Gaud befand. Auch er trat auf die zweite Stufe und legte eine Hand auf ihre Schulter.

"Seit heute früh ist es meine Sache, dich stets zu behüten," sagte er, "und so werde ich die Nacht an deiner Seite verbringen; dann kann ich in der anderen Welt bezeugen, daß das Gelübde gehalten wurde Und in dieser Welt müssen wir's eben drauf ankommen lassen", fügt er hinzu. "Wenn einer meinem Zeugnis keinen Glauben schenkt, so falle die Schande auf ihn!"

"Hört ihr, was er da vorschlägt?" rief sie den Frauen zu. "Ich flehe euch an: habt Mitleid mit mir, damit es nicht heißt, mein eigener Mann sei bei der Erfüllung unsres Gelübdes meine Ehrenjungfer gewesen; denn ich fürchte, alle Männer im Lande werden ihn später auslachen!"

"Nein!" riefen die Männer der beiden Dörfer. "Wir lachen ihn nicht aus und glauben seinem Wort!"

"Das sagt ihr jetzt," entgegnete sie und wandte sich den Männern zu, "das sagt ihr jetzt, weil ihr entrüstet seid über das, was geschah, und daher gerecht urteilt; wie aber wie werdet ihr an den Sonntagen reden, nach eurem fünften Schoppen? – Ich spreche für

heute abend und für die Zeit in vierzig Jahren, und ebenso von euren Söhnen wie von euch."

"Wahrhaftig!" sagten die Männer, "wer weiß schon, was wir alles nach dem fünften Schoppen sagen!" Und nachdem sie noch einmal nachgedacht hatten: "O je, Gott weiß, was wir dann sagen!" Und dann begannen sie alle zu grinsen: "Aber wer achtet denn auch auf die Worte, die ein Mann nach dem fünften Schoppen sagt?"

"Hört ihr sie?" fragte die Braut mit fast versagender Stimme und wandte sich wieder an die Frauen. "Ich bitte die Muttergottes um Hilfe", fügte sie leise hinzu, denn sie fühlte sich noch einsamer als an dem Abend, da sie die Toten um ihr Kleid gebeten hatte.

Da erhob sich eine Stimme in der Menge, die durchdringender war als alle Stimmen, die bisher laut geworden waren: "Eine Schande ist es für die Mädchen der beiden Dörfer, daß ich armes Ding in meinem Alter mich anbieten muß." Und man sah die Hirtin des Hügellandes vortreten, mit ihrem Hut so groß wie ein Waschkorb auf dem Kopf. In diesen letzten Jahren, in denen Berch'ed alles ihren dreizehn Neffen geopfert hatte, war ihre Kleidung wahrhaftig so schäbig geworden, daß man sie *die Frau ohne Samt* zu nennen pflegte.

"Braut, höre!" rief sie mit eindringlicher Stimme, "willst du mich als Ehrenjungfer?"

"Ich danke dir," sagte Gaud und neigte die Stirn, "du sollst es sein."

In diesem Augenblick hörte man, wie die Tochter des Bürgermeisters zu schluchzen begann, ohne zu wissen warum. Sie war noch zu jung, um zu begreifen, was da geschah, und zu schüchtern, um sich anzubieten. Aber die Küstersfrau dachte bitter: *Sie ist mit schuld an dem Unglück und weiß es nicht einmal. Aber es wird einem klar, wenn man sie so ohne sichtbaren Grund weinen sieht.*

Währenddessen drang der Lärm der allgemeinen Bestürzung bis zum Stamm des Holunderbaumes, wo sich eben der Kutscher und das junge Mädchen, die die Brote geholt hatten, die Ehe versprochen; denn sie hatten gemerkt, daß ihre Schritte beim Tanzen gut zueinander paßten und fühlten das gute Einverständnis ihrer Kinderjahre wieder aufleben. Sie erfuhren alles; auch, daß die Braut diesen Abend bei der *Frau ohne Samt* schlafen sollte. "Ach," sagte der Kutscher, "ich bin meinem Herrn so sehr gut; ich will nicht, daß es so ausgeht. Wenn dein Wort gilt, Marjep, und wenn du von jetzt ab zu mir gehörst, so geh zu ihnen hin und sah ihnen von mir, ich, Jili, schickte dich, damit du über das Gelübde wachst; dann werden sie erkennen, daß ich sie nicht als verflucht ansehe."

Dem jungen Mädchen war zumute, als wenn er sie in die Hölle schickte. "Ich gehe", sagte sie aber gehorsam. Und sie machte sich auf den Weg. Als sie näher kam, ging auf einmal eine Bewegung durch die Menge; sie sah, wie die Küstersfrau auf der obersten Stufe stand und die Gäste ihren Worten lauschten.

ALS DIE REICHE WITWE IN IHR HAUS GEWANKT WAR, halb tot vor Schrecken über den begangenen Frevel, hatte sie sich in ihren großen Lehnstuhl fallen lassen; der Goldschmuck wogte auf ihrem Busen, sie war atemlos wie ein wildes Tier, das einen ganzen Tag lang vor dem Tod geflohen ist.

Die Küstersfrau, die dazu geschaffen war, jeder bekümmerten Seele Trost zu spenden, war ihr gefolgt; alle Kräfte des Mitleids in ihr kämpften gegen den tiefen Abscheu, den sie empfand. Sie brachte Katell Dalenn ein Glas starken Likör.

"Trinkt das schnell", sagte sie und dachte bei sich, da ja Gott dieses verworfenes Wesen nicht auf der Stelle habe sterben lassen, müsse man sich schon damit abfinden, daß es am Leben bleibe, und sogar versuchen, den Schaden wiedergutzumachen, den es angerichtet hatte. Die Witwe, die zunächst wie erstarrt war, kam durch den Likör wieder zu sich. Sie begann zu begreifen, welch ein Abgrund sich durch ihre Worte aufgetan hatte, und große Freude erfüllte sie, daß sie dem Mädchen von den Verbrannten Hügeln gebührend heimgezahlt hatte; zugleich aber wurde sie von Schrecken ergriffen: hatte sie nicht ihren eigenen Sohn in ihre Worte eingeschlossen? Santez Annan béniguet! Bei der Heiligen Anna ... hatte sie nicht auch ihn verflucht?

Ja, das hatte sie getan.

Und ihr ewiges Heil? War es nunmehr verloren? Ja oder nein? – Es war völlig verloren.

Bei der Heiligen Anna! ... Hätte sie denn nicht ihre Zunge im Zaum halten können? Ach, alles war so schnell gegangen ... Oh Reue und Vergebung ... doch nein, lieber war sie auf ewig verdammt!

Dann kam furchtbare Wut über sie, daß all ihre Mühe vergebens gewesen war, vor allem das viele Lächeln, daß sie im Schweiß ihres Angesichts aufgebracht hatte, um vorzutauschen, diese Heirat bereite ihr Freude. Oh!... Nun stand sie auf einmal mit leeren Händen da, wie ein Kind, das eine Handvoll Wasser mitnehmen wollte. Saint Cornély! Ihr Fluch hatte sie selbst getroffen, ärger als der schlimmste Feind es vermocht hätte.

"Ach!" stöhnte sie, "hätte ich meine Schwiegertochter liebgehabt so hätte mich's nur mein halbes Haus gekostet; nun habe ich ihr durch den Haß, den ich gegen sie empfinde, mein ewiges Heil geopfert! Mein einziger Trost ist, daß sie an der Hälfte meines Hauses Freude gehabt hätte, während ihr meine Verdammnis keinerlei Nutzen bringt. Ja, das ist noch mein einziger Tost ... Aber es ist recht hart, wirklich recht hart ..."

Die Küstersfrau, die ein Taschentuch ins Wasser tauchte, stellte sich, als höre sie diese schrecklichen Worte nicht; sie wrang das Taschentuch ruhig aus, legte es der Frau, die sich um ihre Seligkeit gebracht hatte, auf die Augenlider und sagt: "Ich möchte, daß Ihr schnell wieder zu Kräften kommt, denn dann kann ich auf die Schwelle trete und den Leuten die Schwäche erklären, die Euch befallen hat; ich werde sagen, die große Hitze ist schuld daran gewesen, daß Ihr Euch versprochen habt. Jeder kann an einem solchen Tag *segnen* mit *verfluchen* verwechseln, denn das ist ja nur wie die linke und die rechte Seite eines Blattes."

Die Witwe spürte wohl, daß man ihr das Seelenheil anbot, aber sie war zu verstockt. "Wenn du wirklich glaubst, was du da sagst, hast du unrecht. Nicht wegen der Sonne und nicht wegen der Hitze ist mir dieses Wort entfahren. Getrieben hat mich der Zorn, der Groll und dazu die Freude, die ich immer am Gold hatte, denn Gold ist das Allerschönste auf der Welt, man sieht es ja heute besser denn je. Nein, glaub nur nicht, daß ich dir erlaube, zu widerrufen, was ich gesagt habe."

Bei diesen Worten erkannte die Küstersfrau, wie sehr die Witwe verloren war; denn es ist das Eigentümliche der Verdammnis, daß man gezwungen ist, jeden Beistand zurückzuweisen, auch wenn er sich noch so sehr anbietet.

"Nur die Hitze war schuld daran," beharrte sie, "denn niemand wird glauben, daß Ihr euren Sohn verfluchen wolltet, nachdem Ihr an einem einzigen Tag so viel für ihn ausgegeben habt."

Die Witwe zögerte. "Was du von meinem Sohn sagst, ist vielleicht richtig, denn als ich diese Worte sprach, spürte ich, daß sie mich fortrissen wie ein großer Wind. Und so wurde mein Sohn verflucht, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, – bevor ich noch recht wußte, was mir geschah!" Aber im nächsten Augenblick stieß sie mit ihrem Stock auf den Boden: "Doch, ich hab es wirklich gewußt und hab es gewollt! – Aber jetzt, da ich wieder bei Verstand bin, möchte ich den Fluch von ihm nehmen, den ich auf sein Haupt sandte ... und dafür seine Frau doppelt und dreifach verwünschen!"

Die Küstersfrau wäre am liebsten geflohen, aber sie blieb. "Jetzt, da die Ehe sie verbindet, könnt Ihr nicht mehr die Frau verfluchen ohne den Mann, denn es heißt in der Schrift, daß sich nicht scheiden läßt, was Gott zusammenfügte. Aber wenn ihr wirklich das Unglück auf Eure Kinder herbeirufen wollt, wird Euch niemand bedauern, wenn es dann

eintrifft, und doch werdet Ihr dann weinen und wehklagen. Es wäre besser, Ihr ließet mich jetzt auf die Schwelle treten und sagen, daß Ihr in Eurem Alter erschöpft wart und Euch daher versprochen habt, ohne es zu erkennen. Dann kann das Fest weitergehen, und Eure Familie wird geehrt bleiben wie bisher; wenn es aber bei Euren Worten bleibt, wird zukünftig keiner von Euch durchs Dorf gehen können, ohne daß die Leute hinter ihm ausspucken; und das zerreißt einem das Herz, denn euer Mann hat das nicht verdient! Ja –", schrie die Küstersfrau plötzlich, "als die Seele seiner Mutter ihn abholte, da kam sie als weißes Hermelin, aber wenn Eure Seele wieder ins Dorf kommt, wird sie aussehen wie ein roter Maulwurf, mit mehr Klauen als Haaren, und so wird der Satan sie in seinen Krallen haben, daß man sie den Teufelsmaulwurf nennen wird! Und wenn man die Kinder einschüchtern will, wird man ihnen sagen: *Willst du vielleicht, daß Katell, der Teufelsmaulwurf, an unserer Tür vorübergeht? Sie hat ihren Sohn an seinem Hochzeitstag verflucht, vorher aber hatte sie alle ihre Weinfässer angestochen und hunderttausend Franken ausgegeben für die Feier!*"

"Schrei doch nicht so!" sagte die Witwe. "Ich spüre, daß ich jetzt einen kühleren Kopf habe ... und daß mich die Sonne tatsächlich erschöpft hatte. Tu also, was du vorhast, und ordne an, daß das Tanzen weitergehen soll, aber nur im zweiten Hof, damit ich die Musikanten nicht höre. An Musik liegt mir nichts heute ..." Sie schloß die Augen und ließ ihren Kopf in den Lehnstuhl zurücksinken, als wenn sie schlief; aber sie atmete schwer, und ihr Mund sah traurig aus wie das Maul eines Karpfens.

Die Küstersfrau betrachtete sie mit Entsetzen und Mitleid, sie betete zu Gott, Er möge drei oder sechs Engel entsenden, um diese gefährdete Seele zu behüten, und flehte Ihn an, doch ein Halsband, das Seinen Namen trage, um ihren Hals zu legen, damit sie bei der Scheidung der Herden trotz allem in die Schäfereien des Herrn und nicht in den Schweinestall mit Luzifer Beelzebub getrieben werde; dann öffnete sie die Tür, trat auf die Schwelle und rief den Hochzeitsgästen zu, infolge der übermäßigen Sonnenglut habe die Witwe irre geredet: "Ihr könnt euch drauf verlassen, daß das Brautpaar von Gott und uns allen hier gesegnet wurde", sagte sie mit einer Wendung, die elegant und zugleich durchaus aufrichtig war. "Katell Dalenn wünscht, daß das Fest weitergehe, aber ihr sollt im zweiten Hof tanzen, damit sie die Musikanten nicht hört, denn der Lärm macht sie müde."

Da freuten sich alle und begannen, im zweiten Hof weiterzutanzten.

NEIN, ES WAREN NICHT ALLE. MARJEP, DIE VERLOBTE des Kutschers Jili, die sich eben dem Brautpaar als Nachtwache anbieten wollte, als ginge sie in die Hölle, und sich glücklich schätzte, daß sie ihrem Verehrer diesen Beweis ihrer Liebe bringen konnte, blieb stehen und überlegte.

Das Glück, das sie blendete, seit sie die Kette des weißen Pferdes aufgehoben hatte und im Karren gefahren war, machte sie begierig nach Taten, die Gott und den Geschöpfen wohlgefällig wären. Daher suchte sie nach einer Aufgabe, durch die sie sich nützlich machen konnte und die sie zugleich große Überwindung kosten würde.

Sie kam drauf, den Tanz zu verlassen und den armen Eltern der Braut, die angesichts der öffentlichen Kränkung ihres Kindes verzweifelt geflohen waren, die gute Nachricht zu überbringen. Ganz leise machte sie sich davon, erreichte die Krebsbrücke auf dem kürzesten Weg und begann, die Verbrannten Hügel emporzusteigen, während ihr schönes Kleid in den Strahlen der tiefstehenden Abendsonne schimmerte.

Sie erschien vor der Hütte wie ein matter Stern; dort saß das bekümmerte Paar auf einer kleinen Bank und ertrug schweigend seinen Schmerz. Die Frau klapperte mit den Zähnen, weil ihre Pelzjacke aus Ziegenhaar bei der Küstersfrau geblieben war und sie die andere im Hof fortgeworfen hatte. Sie hätte sich ja ein altes Tuch aus dem Häuschen holen können, doch hielt sie das Frieren für heilsam; ihr war, als würde sie durch das Zittern eingewiegt, so litt sie weniger. Beide hockten sie auf ihrem Bänkchen, ohne sich zu rühren, denn sie hatten viel Erfahrung im Leiden und wußten, daß man in den ersten Augenblicken, die am schwersten zu ertragen sind, besser still sitzenbleibt und schweigt. Wenn man sich bewegen oder sprechen würde, wüßte man nicht, was dabei herauskäme. –

Seit einer Stunde saßen sie schon so. Der Augenblick war noch nicht gekommen, da sie einander ansehen konnten; bis dahin schlotterten sie Schulter an Schulter, und das junge Mädchen stand lange vor ihnen, bevor sie es gewahr wurden. Schließlich sagte Marjep: "Ich bin gekommen, um Euch die Nachricht zu bringen, daß Eure Kinder nicht verflucht worden sind. Katell von Feunteun Yenn redete irre wegen der Hitze, denn sie ist doch schon alt; aber nun ist alles gut, und der Tanz hat wieder begonnen." Sie verneigte sich, um ihrer Botschaft noch mehr Bedeutung zu geben, und wandte sich zum Gehen.

Jetzt, da der Grabstein von ihrer Brust gewälzt war, kamen die beiden alten Leute wieder zu sich und atmeten frei wie Lebende. "Ich segne dich, daß du gekommen bist", sagte Marianna. "Wer hat dich gesandt?"

Marjep wollte nicht eingestehen, daß sie aus eigenem Antrieb gekommen war, denn sie fürchtete, man werde sie dann für aufdringlich halten, und auch weil es ihr nicht angebracht erschien, die Alten wissen zu lassen, daß sonst niemand an sie gedacht hatte, antwortete sie: "Gehört ihr denn nicht zu den ersten, die es zu benachrichtigen galt?"

"Freilich," sagte die Frau, "und du bist unsere Rettung! Aber du hast einen weiten Weg hinter dir, und ich kann dir niemals genug dafür danken. Ich werde zu Gott beten, ER möge es dir vergelten."

"Das ist nicht nötig," sagte das junge Mädchen, "ich empfang meinen Lohn schon im voraus. Seit gestern hat Gott mir ein großes Glück gewährt, und um ihm zu danken, wollte ich so etwas tun wie eben jetzt. Ja, um die Wahrheit zu sagen, deshalb bin ich auch gekommen!"

Marianna betrachtete sie liebevoll. "Hatte denn der Tanz schon begonnen, als du dich auf den Weg machtest?"

"Ja, und weil ich ihm alle Tänze versprochen hatte, weiß ich nicht, was er jetzt von mir denken wird, wenn er mich sucht – "

Da ergriff die Frau von den Verbrannten Hügeln ihre Hände und küßte sie wie ein Kreuz: "Der liebe Gott hat seine Zeit nicht verloren am Tage, als er dich erschuf, und du wirst ein Schmuck seines Himmels sein!"

"Das hoffe ich," sagte Marjep, indem sie sich fortstahl, "dafür allein sind wir ja da!"

"Nicht allein dafür", rief Marianna hinter ihr her, entzückt über ihren Liebreiz, wie sie so davonlief. "Du bist auch ein Schmuck der Erde!"

Das junge Mädchen eilte den dämmerigen Hang hinunter, und als sie den Wald erreichte, war schon duftend und violett die Nacht angebrochen. Sie lief weiter zwischen den Bäumen hin, und der goldene Zierat ihres Kleides gab ihr das Aussehen einer vom Wind fortgetragenen Kirchenfahne, die durch irgendeinen Zauber lebendig geworden ist.

Die Igel wühlten in den abgestorbenen Blättern wie kleine Geizhälse, die ihr Gold zählten, und viele Bienen schliefen noch nicht, da die Luft von Düften erfüllt war. Marjep ging ganz ohne Furcht: eine große göttliche Hand ruhte auf ihr, und der Pfad war voller Engel; hinter ihr, vor ihr, überall lag das Glück, und für lange Zeit. Der Mond ging auf und verstreute sein Licht durch die Zweige; das Wasser des Flusses Yen führte weiße und liebliche Splitter davon fort, als hätte sich ein ungeheure Akazie entblättert. Als Marjep die Brücke überschritt, faltete sie die Hände und dankte dem Himmel ...

Im Dorf atmete sie schon den Staub des Tanzes ein, bevor sie die Dudelsäcke hörte; dann schwirrten die Töne durch die Luft wie Hornissen. Dudelsäcke sind schön im Sonnenlicht, aber in Wahrheit brauchen sie es garnicht und nehmen ebenso mit Wolken und Nebel fürlieb; sie lassen vor allem an Gras und Milch denken – die beiden Dinge, von denen das eine schönes Vieh und das andere frische Backen und ein langes Leben bringt. Ihre Musik ist so gesund, daß niemand sie ertragen kann, der nicht selbst eine gute Gesundheit hat.

Das junge Mädchen begann wieder zu laufen. Die Häuser wirkten größer und etwas erschreckend im Schein der Laternen, die die Nacht noch dunkler machten, und die Luft

war so stickig daß sich das Licht nicht ausbreiten konnte, sondern um jede Flamme Kreise zog wie auf den Schießscheiben eines Schützenfestes.

Das Klopfen der Holzschuhe rief ein dumpfes, anhaltendes Dröhnen hervor, eine Erschütterung, wie wenn ein Zug über eine Brücke fährt, und das große Gepolter des Jabadao begann ihre Sinne zu erregen. Zwischen den Bäumen ahnte man die Bewegungen der Tänzer; sie glichen glänzenden Fischen im Netz, und gewiß: hätte es dem Teufel gefallen, die Saumtaue einzuholen – er hätte sie alle mit einem Schlag fangen können, ohne daß es einer Seele eingefallen wer, ihn mit Weihwasser zu besprengen. Eben daran erkennt man mit Sicherheit den Jabadao, und deshalb heißt es auch, daß er in alten Zeiten beim Hexensabbat getanzt wurde und daß er sogar noch in unseren Tagen die ewige Seligkeit kosten kann. Wahrhaftig, wer ihn gesehen oder selber getanzt hat, wagt nicht zu sagen, das sei Verleumdung.

Marjat beeilte sich noch mehr, und im innersten Hof, der leer war, fand sie ihren Verlobten an der Stalltür gelehnt, allein und wütend wie ein Stier, im voraus so eifersüchtig, daß er gar nicht wissen wollte, womit sie ihre Zeit verbracht hatte. "Du magst sie gut oder schlecht angewandt haben – nach deiner Zusage hattest du kein Recht, etwas ohne meine Erlaubnis zu tun!"

Dreimal ließ er sie einen Tanz beginnen, und dreimal brach er ab und verlangte, daß sie still neben hm stehen blieb, um ihren Gehorsam zu erproben. Und als er sah, da sie nicht murrte, war er bereit, sich von ihr erzählen zu lassen, wie sie ihren Abend verbracht hatte. Da war er so zufrieden, daß er den herrlichen Tanz mit ihr nicht mehr unterbrach.



DAS FEST WAR ZU ENDE. ALS LETZTE von den Verbrannten Hügeln waren die Honoratioren gegangen, und während der Bürgermeister, seine Frau und seine Tochter das Abschiednehmen noch hinauszögerten, waren die anderen schon aufgesessen und tummelten ihre Pferde im Hof. Sie hatten hölzerne Steigbügel, die wie kleine Möbelstücke von den Gäulen herabhingen, und alle zusammen stießen von von Zeit zu Zeit ihren Festruf aus: "Py you! - Youp'py!"

Schließlich waren sie aufgebrochen, mit angezündeten Laternen nicht so sehr, weil die Nacht besonders finster gewesen wäre – es war sogar ziemlich hell –, sondern weil der Hohlweg durch so dichten Buschwald führte, daß das Mondlicht nicht hindurchdrang.

Noch ehe die Festfreude zurückkehrte, war die Hirtin gegangen; ihre einsame Silhouette glitt durch die Bäume und dann den staubigen Hang von Bro-Enn hinauf. Auch der Totengräber hatte schon lange das Fest verlassen und die schmale Rauchfahne seines Herdes stieg über den Erlen auf und zeigte inmitten der Stille trübselig an, wo er zu finden war. Der letzte Ruf, den Jili auf feuchtem Binsenrohr in die Luft gesandt hatte, war ohne Antwort geblieben. Alles schlief in der Heide und auf den fernen Hügeln. Die letzten Wagen entschwanden auf den Wegen, und der Staub sank sachte auf den zerstampften Boden des zweiten Hofes zurück, wo im hellen Mondschein die Dächer lange Schatten warfen.

Im Hochzeitszimmer legte die Ehrenjungfer, die von ihren Eltern zurückgeholt und gescholten worden war, reuig und wieder beruhigt ihre feuerrote Schürze ab. Das große Bett war aufgedeckt, und sie hatte es eilig, sich darin auszustrecken.

Die ganze Stube war hell erleuchtet und prunkvoll ausgestattet. Niemand wußte genau, was die Möbel und Stoffe wert waren, niemand hatte um den Preis gefeilscht: bei allem hatte man einfach das Schönste verlangt, ohne weitere Wahl; es war ein prächtiges Zimmer!

Ein Treppenläufer, an diesem Ort unerwartet, war quer durch den Raum gelegt und hatte es den Gästen erlaubt, den Geschenktisch zu bewundern, ohne daß der Glanz des Parketts dadurch gelitten hätte. Mehrere Paar rote Pantoffeln standen am Rand des Teppichs; sie waren für Besucher bestimmt, die den Tisch umrunden wollten, und sogar die Regimentskameraden des Bräutigams hatten sie gewissenhaft benutzt. Der Glanz eines gewachsenen Parketts ist etwas sehr Vergängliches und muß wie ein Feuer unterhalten werden; man muß ständig daran denken, und wenn man es vergißt, stirbt das Parkett, und das ganze Zimmer wirkt dann wie tot.

Die beiden jungen Mädchen kämmten ihre langen Zöpfe, und ihre nackten Füße ruhten auf kleinen Matten aus rotem Tuch. Wenn sie von einem Möbel zum andern wollten, gaben sie den Pantoffeln einen Stoß und glitten mit ausgebreiteten Armen durch die Stube; der Widerschein ihrer Gestalten verdämmerte unter ihnen in einer sonderbaren Tiefe; so schienen sie zwischen zwei Welten zu schweben.

Die Ehrenjungfer zog ihr langes Hemd über, ließ ihre Flechten nach hinten fallen und glitt wie eine Forelle dem Bett zu. "Bist du bald fertig?" fragte sie und ließ sich fallen. "Ich bin so müde!"

"Schlaf du nur!" sagte die Braut lachend; sie hatte ihr schönes Kleid ausgezogen und schlüpfte in ihren weiten, schwarzen Alltagsrock. "Schlaf nur schon ein, warte nicht auf mich! Erst muß ich noch nachsehen, ob meine Schwiegermutter nichts nötig hat; für ihr Alter war es ja ein sehr anstrengender Tag. Du weißt doch, was für eine plötzliche Schwäche sie befiel."

Sie schlang sich ein Tuch um den Kopf, ergriff einen Leuchter und huschte mit einem Licht, das wie ein kleiner Komet wirkte, durch die Stube. Sie öffnete die Tür und durchquerte den Saal, wo ihre Truhe noch stand. Eine alte Magd im Nachtkleid wühlte in einer Kiste, ohne die Eintretende zu bemerken. Gaud klopfte an die Tür ihrer Schwiegermutter, niemand antwortete. Besorgt klopfte sie mehrmals hintereinander, doch immer vergebens. Die Magd kam und ging, dabei knisterte Papier, daß es klang, wie wenn eine Maus in einer Schublade nagt. Gaud trat an sie heran und sprach von ihrer Besorgnis. Die alte Magd blickte sie erstaunt an. Gaud erinnerte sich nicht an ihren Namen, und doch kam ihr dieser Blick bekannt vor: wo hatte sie nur diese durchbohrenden und feindlichen Augen schon gesehen? Und dann erstarrte sie zu Eis, denn es war ihre Schwiegermutter, die vor ihr stand. Niemals hatte sie sich ihr Aussehen ohne Zähne und ohne Haube so vorgestellt. Wie klein sie geworden war!

"Ich bin gekommen," versuchte sie ihr Erschrecken zu verbergen, "ich bin nur gekommen, um nachzusehen, ob Ihr nicht etwas nötig habt?"

Die alte Frau sah sie mit ihren mißtrauischen und fiebrigen Augen durchbohrend an; ihre Lippen bewegten sich wie die eines beunruhigten Kaninchens; lange antwortete sie nicht. "Mach Kaffee heiß, wenn du willst", sagte sie schließlich, als traute sie ihr das nicht zu.

Die junge Frau war wirklich in großer Verlegenheit: das Feuer war fast erloschen, und sie kannte das Haus nicht. Sie wußte indessen, daß in einem so geordneten Haushalt der Kaffee immer bereitsteht und die Kaffeekanne stets an sichtbarster Stelle zu finden ist; sie brauchte nur an nichts zu denken, dann würden ihre Augen von selbst darauf fallen.

Es gelang ihr, sich in solch einen passiven Zustand zu versetzen, und siehe da: unweit von ihr stand eine Kaffeekanne. Aber die hatte solche Ausmaße, daß Gaud sich von neuem ratlos fühlte: so viel Kaffee konnte sie unmöglich warm machen!

Ihre Schwiegermutter hielt sich im Schatten und lag auf der Lauer wie ein grauer Wolf. "Der kleine Topf steht in der Asche", sagte sie schroff.

Gaud blickte zum Herd und konnte sich eines freudigen Gefühls nicht erwehren: ein winziger Fayencetopf ruhte dort wie ein eingeschlummertes Küken auf seinem kleinen geblühten Bauch. Sie goß Kaffee hinein und fachte die Glut an; solch ein Töpfchen wie das hier war eine Freude fürs ganze Leben. "Ich liebe dich", sagte sie zum Töpfchen und warf ihm eine Kußhand zu.

Das Töpfchen wurde schnell warm, und mit seinem Deckel, den der Dampf hochhob, glich es jetzt einem Lausbuben, der seine Mütze in die Luft wirft. Kurzum, ein wirklicher Kamerad! Es gab ihr den Mut, eine Tasse vom Haken zu nehmen; nun fand sie auch die Zuckerdose, die auf dem Kaminsims stand. Sie stellte der Schwiegermutter alles auf den Tisch und gab sich große Mühe, dem Henkel und dem Löffelstiel die gleiche Richtung zu geben. Aber die alte Frau zuckte verächtlich die Schultern: "Das geht schon so ... Wozu so viele Umstände!"

Katell Dalenn trank und vergoß dabei etwas Kaffee auf den mit einem Wachstuch bedeckten Tisch. Die junge Frau war in höchster Not: sollte sie den Kaffee aufwischen oder nicht? Ihre Schwiegermutter betrachtete sie spöttisch und weidete sich an ihrer Ratlosigkeit; ihre flinken Augen wanderten vom Fleck auf dem Tisch zum Gesicht ihrer Schwiegertochter: *Na, was tust du jetzt?* Schließlich holte Gaud ein Leinentuch; aber als sie sich niederbeugte, schob die alte Frau ihre Hand mit rascher Bewegung beiseite: "Laß das!"

Die arme Braut schickte sich in alles und rührte sich nicht mehr. Derweil trank die Witwe und erhob sich mühsam, als sie fertig war; seufzend suchte sie einen Scheuerlappen und kam dann zurück, um den Fleck mit gekünsteltem Abscheu zu betrachten. "Bah!" sagte sie, zuckte die Achseln und begann den Tisch sorgfältig abzutrocknen.

Gaud stand ruhig daneben, gewillt, alles mit Fassung zu ertragen. "Wünscht Ihr noch etwas?" fragte sie, und es gelang ihr, ihrer Stimme einen sanften und freundlichen Klang zu geben. Doch durch diese milde goß sie nur Öl ins Feuer; ihre Schwiegermutter sah sie mit erschreckendem Haß an.



Offenbar habe ich ihr mißfallen, dachte die junge Frau. Vielleicht hätte ich mich ärgern sollen, denn das wollte sie wohl – und doch wäre es nicht recht von mir gewesen, wenn ich mich geärgert hätte!

"Kann ich jetzt gehen?"

In diesem Augenblick wurde die Tür mit dem Fuß aufgestoßen, und plötzlich trat der Bräutigam ein. "Warmes Wasser, schnell!" sagte er. "Jaou hat sich den ganzen Verband abgerissen."

Er wußte nicht, daß Gaud im Raum war. "Du bist hier!" rief er, als er sie erblickte. "Oh, ich dachte, du schläfst schon –" Und errötend wich er zur Tür zurück.

"Ich wollte nur nachsehen, ob sie nicht etwas brauchte –", sagte Gaud gezwungen. Wegen des Gelübdes war es auch ihr gar nicht recht, daß er kam, und doch empfand sie es als Wohltat, ihn in diesem Raum zu wissen, wo man ihr mit solchem Abscheu begegnete. Sie blickte auf ihre Schuhe hinunter.

"Ich kam, um Wasser für den Hund zu holen –", erklärte er unbeholfen. Er schien nicht mehr ein noch aus zu wissen.

"Sie kann ja Reisig unter den Kochtopf legen," sagte die alte Frau, "das ist schnell geschehen."

Gaud spütete sich, glücklich über die alltägliche Aufgabe. Ener holte Wasser, und die Flamme schlug hoch empor. – Gaud setzte sich auf die kleine Kaminbank; sie wußte nicht, was sie jetzt machen sollte. War es besser, wenn sie wegen des Gelübdes gleich aus dem Zimmer ginge und sich zur Brautjungfer ins Bett legte, oder sollte sie unter diesen Umständen lieber bleiben, um zu helfen, wo es not tat?

Der junge Mann fühlte sich mittlerweile durchaus im Recht, wenn er sich weiter in der großen Stube aufhielt; er war zufrieden, endlich mit seiner lieben Mutter und seiner geliebten Braut vereint zu sein; so waren sie alle drei beisammen, wie sie es fortan immer sein würden. Nach dem Höllenlärm, der ihm den ganzen Tag lang in den Ohren gegelte, und der unerfreulichen Aufregung, die sie vor kurzem so heftig und völlig unnötig erschüttert hatte, war es wirklich ein Segen, daß er nun endlich hier in Ruhe und Frieden sitzen konnte, um als verheirateter Mann zwischen den beiden Königinnen seines Hauses seine erste Pfeife zu rauchen. Ohne sich weiter Gedanken zu machen, holte er den Tabak heraus und zündete mit einem brennenden Holzsplitter seine Pfeife an, um dann, während er bedächtig den Rauch ausblies, glücklich auf dem Bänkchen neben Gaud Platz zu nehmen. Das Gelübde hatte er völlig vergessen, aber im Augenblick, als er sich an sie lehnte, zuckte eine rote Flamme vor ihren Augen auf. Es war wie das grelle, gefährliche Licht eines Blitzes, und beide wurden so geblendet, als hätten sie wirklich einen Blitz in den Kamin fahren sehen; aber ihre Herzen entfalteten sich wie zwei Vögel, die in der Sonne ihre Federn aufplustern und sich von ihrer Lebenskraft durchdringen lassen ...

Sie regten sich so wenig wie Tote, wenn die Erde sie bedeckt, so wenig wie leblose Felsen, wenn die aufsteigende Woge mit ihrem Schaum sie mächtig überflutet; sie verhielten sich ganz still in einer Harmonie, die sie schützte, während doch übermächtige Gewalten auf sie einstürmten.

Sie hätten nicht sagen können, wie die Zeit verging, denn sie waren kaum bei Bewußtsein, wenn sie auch zugleich das Leben in seiner ganzen Fülle genossen; sie fanden sich in einem wunderlichen Garten, dessen Wonnen sie lange hinter Gittern geahnt hatten und dessen Tor sich jetzt zu öffnen begann. Doch auf einmal fühlte sich der junge Mann von Feunteun Yen seltsam allein, wie einer, der ein Rotkehlchen in der Hand hält, das ihm plötzlich zwischen den Fingern stirbt. Eine Weile verging, ehe er begriff, was ihm widerfuhr, zumal die Falten von Gauds Kleid weiterhin seine Gamasche, seinen Schuh bedeckten. Aber als er zu ihr hinschaute, sah er, da sie sich in sich selbst zurückgezogen hatte, daß sich ihre Hände über dem Schoß gefaltet hatten, während ihre Augen am Muttergottesbild an der Wand haften blieben.

Da mußte Ener auf einmal wieder an das Gelübde denken; er sprang in die Höhe, als wenn er jäh aus dem Schlaf geweckt würde. "Verzeih mir," sagte er, "ich habe ... ich dachte nicht ... Ach, wenn doch das Wasser endlich kochte ..."

"Das hoffe ich auch", sagte seine Frau, während er die Steinplatten vor dem Kamin in ihrer ganzen Länge überquerte, um sich auf die Bank gegenüber zu setzen. Gaud aber fuhr mit ihrem Gebet fort und versuchte zu vergessen, wo sie sich befand.

Beide warfen eifrig neue Reisigbündel ins Feuer, so daß der Kochtopf in den Flammen verschwand. Wieder verstrich Zeit. Noch immer hingen Gauds Augen an der Muttergottes, während Ener unseligerweise auf seine Frau schaute mit solchen Blicken, daß es unter dem Kaminsims nicht das Wasser im Kochtopf war, das zuerst zu kochen begann. Er strich sich mit der Hand über die Augen und sagte mit etwas verstörter Miene: "Ich glaube, ich werde jetzt wieder nach Jaou sehen –"

Eben das war es, was Gaud in ihrem Gebet erfleht hatte. "Ja," sagte sie, "ich rufe dich, wenn das Wasser soweit ist."

Er ging durch die Diele, als hätte er Ketten an den Füßen, und da er zögerte, die Tür wider zu schließen, drang die Nachtkälte wie eine Zunge herein und leckte den Hals der jungen Frau. Sie zog sich das Tuch enger um die Schultern und hörte Katell Dalenns schneidende Stimme: "Das ist eine Freude für eine Mutter, wenn sie zusehen muß, wie ihr Sohn hinausgeht, während du sitzen bleibst, um dich zu wärmen!"

Gaud war so bestürzt, daß sie sich erhob und errötend sagte: "Wo soll ich denn hingehn? ... Zum Hund oder in mein Zimmer? Ich bin doch nur geblieben, weil ich mich nützlich machen wollte ... Habt Ihr mich denn nicht selbst gebeten, das Wasser warm zu machen?"

In diesem Augenblick begann das Wasser zu kochen, und Gaud bezwang ihre Verwirrung, ergriff eine Kelle – auch dabei zitterte sie, da sie fürchtete, es könnte die falsche sein – und füllte den Eimer. Sie rief nach ihrem Mann, der mit der Laterne winkte und schrie: "Kannst du es hierherbringen und mir helfen?"

"Ja," antwortete sie, "ich komme." Aber als sie sich auf den Weg machte, hörte sie die aufgebrauchte Stimme ihrer Schwiegermutter: "Willst du vielleicht den Kochtopf ohne Wasser auf dem Feuer lassen?"

Eilig kam sie zurück, um den Topf wegzunehmen, und als sie sich mit raschen Schritten wieder entfernte, erfolgte ein Ausbruch der Entrüstung: "Elende Person! ... Dumme Gans! ... Erbärmliches Ding!"

"Mein Gott!" seufzte sie. "Was hab ich denn jetzt wieder angestellt?" Sie war nun ernstlich überfordert, und die Tränen stiegen ihr in die Augen, während sie mit ihrer Last vorsichtig den Hof überquerte.

"Komm sofort zurück," schrie die Witwe, "auf der Stelle!"

"Ja, ich komme – " Eine Minute blieb Gaud unschlüssig stehen und wußte nicht, ob sie der bösen Stimme folgen sollte oder dem Zeichen, das ihr Mann mit der Laterne gab: *Wenn ich jetzt den Eimer hinsetze, finde ich ihn in der Dunkelheit nicht mehr wieder!* Aber da ihre Bewegungen zu hastig gewesen waren, ergoß sich heißes Wasser in breitem Strahl auf ihren Fuß. Trotzdem setzte sie ihren Weg fort, obwohl sie sich sagte: *Eigentlich müßte ich stehenbleiben und gleich meinen Strumpf ausziehen.* Doch sie kam nicht einmal auf den Gedanken, daß sie ja schließlich Herrin ihrer Entschlüsse war; so sehr hatte sie jetzt das Gefühl, völlig von diesem Mann und von dieser Frau abhängig zu sein, – *ach, größtes Elend und größtes Glück!*

"Stell das Wasser hierher, und dann halte Jaou die Pfote, genauso wie ich jetzt", sagte er, als sie in die Stalltür trat. "Ich hätte dir entgegengehen sollen, aber ich kann ihn nicht loslassen, sonst würde sich der Knochen wieder verschieben."

Gaud kniete sich ins Heu und tat, wie er sagte; dabei achtete sie darauf, daß ihr Gesicht im Schatten blieb, damit er nicht sehen konnte, daß ihre Augen voller Tränen standen. Ihr Fuß begann heftig zu schmerzen, und sobald es ging, sagte sie: "Wenn du den Verband allein fertigmachen kannst, gehe ich lieber wieder ins Haus; – deine Mutter hatte vorhin nach mir gerufen."

"Ja, tu das nur! Danke für die Hilfe, und schlaf gut!"

Sie sprachen wie aus weiter Ferne, kalt und gezwungen miteinander, denn durch das Gelübde, das sie aus freiem Entschluß abgelegt hatten, waren sie zugleich die Gefangenen, das Gefängnisgitter und ihre eigenen Kerkermeister.

Als Gaud wieder ins Haus kam, war ihre Schwiegermutter völlig außer sich und wütender auf sie als je zuvor: "Schau dir nur den Kamin an," schrie sie, "und sieh, was du angerichtet hast!"

Die junge Frau blickte hin, begriff sofort und erschrak.

Wer nicht das schlimmste Unheil heraufbeschwören will, muß stets darauf achten, daß ein Dreifuß nicht im Feuer stehenbleibt, wenn der Kochtopf fortgenommen wird. Man weiß, daß die Seelen der Toten oder der Kaminkobold sofort versuchen, sich draufzusetzen; dabei verbrennen sie sich schrecklich und dann rächen sie sich an dem Schuldigen, indem sie ihm alle möglichen Heimsuchungen schicken. Die eine Bewegung, durch die man den Dreifuß umstößt, sobald man den Topf entfernt, wird schon den Kindern beigebracht, und auch Gaud hatte immer gehofft, eher zu sterben, als eine solche Sünde zu begehen! Und nun mußte sich gleich in der ersten Nacht, die sie in ihrem neuen Heim verbrachte, diese unbegreifliche Katstrophe ereignen! Gott allein wußte, was das noch für Folgen haben würde ...

Von jetzt an verlor Gaud allen Mut; sie fühlte, daß ihr alles fehlschlagen mußte, was sie auch unternahm; schon wunderte sie sich nicht mehr, daß sie sich kochendes Wasser auf den Fuß gegossen hatte.

Jetzt galt es, auf weiteres Unheil gefaßt zu sein. – Es ließ nicht auf sich warten.

"Da ich sehe, wie du mit Dreifüßen umgehst, wundert es mich nicht, daß bei dir kein Überfluß herrscht! Stimmt es, daß die Kuh in eurem Stall nur ein einziges Horn hat? So etwas ist mir zu Ohren gekommen – "

"Wer das erzählt," erwiderte Gaud bekümmert, "hat die Wahrheit gesagt und zugleich gelogen. Es stimmt, daß unsere Kuh nur ein einziges Horn hat, aber es ist nicht wahr, daß sie in unserem Stall steht, denn wir haben gar keinen."

"Und wo schläft sie dann? Du hast ja weder Wiese noch Gatter; auch das hab ich gehört."

"Im Haus; so haben wir's schon immer gehalten; sie ist sanft und so klein, sie ist genau wie ein Hund."

"Vier Hunde in einer einzigen Hundehütte! Das ist etwas viel, findest du nicht – ?!"

Gaud antwortete nicht, aber im stillen sagte sie zu ihrem Herrn und Heiland: *Höre bitte, wie sie mit mir spricht, und nimm mein Schweigen, daß ich dir darbringe, als Dank für den guten Mann, den du mir geschenkt hast. Und da er ja seiner Mutter gehört hat, ist es ganz in Ordnung, wenn ich seiner Mutter dafür bezahlen muß.* – Und sie fühlte, wie eine große Geduld in ihrem Herzen an Stärke gewann, – aber das Unheil war unterwegs; so mußte sie sich dies noch anhören: "Du weißt wohl," sagte ihre Schwiegermutter, "es stimmt nicht, daß die Sonne mich irre reden ließ; ich habe dich heute in allem Ernst verflucht!"

Deshalb habe ich also vergessen, den Dreifuß umzustößen, dachte Gaud entsetzt. Ein Unglück führt das andere herbei, und so verfolgt mich jetzt eine furchtbare Pechsträhne!

"Aber weißt du auch, daß ich deinetwegen sogar mein eigenes Kind verwünscht habe? Merkst du, was für ein Unheil du mit dir herumträgst und daß ich meinen Sohn nicht an deiner Seite sehen kann, ohne daß ich Gottes Fluch auf ihn herabrufen muß?!"

Die junge Frau hielt sich die Ohren zu: "Schweigt still! ... Schweigt still! ... Ich kann nicht anhören, was Ihr da sagt!"

Doch in kaltem und unerbittlichen Ton fuhr die andere fort: "Es hat keinen Zweck, daß du dir die Ohren zuhältst. Du sollst nur ruhig wissen, daß du vom Bösen gezeichnet bist, da du die Mutter deines Mannes dazu zwingst, ihren eigenen Sohn zu verfluchen! Du weißt wohl, es geschieht nicht oft, daß eine Mutter ihre Kinder verflucht ... Ach, ich kann nicht begreifen, wie so etwas überhaupt möglich ist!"

Gaud begann ihren Kopf nach rechts und links zu drehen, doch die andere fuhr unbeirrt fort: "Und weißt du auch, daß ich deinetwegen heute nacht nicht schlafen konnte? Drei Rosenkränze hab ich nun schon gebetet, daß der Fluch, den ich über meinem Sohn aussprach, von ihm genommen wird, um zweifach auf dein Haupt zu kommen! ... Das hätte vielleicht auch Erfolg gehabt, wenn ihr nicht zurückgekommen wärt. Aber als ich euch beide auf der Bank sitzen sah, da mußte ich wieder von vorne anfangen. Nein, so kann das nicht weitergehen! ... Das kann so nicht weitergehen!"

"Das wird auch nicht weitergehen," sagte Gaud in plötzlichem Entschluß, "denn hier bleibe ich nicht länger!" Sie wickelte sich fester in ihr Tuch und blickte um sich, als wäre sie von Wölfen umringt. "Ich gehe," sagte sie, "denn wenn die Dinge so liegen, wie Ihr sagt, gehöre ich nicht hierher." Und sie dachte im stillen: *Seit drei Tagen tue ich schon nichts anderes als davonzulaufen und mich zu verstecken; da kommt es auf einmal mehr nicht an! Ja, es ist, als hätte ich mich jetzt daran gewöhnt und könnte es schon so gut, daß mich diesmal keiner mehr finden wird.*

Sie lief zur Tür. "Betet Ihr weiter eure Rosenkränze," sagte sie, "und sagt Gott, daß ich alle Verwünschungen auf mich nehme. Aber betet ja recht viele Rosenkränze," wiederholte sie, "denn ich werde wohl keinen einzigen mehr hersagen – "

Während sie die Tür öffnete, schrie ihre Schwiegermutter ihr hinterher: "Hab Dank, daß du gehst! Das ist das größte Glück meines Lebens, daß ich dich fortgehen sehe; – aber sei nochmals verflucht, weil du deinen Mann verläßt ... und auch für all das, was ich jetzt noch von ihm zu hören bekomme!"

Aber die junge Frau stand schon auf der Schwelle, und sie war in solch einem Zustand, daß sie den Sinn der einzelnen Worte nicht mehr begreifen konnte. Einen Augenblick regte sie sich nicht; sie sah den stockfinsternen Hof vor sich und die erleuchtete Stalltür im Hintergrund. Solange das Licht im Stall brannte, hatte sie keine Eile. Sie konnte wieder Atem schöpfen und zu überlegen versuchen, wohin sie sich wenden sollte; aber vor allem mußte sie erst wieder atmen können, um nicht tot umzufallen ...

Bald sah sie, wie die Stalltür sich schloß, worauf sich das Licht über den Hof bewegte; da stieg nun auch sie die Vortreppe hinunter und ging in entgegengesetzter Richtung über den Hof. Sie brauchte sich nicht zu verstecken. *Er trägt eine Laterne, dachte sie, da kann er mich nicht sehen. Denn wenn man eine Laterne trägt, kann man nicht sehen, was außerhalb des eigenen Lichtscheins liegt.*

Sie erreichte den Stamm des Holunterbaums am Tor, während er sich dem Haus näherte. *Jetzt kann ich das Tor nicht öffnen, er würde hören, wie es sich in den Angeln dreht; aber sobald er die Haustür öffnet, werde ich hier das gleiche tun.*

Sie schaute auf das Licht; ihr ganzes Glück stieg die Stufen hinauf, und als er die Klinke niederdrückte, schob sie den Riegel zurück; als er dann die Haustür öffnete, stieß auch sie das Tor auf, und die geölten Angeln vereinigten ihre Geräusche. Dann war er im Haus und sie in der Finsternis, und Tor und Tür schlossen sich gleichzeitig.



ER TRAT INS HAUS UND SAH SEINE MUTTER ALLEIN vor dem Kamin; er hängte seine Laterne an den Nagel und setzte sich auf das Bänkchen. "Ist sie schlafen gegangen?" fragte er.

Seine Mutter richtete ihren Blick auf ihn und betrachtete ihn von Kopf bis Fuß. "Sie ist dort, wo sie hingehört."

Er reckte die Arme und lachte: "Ja, freilich! Das will ich meinen, nach so einem Tag."

Sie sah ihn durchdringend an: "Und du, gehst du jetzt nicht schlafen?"

"Nein, ich mag nicht." Er wußte wirklich nicht, wo er bleiben sollte; seine frühere Kammer war in völliger Unordnung, den ganzen Tag war sein Bett von Regenschirmen bedeckt gewesen, und alle seine Sachen hatte man schon in das neue Zimmer gebracht. So war es ihm viel lieber, hier noch ein paar Pfeifen zu rauchen, zumal die halbe Nacht schon verstrichen war.

Sein Blick fiel auf Gauds Truhe, die in diesem Raum ganz ungewohnt aussah; ihr Holz wirkte so alt, daß neben ihr auch die ältesten Möbel des Hauses eben erst aus der Werkstatt gekommen zu sein schienen. *Wie alt sie wohl ist?* dachte er; froh betrachtete er die grobe Schnitzerei und hätte auch gern gesehen, wie das Schloß gearbeitet war, doch Gauds Kleider befanden sich darin, und es war gewiß nicht recht, den Deckel zu öffnen. So schaute er nur auf die Tür, hinter der sie schlief. – Er dachte, wie wunderbar das war, und auch an alle Ängste, die er überstanden hatte ...

Es war schwer, eine so vollkommene Freude zu begreifen: Sie schlief hinter dieser Tür, unter seinem Dach; beide hatten sie sich im Buch eingeschrieben, die Ringe steckten an ihren Fingern und ihre Namen waren eingraviert; niemand konnte ihnen jetzt noch etwas anhaben!

Aber, guter Gott, was für einen schrecklichen Zwischenfall hatte die Unpäßlichkeit seiner Mutter verursacht ... Das war ihm so nahegegangen, daß er noch immer nicht darüber lachen konnte. Wirklich, er mußte sich abgewöhnen, sie für schwierig und hartherzig zu halten ... Sie rieben sich oft aneinander, gewiß! Doch im Grunde war sie von wirklicher Güte. Er betrachtete sie mit tiefer Ehrfurcht und voller Liebe. Sie saß ihm gegenüber, denn auch sie wollte nicht schlafen gehen, und seit bald zwei Stunden sah er sie nun schon fieberhaft den Rosenkranz beten und eine Tasse Kaffee nach der anderen trinken. Was für eine seltsame Nacht war das! So friedlich und zugleich eine Prüfung durch ihre Länge ... aber auch wie lieblich ...

In diesem Augenblick wurde die Tür der Brautkammer aufgerissen; im Nachthemd und völlig außer sich stürzte die Ehrenjungfer in die Diele. "Ich möchte mal wissen, was das für ein Haus ist und warum ich eigentlich hierhergekommen bin?" schrie sie. "Vielleicht meint man, ich bewachte die Neuvermählte! Doch worauf soll ich mein Zeugnis eigentlich stützen?"

"Was sagst du da?" fragte Ener verduzt und begann laut zu lachen; denn der Anblick dieser zerzausten Ehrenjungfer, die in den Falten ihres riesigen Nachthemds versank, kam völlig unerwartet und war überaus belustigend. "Was ist denn geschehen?"

Dann bereute er, daß sie angesprochen hatte, denn sein nächster Gedanke war, sie sei vielleicht eine Schlafwandlerin und man dürfe sie darum nicht wecken; aber sie hatte hellwache Augen und rief: "Das kann kein Glück bringen, sag ich, die Muttergottes so zu behandeln, wie ihr es hier macht! Sie hatte nichts von euch verlangt, da war es nicht nötig, ihr ein Gelübde darzubringen und ihr dann eine solche Kränkung anzutun! Ich kann es nicht begreifen - "

"Kümmere dich nicht um Dinge, die du nicht verstehst!" sagte die Witwe, die aufgestanden war. "Geh nur ruhig wieder schlafen, mein Kind, ich selber habe Wache gehalten, und die Muttergottes hat nichts verloren. Du kannst sicher sein, daß das Gelübde so lange gehalten wird, wie es nötig ist. Leg dich nur schnell wieder in dein Bett, bevor es kalt geworden ist."

Aber die Ehrenjungfer stampfte mit dem Fuß auf. "Ich will wissen, wo die Braut sit!" schrie sie. "Ohne sie gehe ich nicht wieder schlafen, denn ich muß Zeugnis ablegen und nicht Ihr!"

Ener verstand gar nicht, worum es ging, aber ihm war nicht mehr zum Lachen zumute, und er begann sich zu ärgern, daß sie so seltsam über seine Frau sprach. "Ich weiß nicht, was du geträumt hast, Maryvonnig, aber bitte weck sie nicht auf: der Tag war anstrengender für Gaud als für jeden von uns."

"Sie aufwecken!" rief das junge Mädchen entrüstet. "Schau dir doch einmal an, wie sie schläft, da sieh!" Sie machte die Tür weit auf, und das schöne Zimmer erschien im Halbdunkel; aber er wich zurück. "Du weißt genau," sagte er, "daß ich es diese Nacht nicht betreten darf."

"Wenn du dabei an dein Gelübde denkst," sagte Maryvonnig mit bitterem und verächtlichem Lachen, "weiß Gott: du kannst ganz unbesorgt hereinkommen!" Empört packte sie ihn am Ärmel und zog ihn in den Raum hinein, bis vor das Bett.

"Sieh doch!" sagte sie, und schlug die Betttücher weit zurück. "Niemand hat auf dieser Seite geschlafen! Du kannst es anfassen," fügte sie hinzu, "es ist noch ganz kalt."

Sinnlos vor Wut ließ sie ihn mit der Hand die Laken entlangfahren. "Hier ist es warm," rief sie, "da hab ich geschlafen, doch sie ist nicht gekommen! Nicht eine einzige Minute! Das Kopfkissen hat keine Kuhle, und die Spitzen hängen rings herum gleichmäßig herab ... Schick sie sofort hierher zurück! Wie soll ich denn Zeugnis ablegen? ... Deine Mutter hat behauptet, sie hat aufgepaßt, aber ich muß dafür einstehen! Schick sie sofort hierher!" Sie schüttelte Ener heftig, aber er war erstarrt wie ein abgestorbener Baum.

"Wo ist sie? ...", sagte er. "Aber wo ist sie denn nur?"

Er blickte um sich. Wie hatte Gaud ihm nur wieder einen solchen Streich spielen können? Das war doch nicht gerade der rechte Augenblick; sie war sich darüber wohl nicht im klaren, aber was würden denn die Leute morgen dazu sagen? Und seine Mutter! Ja, eben, seine Mutter ... Mit einem Satz war er wieder in der großen Stube zurück: "Aber was ist denn da los, Mutter?!"

Sie erhob sich langsam und stellte sich vor den Kamin. "Ich glaube, es ist an der Zeit zu reden", sagte sie. Und sie heftete ihre Augen auf ihn und betrachtete ihn von oben bis unten auf diese seltsame Weise, die sie plötzlich angenommen hatte. "Hör zu, ich muß dir heute abend Worte sagen, die Gewicht haben und dir gewiß nicht gefallen werden; aber das ist nun einmal geschehen und du mußt darüber Bescheid wissen."

"Worüber soll ich Bescheid wissen? ... Was soll ich erfahren ... Bitte, sprich schnell."

"Ich muß dir sagen, daß sie fort ist."

"Das sehe ich auch, daß sie fort ist. Aber wohin? Wann wird Gaud zurückkommen?!"

Die Ehrenjungfer verstand gar nichts mehr, und die Witwe begann unmerklich zusammenzuschumpfen. Das Reden schien ihr nicht mehr so leicht, denn zum ersten Mal stand ihr Sohn ihr nicht mehr als kleiner Junge gegenüber, den man einfach bestrafen und dem man sein Spielzeug wegnehmen kann, und so war sie nahe daran, Angst zu bekommen.

"Hör zu," sagte Katell Dalenn, "sei vernünftig und versuche all das zu vergessen! Sie war ein schlechtes Mädchen, und sie hat dich endgültig verlassen."

Aber für solche Sätze hatte der junge Mann kein Verständnis; er vermochte keinerlei Sinn in ihnen zu erkennen. Und die Mutter fuhr fort: "Und ich hab sie sogar verflucht, als sie die Schwelle überschritt; ich hab sie verflucht, weil sie dich verließ."

"Verflucht? – Du hast sie verflucht, weil sie mich verließ?"

Jetzt sah seine Mutter, wie ihn völlige Erstarrung und zugleich ein starker Zweifel befiel, sodaß sie sich gedrängt fühlte, mit leiser, zitternder Stimme zu flüstern: "Auch schon vorher ... ich hatte sie auch schon vorher ein wenig verflucht – " Aber dann schrie sie es plötzlich heraus: "Ich war's, ich hab sie davongejagt! Sie ist von selbst gegangen, aber nachdem ich sie schon so gut wie davongejagt hatte! Sie hat recht getan, denn sonst hätte ich sie morgen davongejagt oder am ersten Tag, an dem – – "

Doch das Wort blieb ihr in der Kehle stecken, denn er hatte sie ins Gesicht geschlagen.

Ener wich bis zur Wand zurück; er fühlte sich als Mörder. Soeben hatte er seine Mutter im Geist getötet und er erschrak, weil er sah, wie sich alle Dinge rings um ihn her als Mordinstrumente anboten. Mit allem hier konnte man töten. Mit allem konnte man Blut fließen lassen und diesen Mund zum Schweigen bringen, den Schlag dieses bösen Herzens anhalten und dieses Leben auslöschen. Gegen die Steinplatten konnte er diesen Kopf schmettern, der zerbrechlich war wie ein Schlangenei, und dann wäre auch der Geist des Bösen zerstört, der ihn bewohnte; mitsamt dem Hirn würde er ins Feuer spritzen und die Luft wäre wieder rein! Er konnte ihren Hals in seine Hände nehmen, die Luft am Einströmen hindern und sie wie eine Flamme ersticken. Ja, dazu war er imstande, ebenso mühelos, wie er sie einen Augenblick zuvor noch geliebt hatte! Er war aufs schrecklichste in zwei Teile zerrissen. Ach, war er denn als Mörder und Verworfenener geboren? ... Eben noch hatte er sich so glücklich gefühlt ...

Von der Tischecke, wohin er seine Pfeife gelegt hatte, stieg friedlich Rauch auf. Tiefe Stille herrschte, während er versuchte, sein Schicksal zu wählen. Wäre sein Vater noch am Leben gewesen, so hätte der ihn vielleicht in dieser schrecklichen Sekunde, in der er nur rot vor den Augen sah, beschützt und behütet.

Er hörte einen erstickten Schrei und sah, wie seine Mutter schwankte und auf der anderen Seite des Raumes zu Boden schlug, während er selber sich nicht mehr gerührt hatte; da verspürte er große Erleichterung, daß er nicht mehr zu wählen brauchte. Er wollte gar nicht wissen, ob sie tot oder lebendig war; für Ener gab es jetzt weder Vergangenheit noch Zukunft, sondern nur diese Gegenwart, die sich so völlig selbst genügte, daß er im Augenblick schon glücklich war, daß er seine Mutter nicht mehr vor sich hatte.

Katell lag auf dem Boden, und ihre Kleider breiteten sich rings um sie aus wie der Schatten um einen Apfelbaum, wenn die Sonne im Zenit steht. Für die Augen der Ehrenjungfrau gab es hier nur eine Frau zu sehen, die ohnmächtig geworden war, und einen erbosten Sohn, der mit sich kämpfte, um kein böses Wort zu sagen ... Doch Ener, der seine Mutter in Gedanken getötet hatte, vermochte es nicht, diesen Körper mit seinen eigenen Händen zu berühren; er stürzte in den Hof hinaus.

"Jili," rief er, "komm schnell!" Während seiner ganzen Kindheit hatte er seinen Freund nicht auf solche Weise gerufen: "Jili, komm schnell!"

Und als Jili mit einer Laterne zur Stelle war und alles das vor sich sah: die offenen Türen und Katell auf dem Boden und Eners Gesicht, wurde er blaß und konnte kein Wort herausbringen. Aber er begriff sofort, daß Männer hier nicht genügten, und auch die Ehrenjungfer reichte nicht aus, sie war zu jung. Er mußte noch Marjep zur Hilfe rufen. Sie sprang aus dem Fenster ihres Hängebodens und eilte herbei; so fanden sie sich wieder alle drei zusammen, vor diesem Körper, schweigend und vereint wie einstmals am Ufer des Flusses Yen, wenn sie ihre Schlingen legten.

"Ich möchte nicht wissen – ", sagte Ener, nachdem er stockend berichtet hatte, was geschehen war. "Tut nur beide, was notwendig ist ... Aber sagt mir nicht, ob sie tot ist oder lebendig."

"Es ist nichts, es ist gar nichts," sagte Marjep, "lauft nur, ihr zwei! Ich bleibe hier, es ist sicher nichts ..."

Wahrhaftig sah es so aus, als ob Katell bald wieder die Augen aufschlagen würde, und der Gedanke, ihrem Blick zu begegnen, erfüllte Ener mit Entsetzen. Im übrigen verlor das alles für ihn an Bedeutung, denn der Zorn wich jetzt der Angst um Gaud, und diese Angst ließ ihm alles als Wahnsinn erscheinen, was seine Suche nach ihr verzögern konnte. Wie lange schon hätten sie zu den Verbrannten Hügeln eilen und die Ufer des Flusses Yen durchstöbern sollen! – "Komm, Jili!" rief er, während er zur Tür stürzte; dann verschwanden sie beide.

Marjep bleib allein zurück, und Katells Gewicht lastete auf ihrem gekrümmten Arm; sie blickte auf die alte Frau hinunter und sah, daß sie aufgewacht war; das Auge hatte schon wieder seine Schärfe. "Verfluchtes Mädchen," sagte sie leise, "noch zehnmal verfluche ich dich ... " Sie keuchte: "Und hundertmal ... Ich wußte genau, daß er mir Kummer machen würde, falls du fortgehst ..."

Was für eine Nacht, mein Gott! dachte Marjep. *Nur gut, daß mir mein eigenes Glück die Kraft schenkt, um diesem Elend standzuhalten.* Es kam ihr vor, als hätte sich die Herrschaft von Feunteun Yen seit einer Stunde gegenseitig umgebracht und den Besitz sich selbst überlassen. Sie fühlte die Last des verlassenen Hauses auf ihren Schultern und dachte an die Arbeiten des kommenden Tages; vielleicht würde niemand mehr da sein, um sie zu leiten.

Währenddessen erschien Maryvonnig wieder in der Stube, die Ehrenjungfer. Sie hatte sich notdürftig angezogen, ihr langes Nachthemd schaute ringsherum unter dem Kleid hervor; der Zopf hing ihr auf dem Rücken, in der einen Hand hielt sie den Regenschirm, auf dem anderen Arm trug sie, in Seidenpapier gewickelt, ihre schöne Schürze, die viertausend Franken wert war.

"Ich gehe jetzt heim," sagte sie, "nicht eine Minute länger bleib ich in diesem Haus, wo Christen nichts zu suchen haben. Es ist eine Schande – und vielleicht wird es mir mein Leben lang Unglück bringen –, daß man mich dazu bestimmt hat, über eine Braut zu wachen, die verflucht wurde! Und wenn ich auch bis zum Ende der Welt leben sollte und sogar darüber hinaus – meine Seele würde sich noch dran erinnern, wenn sie allein unter all den Gebeinen zurückkehren sollte! Ihr könnt es mir glauben: wenn man achtzehn Jahre alt ist, macht es keinen Spaß, an solche grausigen Dinge zu denken. Aber es ist stärker als ich, ich muß daran denken nach dieser Nacht, und ich sehe es sogar alles vor mir, als wäre es schon geschehen!"

Sie stellte sich vor die Witwe und nahm eine Streichholzschachtel, die auf dem Kaminsims lag. "Gebt mir eine Laterne", sagte sie, "und einen Knecht, damit er mich bis zum Kreuzweg führt. Von da ab kann ich allein gehen."

"Geh nur gleich wieder schlafen," sagte Marjep, "es ist sinnlos, daß du vor morgen früh überall herumerzählst, was sich heute nacht hier ereignet hat."

"Ich will jetzt sofort gehen!" sagte die Brautjungfer und stampfte mit dem Fuß auf. "Es ist gewissenlos, ein Mädchen in meinem Alter an solch einem Ort zurückzuhalten! Gebt mir die Laterne und einen Knecht; damit er mich bis zum Kreuzweg führt!"

"Ich sehe nicht ein, wieso du einen Mann brauchst, der dich bis zum Kreuzweg führt, wenn du von da ab allein gehen willst, denn der Weg ist ja dann noch viermal so lang."

"Das macht gar nichts – ich bin nicht ängstlich, und ich kann ganz gut nachts allein heimgehen; wir in unserer Familie kennen Furcht nur zwischen hier und dem Kreuzweg. Mein Großvater hat gesagt, und der wußte genau darüber Bescheid – ... Gebt mir also eine Laterne und einen Knecht!"

Marjep sah ein, daß weiteres Zureden keinen Zweck hatte; sie zündete einen Docht an und weckte einen Knecht, der in den Hofe eilte.

"Sag ihm nicht, daß du Furcht auf diesem Weg hast", riet sie Maryvonnig, die schon, in einen Mantel gehüllt, scheu wie ein Reh zur Vortreppe lief.

Einen Augenblick blieb sie stehen und sah zu, wie sich das Mädchen entfernte; von nun an konnte man also nicht mehr damit rechnen, daß der Skandal verborgen bleiben würde. Wie glücklich ist sie doch, wenn sie hinter dem Kreuzweg keine Furcht mehr hat! Ich bin so matt und weiß nicht, wie es weitergehen wird hier! Die Furcht ist nur auf diesem Stück Weg, hat sie gesagt. Maria von den sieben Schmerzen ... Für unsereinen lauert sie jetzt überall!"

ALS ENER AUF DEN HOF STÜRZTE, HATTE sein erster Gedanke dem Hund gegolten: er allein konnte eine wirkliche Hilfe sein. Sobald ihm aber dessen Unfall wieder in den Sinn kam, erstarrte er, einen Fluch zwischen den Zähnen: "Jili! – Jaou kann uns gar nicht helfen –!"

"Aber wir finden sie doch gleich wieder," sagte Jili, "sie ist zu ihren Eltern gelaufen; in zwei Stunden ist alles wieder in Ordnung."

"Zwei Stunden! Wie kann ich denn zwei Stunden abwarten, bis ich Gewißheit habe!"

Sie beeilten sich jetzt, Ener konnte nicht mehr reden. Die Nacht war still und hell; als aber das Wasser des Flusses Yen aufglänzte und der Mond auf beiden Seiten der Brücke die Fluten ins Unendliche dehnte, kam ihnen die Welt so groß vor und sie selber sich so klein, und es erschien ihnen vermessen, ein Wesen in all der Weite rundum ohne ein göttliches Wunder wiederzufinden, daß Eners Angst keine Grenzen mehr kannte.

"Jili ...", sagte er, "o Jili ...!" Eine Sekunde lang mußte er sich mit seinem ganzen Gewicht auf die Schulter des treuen Gefährten stützen. Sie waren stehengeblieben, und vor ihnen erstrecken sich das Schilf und die Binsen, die kein Ende nehmen wollten, diese weite, sumpfige Ebene und der Wald. Im Wasser die Spuren des Regens suchen, in der Luft die Seele eines Verstorbenen oder in der Leere rundum eine junge Frau – das war alles gleich töricht.

Lange Nebelschwaden schleppten sich hin, und der Glanz dieses wunderbaren Landes wirkte furchtbar durch seine Ruhe am Rand des Lebens. Jilis Ergebenheit war so groß, daß er sich verwünschte, weil er ein Mann war: Was konnte er denn in dieser Nacht für seinen Herrn anderes tun, als ihn bedauern und ihn daran hindern, die anderen zur Hilfe zu rufen? Ja, das war der einzige Dienst, den er ihm erweisen konnte: diese Sache geheimzuhalten, soweit das möglich war.

"Geht nur allein weiter zu den Hügeln, ich will hier die Ufer durchsuchen, wenn Euch das beruhigt. Aber ich bin sicher, daß Ihr sie bei ihren Eltern findet." Und er verschwand im Schilf.

Ener war nicht mehr Herr seine Gedanken; er dachte überhaupt nicht mehr nach. Immer neue Bäume hatte er vor Augen, an denen seine flinken Beine vorbei mußten und von denen ein jeder ihm zeigte, daß er seinem Ziel näher kam. Wenn Kiesel unter seinen Sohlen rollten, hatte das weiter nichts auf sich, denn sein Gleichgewicht war in dieser Nacht so wenig vom Boden abhängig, daß es aussah, als könnte er sich im Nichts fortbewegen.

Ein Tier kreuzte seinen Weg und brachte ihn zu Fall, aber er wurde sich dessen nicht bewußt; gleich war er wieder auf den Beinen und ließ sich nicht aufhalten. Die Laterne leuchtete umsonst; er folgte nicht ihrem Schein, sondern einem Gefühl, das ihn leitete und stärker war als alles andere. Er selber war schweigsam und nur darauf bedacht, schnell voranzukommen; aber es war, als zögen dieses Gefühl und mehrere Doppelgänger seines Ichs heulend vor ihm her. So erreichte er den Gipfel wie ein Jäger hinter seinen Hunden; Herz und Verstand bahnten ihm den Weg, und sein Mitgefühl und alle diese Doppelgänger, die er nicht im Zaum halten konnte, umringten ihn lärmend.

Er erblickte die Hütte und das erleuchtete Fenster; und wie eine Himmelbotschaft ließ ihn dieses Licht wieder zu sich kommen; es wurde ruhig in ihm. *Hier ist sie! Gleich mach ich die Tür auf und sehe sie.*

Er überquerte die Lichtung, und über Koulms Haus blitzten die Sterne. Bei der großen Müdigkeit, die ihn auf einmal überkam, schienen die Gestirne wie Degen ihre Klingen zu kreuzen, und der Mond schwankte wie eine schwere Blüte auf einem glitzernden Stengel; aber er fühlte, wie er wieder er selber wurde: eine große Kraft und eine Einheit mit Namen Ener Dalenn von Feunteun Yen.

Gelobt sei Gott! Es war höchste Zeit, daß ich komme! Ach, sie muß nun wirklich hier sein, denn wenn ich sie nicht sehe, sobald ich die Tür öffne – das könnte ich nicht ertragen!



NACHDEM DAS SCHÖNE MÄDCHEN MIT DER GUTEN Nachricht die Freude wiedergebracht hatte und dann am Waldhang verschwunden war, waren Mann und Frau von den Verbrannten Hügeln wieder in ihr Haus gegangen und so glücklich, daß sie nicht wußten, was sie anfangen sollten. Ihre Beine waren zu müde, als daß sie wieder zum Fest hätten zurückkehren können, doch ihr Herz war so wach, daß sie noch nicht schlafen konnten. Daher tranken sie eine Tasse Kaffee. Der Vater nahm die Mutter bei der Hand und sagte: "Spielen wir doch das Katzenspiel! Vielleicht gewinne ich endlich mal, wo heute ein solcher Glückstag ist!"

Das war ein Spiel, das sie liebten und das für Holzfäller und andere Leute, die kein Geld haben, sehr geeignet ist: es erfordert lediglich, daß man zu zweit ist und wenigstens einer von beiden Geistesgegenwart besitzt. Sie spielten es häufig, und immer gewann die Frau, weil sie schneller war. Ihr Mann wurde nicht müde, immer wieder von neuem zu beginnen; denn obwohl er seit zwanzig Jahren verlor, hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, vor seinem Tod wenigstens einmal zu gewinnen.

So spielten sie also geruhsam, während die schlafende Kuh auf ihrer Streu schnaufte. Der Schatten ihres Horns zeichnete sich auf der Wand ab, und wer von der Zauberkraft der Einhörner weiß, hätte meinen können, daß eines von ihnen gekommen wäre, um über Koulms Familie zu wachen, und sich nur nach Landessitte verkleidet hätte. Aber das sind Dinge, die man nicht erzählen kann, denn es gibt Leute, die an nichts glauben.

Die Nacht ging auf solche Weise friedlich dahin, da hörten sie, wie an der Tür geklopft wurde.

Überrascht wollten sie sich noch fragen, ob es denn klug sei, um diese Stunde zu öffnen. Aber man ließ ihnen keine Zeit zu weiterem Zaudern: die Tür wurde aufgerissen von der fiebernden Hand des jungen Mannes vom Kalten Fluß, der schrecklich verstaubt und müde hereinstolperte. "Ich bitte um Verzeihung für alles, was geschehen ist," sagte er, "hier bin ich, um sie zu holen; – sobald ich's erfahren habe, bin ich gekommen ... "

Der Holzfäller und seine Frau hatten sich erstaunt erhoben. "Ihr braucht Euch nicht zu bemühen," sagte Gauds Vater dankbar, "man hat uns schon gesagt, wie es wirklich steht, und wir sind glücklich darüber!"

"Glücklich? Wie könnt Ihr es so auffassen? Aber wo ist sie denn? Ich sehe sie nicht ... "

"Wen wollt Ihr sehen?" fragte Koulm verdutzt. – "Mein Sohn," sagte Marianna, "ich kann mir gar nicht erklären, weshalb du heute abend noch hierher kommst?"

"Was – ?" Eners Blick schien zu verlöschen. "Ihr wollt mir doch nicht sagen, daß sie nicht hier ist – ?" Er lehnte sich gegen die Tür, und sein Gesicht, daß nicht mehr blasser hätte werden können, zeigte einen so erschrockenen Ausdruck, daß die armen Eltern spürten, wie ihr Herz drei Schläge statt zweien und dann zwei Schläge statt dreien tat: wie bei Menschen, die bald sterben müssen.

"Ach, mein Gott!", rief die Mutter, "was ist denn mit meinem armen Kind geschehen?!"

Aber ohne sie zu hören, sprach Ener in die leere Nacht hinaus. "Es ist unmöglich ... es ist ganz unmöglich, daß sie wirklich fort ist!... Unmöglich ... unmöglich ..."

Der Holzfäller sagte nichts. Er sah vor sich hin, und sein Blick war so eindringlich, zeigte die gleiche düstere Spannung, als wenn er den Wipfel eines Baumes überwachte, kurz vor dem Fall.

"Was ist denn meinem Kind geschehen?" rief die Mutter, "was hat du meinem Kind angetan! ... Weshalb bist du hier? – Was sollen wir verzeihen? Was ist meinem Kind geschehen, daß deine schönen Kleider so staubig sind und deine Schuhe mit Schlamm bedeckt?!" Und da er nicht antwortete, packte sie ihn am Arm. "Weshalb bist du hier? Schläft sie nicht friedlich in deinem Haus? ... Wo ist sie! ... Was hast du mit ihr gemacht?!"

"Fort ist sie! – Ich weiß überhaupt nichts ... Sie ist weg! Meine Mutter und sie ... haben sich nicht vertragen, da ist sie fort ... Ich dachte, sie wäre hierher zurückgekommen... aber hier ist sie nicht ... "

"Wie konntest du denn annehmen, sie wäre hier? Ich hätte sie sofort zurückgebracht. Sie ist verheiratet. Und selbst wenn deine Mutter sie geschlagen hätte – was Gott verhüten möge! – mußte sie bleiben! Aber wo ist sie dann? ... Mein Gott, was ist aus ihr geworden?"

Ener lehnte am Türrahmen und antwortete nicht; man sah ihm an, daß er dazu nicht imstande gewesen wäre. Aber er begann leise mit den Zähnen zu klappern. Wer schon beobachtet hat, wie die Blätter auf dem Wipfel einer Pappel erbeben, wenn sich ein Lüftchen regt, kann sich vorstellen, wie das anfangs aussah; dann aber wurden wohl seine Gedanken noch düsterer und schrecklicher, denn die Zähne schlugen stärker aufeinander, und er drückte beide Hände gegen die Schläfen.

Währenddessen weinte die Mutter laut und jammerte über das Los ihrer Tochter, die ohne Geld durch die Nacht irrte, bis er sie unterbrach: "Bitte, seid still! Aber könntet Ihr für mich beten?" Seine Zähne schlugen jetzt heftig aufeinander. Die Frau des Holzfällers betete mit aller Kraft, das ließ ihn ruhiger werden. Nach einer Weile blickte sie auf, da sah sie ihn nicht mehr an der Tür stehen und nirgendwo sonst. –

AUCH DIE KÜSTERSFRAU HATTE NICHT EINEN AUGENBLICK an Schlaf denken können; sie wälzte sich im Bett und hatte einen Goldgeschmack im Mund. *Das Gold hat mich wohl verhext*, dachte sie. *Wer hätte gedacht, daß es ein so starkes Gift ist?* Und ihre Unruhe wurde noch größer durch all das, was sie gesehen und gehört hatte und was sie sich nicht aus dem Sinn schlagen konnte: die schlechten Vorzeichen, das laute Weinen, der unheilverkündende Anblick der Truhe. Wenn ihre Seherinnengabe die Wahrheit sagte und sich alles nach den gleichen Gesetzen wie sonst vollzog, mußte das Unheil schon geschehen sein, denn die übliche Zeit war verstrichen.

Ihre Beängstigung nahm zu, während die Minuten vergingen; schließlich konnte sie es nicht mehr aushalten und stand auf. Leise öffnete sie die Tür und blickte hinaus. Der erste Schein der Morgendämmerung bildete einen blassen Streifen, der den Himmel von der Erde trennte, und über den Nebeln des Flusses Yen schlummerten die Verbrannten Hügel, bedeckt von ihrem Blätterdach, das zitterte und umwölkt war wie im Traum. Eine Eule, die ihre Jagd beendet hatte, strich vorüber und suchte den Baum, auf dem sie zu schlafen pflegte; ihr Flug glich dem Fallen des Schnees, und man spürte, daß sie feuchter war als eine Fingerhutblüte, so sehr war die Luft vom Tau durchsättigt. Die Küstersfrau fröstelte und ihr war wirr im Kopf; da sie doch nicht schlafen konnte, wollte sie lieber zu erfahren suchen, was geschehen war.

Schweigend begann sie den Weg entlangzuschleichen, der zum Hochzeitshaus führte. *Mein Gott*, dachte sie, *warum lädst du mir die Schmerzen aller Leute im Dorf auf die Schultern? Warum muß ich denn ihren Tod mit meinem Schlaf bezahlen? Und wenn mich die Gabe nun auch noch von*

den Lebenden sprechen läßt – was soll dann aus mir werden? Denn man stirbt nur einmal, um zum Friedhof zu kommen, und das ist dazu noch ziemlich schnell geschehen; doch was für Qualen, die schlimmer sind und länger dauern, erduldet man zu seinen Lebenszeiten!

Aber sie konnte mit diesen Klagen nicht fortfahren, denn nun hatte sie den Holunderbaum erreicht und merkte, daß das Hoftor weder ganz offen stand noch geschlossen war, vielmehr bewegte der Wind es unaufhörlich in den Angeln; das war eine eintönige, traurige Bewegung, die einem das Herz schwermachte. Dieses Tor war nachts stets geschlossen und stand tagüber weit offen, um die Herden durchzulassen; es bedeutete nichts Gutes, wenn man es so vernachlässigt hin und her tanzen sah. Als sie näher kam, sah sie, daß die Tür zur großen Stube über der Vortreppe ebenfalls offen stand; aber da es eine schwere Tür war, bewegte sie sich nicht; sie war aus Eichenholz und mit Nägeln beschlagen.

Die Küstersfrau konnte es nicht lassen, immer näher heranzukommen: sie wollte unbedingt die kleine Truhe sehen, um festzustellen, ob ihre Gabe auch für die Lebenden hat ... Ach, sie wollte Gott danken, wenn es nicht so wäre! Was für eine Erlösung, wenn sich zeigen würde, daß ihre Vorahnung nur ... – Doch kaum hatte sie diesen Wunsch in sich formuliert, als ihr ein furchtbarer Schrecken in die Glieder fuhr, denn von neuem war Schluchzen zu hören; es drang durch die angelehnte Tür an ihr Ohr.

Diesmal war es wohl ein wirkliches Schluchzen. Um sich darüber klarzuwerden, hielt sie sich die Ohren zu; sie wollte feststellen, ob diese Töne nur in ihre Innern oder draußen in der Welt waren. So fand sie heraus, daß das Weinen von einem lebenden Wesen herrühren mußten, das sich in der großen Stube aufhielt.

Sie eilte die Stufen hinauf, und als sie in den Raum stürzte, sah sie, und diesmal mit ihren leiblichen Augen, einen Menschen auf dem Boden liegen; das Gesicht war nicht zu sehen, die Stirn auf die Truhe gestützt. Es war noch so dämmrig, daß sie näher herantreten mußte. Sie legte die Hand auf dieses lebende Haupt, das schrecklich geschüttelt wurde, und als sie es mit Anstrengung hochgehoben hatte, sah sie das Holz der Truhe vor sich; es war von Tränen bedeckt, während weiter Tränen von diesem Kopf auf die alten zerfressenen Ähren herabtropften.

"Genauso ist es," sagt sie, "genauso!" Dann wandte sie sich voll Mitleid an den Jungen von Feunteun Yen, dessen Kopf sie in den Händen hielt: "Du armes Kind – diese Tränen sind schon seit gestern früh auf der Truhe, aber ich wußte nicht, wer sie weinen mußte."

ES WAR TAG GEWORDEN, UND MARJEP GING IN DEN STALL. Die Frau aus dem fremden Land und der Bucklige wurden eben mit dem Melken fertig; um sie war die Ruhe des großen, mit Stroh gepolsterten Raumes, in dem alle Geräusche einen seltsam vollen und

weichen Klang annahmen. Wie am Morgen nach Jalms Tod strahlte hier alles einen Frieden aus, der einem mit großer Macht die Seele reinwusch und das Herz ruhig werden ließ. Man atmete eine Luft ohne Sünde; die Tiere fürchteten sich nicht vor den Menschen und hatten auch keine Angst voreinander; die Hühner legten ihre Eier in die Krippen der Ochsen, die Küchlein liefen zwischen den Beinen des Bocks umher, die Katze schlief auf einer Leiter, und neben ihr krächte der Hahn; die Spinnen woben ihre Nester in den Ecken, und die Schwalben bauten ihre Nester zwischen den Balken. Denn es gibt einen besonderen Frieden der Ställe; es sind begnadete Orte. Gott wußte das wohl, als ER sich einen Stall aussuchte, um darin zur Welt zu kommen. – Marjep begab sich dorthin wie in ein Bad.

Ein großer Haufen frischer Streu knisterte im Morgenlicht, und gern hätte sie sich darauf ausgestreckt, um sich durch die gesunde Berührung mit dem unschuldigen Stroh zu erholen. Sie hatte die ganze Nacht bei der bösen alten Frau und ihrem Haß verbracht und fühlte sich zerschlagen an Leib und Seele.

Der Tag verhieß niemandem etwas Gutes. Noch wußte man nicht, was aus Gaud geworden war, und jedermann hätte lieber drei Nächte allein Totenwache gehalten, als Eners Gesicht so wieder zu begegnen, wie es nach seiner Rückkehr vom Hügelland und vor seinem neuen Aufbruch ausgesehen hatte.

Auch Jili war heimgekommen, naß und dreckbespritzt, hatte die Kleider gewechselt und war wieder losgezogen. Mathurin Tout-Seul, Reun Gwalder, Cornély Méhagar und mehrere andere begleiteten ihn. Der Knecht, der den Pflug führte, schickte sich an, ihnen zu folgen; er hatte eine Brotzeit in seinen Beutel gesteckt und seine beiden Köter gekoppelt; wäre sein Gesicht nicht so ernst gewesen, hätte man meinen können, er ginge auf die Hühnerjagd.

Marjep blieb allein inmitten der gestrigen Unordnung zurück, inmitten der Bänke, der Gerüste, der stehengebliebenen Eßsachen, und so hatte sie die Last des ganzen Gutes zu tragen. – Eben noch war Aotrou Person, der Priester, dagewesen. Aber Katell saß in ihrem Dachsbau und hatte sich geweigert, ihn zu empfangen; da hatte er die Schwelle gesegnet, und es schien Marjep, daß man seitdem leichter atmen konnte.

Die Frau aus dem fremden Land weinte leise. Die Sonne stieg höher, ihre Strahlen wärmten; die Gebäude leuchteten heller, und in den Winkeln zeichneten sich schräg schwere Schatten ab; rings um den Brunnen blühten die Wicken, die Stunden vergingen, die Tauben gurrten. Die Frau aus dem fremden Land weinte unaufhörlich.

Gegen Mittag stieg Ener zum Holzfäller hinauf, da er hoffte, dort etwas zu erfahren; aber es stellte sich heraus, daß man von ihm selber Neuigkeiten erhoffte. Er hatte nichts zu berichten.

Die Männer hatten das Flußbett durchsucht und waren stromaufwärts bis zum Stauwehr der Mühle vorgedrungen. Nirgends hatten sie Spuren gefunden, und falls sich Gaud im Unterholz versteckt haben sollte, konnte man darüber den Verstand verlieren.

Manche meinten, sie sei vielleicht unterwegs einem Fuhrwerk begegnet und das habe sie mitgenommen; dann war sie gewiß schon über alle Berge. Aber in welcher Richtung? Gott allein konnte es wissen.

"Ach, jetzt hat es schon Mittag geläutet," sagte Marianna weinend, "wer steht mir dafür ein, daß sich mein Kind heute sattessen kann, – wenn es überhaupt noch am Leben ist? – O mein Gott!" stöhnte sie und malte sich aus, wie ihre Tochter hungrig und mit leeren Händen durch eine unbekannt Stadt irrte. "Wahrhaftig, du bist ein schlechter Ehemann! Konntest du ihr nicht wenigstens etwas Geld mitgeben?"

Ener geriet außer sich vor Zorn, und der schöne Leuchter, der auf dem Tisch stand, zersprang in tausend Stücke – so sehr raubte ihm dieses Wort die Selbstbeherrschung; und an seiner Verzweiflung und Wut entzündete sich alsbald auch Mariannas Verzweiflung und Zorn. Sie stand in Flammen wie eine trockene Strohmiere, der der Wind von einer anderen in Brand geratenen Miere die Funken zugetragen hat. Das Unglück ihrer Tochter hatte sie mit einem tiefen und würdigen Schmerz erfüllt, aber durch den zerbrochenen Leuchter verlor sie auf einmal den Kopf.

"Jetzt machst du auch noch meinen Leuchter kaputt!" schrie sie. "Weiß Gott, warum konntest du mich in meinem eigenen Haus nicht in Ruhe lassen! Dir hat es niemals an etwas gefehlt ... Warum mußt du mir noch mein Hab und Gut wegnehmen? Und meine Tochter, die dir nie etwas getan hat ... und dazu noch mein Geld! Um die Hälfte des Hochzeitskuchens zu backen, hab ich den ganzen Verdienst meines Mannes für Zucker und Mehl ausgegeben, und jetzt haben wir nichts mehr zu essen! ...Und nun kommt noch mein Leuchter an die Reihe – "

Aber der junge Mann dachte nicht mehr an den Leuchter. Auf einmal wirkte er kalt und ruhig; er schien nichts von dem zu begreifen, was er soeben gehört hatte. "Ich kann mir nicht recht erklären, was Ihr mir da erzählt," antwortete er, "und selbst, wenn Ihr Eurer Tochter etwas Zucker und Mehl gegeben habt, verstehe ich nicht, weshalb Euch das am Essen hindern sollte?"

Er blickte um sich und war ganz ratlos. O Gott, warum war es denn nötig, daß der Alpdruck, unter dem er seit Mitternacht lebte, von Minute zu Minute schwerer wurde? Warum mußte er denn mit jedem Augenblick, der verging, immer schrecklichere Dinge

entdecken? War denn dieses Haus wirklich so arm, wie es ihm jetzt plötzlich erschien? Wie erklärte es sich nur, daß alles so klein, so leer, so abgenutzt war? – Stimimte es also, daß manche Leute keinen Hochzeitskuchen backen können, ohne ihr tägliches Brot dazu herzugeben?

ALS GAUD DALENN DAS HOFTOR ZUGEZOGEN HATTE und als durch die andere Tür, die sich gleichzeitig schloß, gleichsam ihre Seele vom Leib getrennt worden war, stürzte dieser Leib, der nun nur noch tierhaft war, von jedem göttlichen Funken verlassen, durch die Nacht mit dem wilden Schwung der Salme, die reißende Flüsse hinaufschwimmen.

Entrüstung und Verzweiflung, die in ihr gekocht hatten, erreichten jetzt einen solchen Siedepunkt, daß eine seltsame Ruhe über sie kam. So begleitete eine schreckliche Heiterkeit sie während ihres Laufes. Von Zeit zu Zeit durchzuckte sie ein physischer Schmerz und weckte in ihr ein unbestimmtes Mitgefühl mit irgendeinem Leidenden in der Welt, aber es war ihr nicht möglich, zwischen dem schmerzenden Fuß und den Gliedern, die sie flink und sicher dahintrugen, eine Verbindung herzustellen. Sie lief auf den Fluß Yen zu, dahinter lagen die Verbrannten Hügel mit ihren tausend Pfaden, ihrem dichten Buschholz; darin konnte sie sich verlieren ... verlieren ... verlieren ...

Dabei war sie nicht in dem Zustand, in dem man sich umbringen möchte. Der Gedanke an den Tod war ihr ebenso fremd wie eine genaue Vorstellung vom Leben; Empörung und Furcht, die sie erfüllten, waren nicht so übermächtig wie ihr Erstaunen: ein grenzenloses Erstaunen, das ihre Augen weit öffnete, so daß sie spürte, wie sie auf einmal riesengroß wurden. Und in ihrer Brust hallten die Schläge ihres roten Herzens wider. So kam es, daß sie die andere Seite des Wassers erreichte, ohne zu wissen, wie sie hinübergelngt war. Ihr Rock war naß und schwer, und schwer waren auch ihre Füße, als hätten sie auf einmal eine Schneelast zutragen; und obwohl das wie eine neue Heimsuchung aussah, wirkte es erleichternd: ihr Herz schlug jetzt nicht mehr im Leeren, sondern kämpfte gegen diesen Widerstand an.

Sie hörte, wie es immer härter pochte. Gott sei Dank: die Schwierigkeiten des ansteigenden Weges und das Gewicht des Schlammes stellten ihm eine Aufgabe, die seiner neuen Kraft würdig war; nachdem es so lange aus Entrüstung und Kummer geschlagen hatte, war das eine Anstrengung, die ihm wohltat.

Gaud ging stetig voran, und der Gedanke an Katell, an Ener war schon seit langem entschwunden, weggewischt durch den dumpfen Aufprall sich brechender Wogen, durch dessen ständig erneuerten Andrang der Wellen des Blutes, der der Bewegung des Meeres glich; sie spürte es steigen, zurückweichen, steigen, zurückweichem, abermals ... und abermals ...

Die Nacht war über ihr, und die großen Bäume umringten sie. Es war gut, daß sie hingefallen war. So fühlte sie sich am glücklichsten. War es nicht das wahre Glück, auf der Erde zu liegen, ausgestreckt, mit dem Blick nur auf die Sterne, die Wolken und das endlose, sanfte Schwanken der Baumgipfel? Die welken Blätter knisterten in ihrem Haar, das Moos fühlte sich feucht und samten an. O wie wohl war ihr auf einmal! Eine Art Mauer aus Wolken, Moos und Blättern umgab und beschützte sie. Die anderen waren dahinter, mit ihren Worten, ihren Taten, ihren Sorgen, aber verschwommen, so fern ... Sie sprachen miteinander und suchten sie zweifellos, während sie hier wie in einer anderen Welt war, behütet von Mauern der Einsamkeit, Mauern aus Reisisig, Mauern aus nichts. Der Gedanke, der die anderen wohl bewegte, war nahezu lächerlich: sie hofften, sie wiederzufinden, während sie doch selber nicht wußte, wo sie war. Wie friedlich war es hier! ... Aber warum hatte sie da jemanden neben sich, der so sehr litt? Wo war er denn, dieser unglückliche Fuß, der nicht aus noch ein wußte, weil ihn die Bösen so sehr bedrängten? ... Ohne diese Angst, die so nah war, hätte Gaud nur Wohlgefühl verspürt: ihr Atem ging beinahe ruhig, und bald würden auch ihre Augen wieder ganz klar sehen ... Aber wo war er denn, dieser Fuß, der solche Schmerzen hatte?

Aber nun wußte sie, wo er steckte, der Fuß mit seinen Schmerzen. Ach! ... sie brauchte unbedingt ein Licht ... Es war wirklich höchste Zeit, daß man ihr mit einer Lampe zur Hilfe kam! Eine Schere brauchte sie, um den Strumpf aufzuschneiden ... warum hatte sie nur keine bei sich? War sie denn verrückt gewesen, daß sie vorhin das Haus verlassen hatte, ohne eine Lampe und eine Schere mitzunehmen! ... Sie hatte nicht dran gedacht. Niemals denkt man ... niemals ...

Gaud mußte weiter und war wieder aufgestanden. Sie lief nicht mehr so leicht und stürmisch wie zu Beginn der Nacht, sondern schleppte sich mühsam dahin wie ein armes Tier, das einer Falle entronnen ist, und während sie ihren Leidensweg emporklomm, sah sie in ihren Fieberträumen alle Hütten des Hügellandes im Dickicht verborgen wie Vogelmütter, die über mitleidigen Herzen, über Lampen und Scheren brüteten – all den Dingen, die sie so notwendig brauchte.

Es gab viele Häuser in diesem Wald, und Gaud kannte sie genau, weil das ihre Heimat war. Ein Fremder hätte sich hier nicht zurechtgefunden, aber sie ... einem Fremden hätten nicht mitten in der Nacht die Türen offengestanden, aber ihr ... – Doch nein! Niemand ... niemand ...

Nein, mein Gott! ... Es war nicht dran zu denken, daß jemand ihr die Tür öffnen würde ... Wer hatte denn auf ihren Hilferuf geantwortet, als ihre Ehrenjungfer geflohen war? Niemand.

Und was hatten ihr Vater und ihre Mutter getan? Sie waren geflohen ... und nicht zurückgekommen.

Wahrhaftig niemand war ihr beigestanden – außer Ener und der Hirtin des Hügellandes. – Ener! Aber überall konnte sie jetzt hingehen, nur nicht zu ihm! Alle Namen nennen, nur nicht den seinen ... Es blieb bloß die Hirtin übrig, sie allein ...

Ob sie wohl noch die Kraft hatte, so weit zu gehen? – –

ALS SIE DIE HÜTTE ERREICHTE, SCHIEN BERCH'ED auf sie gewartet zu haben; und doch machte sie bei ihrem Anblick eine demütige Handbewegung: "Von mir hat man gesagt, daß ich eine Frau ohne Samt bin ..."

Gaud blieb vor der niedrigen Tür stehen. "Von mir kann ich nur sagen: ich bin verflucht mit zweifachem Fluch, er gilt meinem Mann und mir, *im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.*"

"Ich weiß, komm nur herein und setz dich. Als man sagte, deine Schwiegermutter hätte sich in den Worten geirrt, wußte ich, daß das nicht stimmte. Aber sie hat einen anderen Fehler gemacht, und deshalb ist mir um dich nicht bange; es war ihr nicht möglich, die ganze Formel zu sprechen ... hat kein Amen hinzugefügt. Und so haben diese Worte keine Wirkung: Gott hat sie nicht angenommen. Es ist seltsam, die Leute könne nicht beten; wenn du bei mir bleibst, werde ich dich schon lehren ... Aber nun komm herein und setz dich, hab ich gesagt, damit ich deinen Fuß behandeln kann."

Über ihren Köpfen wölbte sich die kleine Hütte; die Holzscheite strahlten stille Glut aus. Draußen war die Nacht völlig mit den Sternen beschäftigt und jeder Stern kümmerte sich um sein eigenes Dasein, sein eigenes Licht, seine besonderen Verdunkelungen. Und so schliefen die einen in der weiten Welt, die anderen wachten und mühten sich ab in Krieg oder Frieden, Männer und Frauen, Gute oder Böse, und ein Gott wachte über alle.

Hier war eine Frau ohne Samt ... ohne Samt, aber reich an allem, was man im Unglück nötig hat ... Eine Frau, heute abend, ganz in Samt und Seide. So war es.

Sie ist sehr krank, dachte Berch'ed bekümmert in den folgenden Stunden; in den Brandwunden ist ein schlimmes Gift. Wäre sie nicht so lange gegangen, hätte ich nicht solche Angst; aber sie ist krank, und es wird noch schlimmer werden ... Niemand kann heute abend wissen, wie sehr es sie gepackt hat und was jetzt geschehen wird, da sich das Gift mit ihrem Blut vermischt hat. Und auch ihr Geist ist krank! ... Sie wußte nichts vom Leben und ist immer einsam gewesen ... Die Tiere bringen einen nicht drauf, alles zu begreifen, und hat man keinen Sinn für Geld, dann bleibt man völlig abgesondert und gleicht einem Narren, wenn man mit anderen Lebenden in Berührung kommt.

Zwischen Katell und ihr ist keine Verständigung möglich: die Worte, die sie gebrauchen, besagen nicht dasselbe; wenn ihre Augen etwas anschauen, sehen sie nicht die gleichen Dinge; ihre Gedanken laufen nicht

auf den gleichen Bahnen; es gibt nichts, was sie verbindet ... Denn dieser junge Mann ist kein Band zwischen ihnen. Nein! Er kann sie nicht verknüpfen, sondern nur noch mehr voneinander trennen. Er steht zwischen ihnen wie eine durchsichtige Glasscheibe, durch die sie einander betrachten müssen; das bringt sie gegenseitig noch mehr in Aufruhr und sie können sich nur hassen.

Wenn Katells Worte dieser jungen Frau nochmal in die Ohren gellen sollten, könnte sie verrückt werden! – Ich werde Schweigen bewahren über ihr Kommen und sie in Ruhe pflegen. Der Himmel gebe, daß ich sie am Leben erhalten kann.

WÄHREND DIESE NACHT UNTER DEM GLÜHENDEN ZEICHEN des Fluches stand, kehrten die Hochzeitsgäste, die von den traurigen Ereignissen nichts wußten und noch ganz ihrem Vergnügen hingegeben waren, mit vollem Bauch und wirrem Kopf nach Hause zurück.

Da war wohl keiner, der nicht durch die verschiedenen Eindrücke, die sich während des Tages dem Auge geboten hatte, angeregt wurde, nachzudenken und gute Vorsätze zu fassen. So sagte der Bürgermeister der Verbrannten Hügel zu seiner Frau: "Mit einigen Goldstücken, die wir vom Kleid unserer Tochter abtrennen, können wir vielleicht ein neues Zaumzeug kaufen. Ja," fuhr der scharfsinnige Pipi Bourdonnec fort, "ich weiß, daß man auch mit Schnüren sehr haltbare Reparaturen ausführen kann; wir sind bisher nicht schlecht damit gefahren. Und selbst wenn das glänzende Leder etwas Leichtfertiges hat, steht es doch einem Pferd nicht übel, selbst wenn das so schön ist wie unsere, die keinen Putz nötig haben. Aber ein neues Geschirr mit kupfernen Nägeln, Sternen und Halbmonden sieht gut aus; am Sonntagvormittag würde es dem Hügelland zur Ehre gereichen, – da ich ja der Bürgermeister bin."

"Das wäre zu bedenken und ist sogar schon bedacht," antwortete seine Frau, "und vielleicht wäre es auch nützlich fürs Hügelland, wenn wir einen geschnitzten Wagen mit gemalten Girlanden hätten; in Quimper hab ich schon sowas gesehen: die ganze Schnitzerei in Spindeln und Rosetten gemustert, und das übrige Holz mit Rosen verziert, rosa auf dunkelgrünem Grund. Wenn wir die Goldstücke abtrennen, könnten wir uns das leisten."

Zur selben Zeit sagte der Bürgermeister von Ploudouryen zu seiner Frau: "Ich hätte nicht übel Lust, morgen zum Stellmacher hinunterzugehen, um nachzuschauen, ob unser neuer Wagen schon in Arbeit ist; wenn er ihn noch nicht angefangen hat, möchte ich den Auftrag eigentlich rückgängig machen, denn der alte Wagen ist noch gut genug, und ich würde das Geld lieber im Haus behalten. Ja, und ich wüßte auch gerne, wo man Geldscheine in Goldstücke einwechseln kann; denn es wäre ja möglich, daß eine Überschwemmung kommt, oder auch – und das könnte noch leichter geschehen –, daß

ich bei der Fahrt über die Krebsbrücke ins Wasser falle; da hätte man dann ein Geld, das im Wasser nicht verdirbt."

"Das hab ich auch schon immer gedacht," sagte seine Frau, "und hättest du mich um Rat gefragt, dann hätten wir schon längst damit angefangen; denk dir doch, es war schon immer mein Wunsch, ein mit Goldstücken besticktes Kleid zu tragen wie dieses Mädchen! Heute früh, als ich es sah, fiel mir das wieder ein."

Schon am nächsten Morgen konnte man sehen, wie sich die Leute vom Hügelland nach Kräften herausputzten – und mehrere meinten, man sollte doch beim Gemeinderat ein Schieferdach für die Schule beantragen –, während man in Ploudouryen seine alten Wertpapiere durchging, um festzustellen, ob sich nicht noch etwas herausholen ließe. Wenn man es genau überlegte, war jedenfalls ein Schrank oder ein gut vergrabenes kleines Faß für das Vermögen der beste Platz ...

Und so nahm alles weiter seine Lauf bis zu dem Augenblick, als man erfuhr, daß die Brautjungfer in den frühen Morgenstunden ganz zerzaust nach Hause gekommen war, die Schürze in dem vom Tau aufgeweichten Seidenpapier auf dem Arm. Die Schilderung ihrer Erlebnisse machte schnell die Runde, und so erfuhr man, wie die Muttergottes mehr als ihr Teil bekommen hatte, da der Teufel auf der ganzen Linie Sieger geblieben war. Schuld daran trugen die Flüche, die sich gegen die arme Gaud ar Gwen gerichtet hatten und die Verbrannten Hügel in ihrer Gesamtheit beleidigten. – Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Dorf, und die Entrüstung erreichte bald ihren Höhepunkt.

Der Bürgermeister vom Hügelland stürzte auf den Hof, um seinen Fuhrleuten zu sagen, sie sollten schleunigst Eimer und Besen wieder ins Haus schaffen: er wolle den ganzen alten Dreck auf seinen Fuhrwerke behalten! Alles, was an die Lebensart von Feunteun Yen erinnerte, war jetzt hassenswert und verabscheuungswürdig.

Sodann flog er buchstäblich ins Haus Koulm ar Gwens und sagte dem bekümmerten Vater, er wolle in dieser Sache alles für ihn tun und werde selber die Nachforschungen im Gebiet der Verbrannten Hügel in die Hand nehmen. Als die Gendarmen des Bezirks zur Hilfe kamen, ließ er sie gründlich das ganze Buschwerk durchstreifen, und dabei wurden nur deshalb keine Spuren gefunden, weil die junge Frau bei ihrer Flucht keine zurückgelassen hatte.

In den folgenden Tagen erfuhr man, daß die Suche, die der junge Mann von Feunteun Yen in anderen Richtungen durchgeführt hatte, ohne jedes Ergebnis geblieben war und daß er sich nunmehr damit abfinden mußte, mit einem düsteren Geheimnis statt einer Frau an seiner Seite zu leben und eine Friedhofsblume aus Draht an seinem Rock zu tragen.

DIE BEIDEN DÖRFER SCHLOSSEN SICH WIEDER wie früher gegeneinander ab, jedoch war ihre Gleichgültigkeit jetzt in Gereiztheit ungeschlagen. Am meisten hatte der Schmied darunter zu leiden, der weiterhin für beide Seiten des Flusses arbeitete. Er brachte nun auch auf der rechten Seite seines Schuppens Ringe an, um dort die Pferde des Hügellandes anzubinden; die aus Ploudouryen standen links, und die Knechte aus beiden Orten wandten den Kopf ab, um einander nicht ansehen zu müssen.

Am neunten Tag führte Jili Mourrou ein junges Pferd zur Schmiede. Er war damit über die Wiesen gekommen, da hatte niemand sein Herannahen bemerkt. Als er plötzlich eintrat, traf er drei Holzfäller von den Verbrannten Hügeln an, die so lebhaft miteinander redeten, daß das Feuer bestimmt nicht so viele Flammen und Funken sprühte wie ihre Worte; als sie jedoch sahen, daß einer von Feunteun Yen das Pferd am letzten Ring des Schuppens festband, stockte der Redefluß, und jeder wandte sich zum Gehen. Jili hatte auf die Worte nicht geachtet; ihr Schweigen verstand er besser und ärgerte sich darüber. Es mißfiel ihm, daß er wegen der Bosheiten Katell Dalenns schief angesehen wurde, obwohl er doch im Gefolge seines Herrn eines ihrer ersten Opfer gewesen war. Denn sein Leben hatte weiß Gott durch diese Ereignisse keine allzu erfreuliche Wendung genommen.

"Ich weiß, wovon ihr redet," sagt er, "und ich sehe nicht ein, weshalb ihr nicht auch vor mir in eurer Unterhaltung fortfahren könnt."

Aber die drei vom Hügelland kratzten sich am Kopf, und keiner konnte auch nur ein einziges Wort aus seiner Mütze fischen. Diesem Schweigen mußte Jili entnehmen, daß man ihm einen Vorwurf machte, doch war es ja nicht seine Schuld, wenn Katell einen solchen Dickkopf hatte. Dem Schmied wäre es lieber gewesen, wenn die Begegnung anderswo stattgefunden hätte. Er hatte von je Hochachtung vor den Leute aus Feunteun Yen gehabt und hätte sie auch geschätzt, wenn sie nicht seine besten Kunden gewesen wären. Deshalb sagte er zu den Holzfällern: "Überlegt doch mal, daß er nichts dafür kann, wenn Katell so starrsinnig ist!"

Die Burschen aus dem Hügelland preßten die Lippen zusammen, aber man glaubte zu hören, daß sie innerlich brummten wie Hornissen auf einem blühenden Kastanienbaum. Das kam von dem großen Zorn, den sie verspürten. Da jedoch die Gebote der Höflichkeit und noch etwas anderes sie am Sprechen hinderte, zogen sie den Hut und sagten, sie würden etwa später wieder vorbeikommen und nachschauen, ob die Arbeit fertig sei. Dann gingen sie.

Jili sah ihnen wütend nach, und in seinem Ärger redete er kein Wort mit dem Schmied, der daraufhin auch schweigend arbeitete.

Während Reun Gwalder die Funken stieben ließ und kräftige Schläge führte, wirbelten auch seine Gedanken durcheinander: Vor zehn Jahren hatte er der hübschen kleinen Tochter Koulm ar Gwens Pfennigstücke für ihr Hochzeitskleid geschenkt, und jetzt sah es so aus, als wäre sie von dieser Welt verschwunden. Kürzlich noch hatte er für das unheilbringende Kleid der Bürgermeisterstochter Goldstücke durchbohrt, und wahrscheinlich hatte diese Arbeit das ganze Elend herbeigeführt. So sind wir uns stets über die genaue Bedeutung unserer Handlungen im unklaren; – was hatte er nicht schon alles getan oder würde er noch tun, ohne jemals die Tragweite dieser Handlungen ermessen zu können! Auch in dieser Minute schwebten ihm Worte auf der Zunge, von denen er nicht wußte, ob sie gut oder böse waren, ob er sie aussprechen oder verschweigen sollte. Sein Zaudern dauerte so lange, wie ihn die Arbeit in Anspruch nahm; als jedoch Jili düster und verärgert auf das ungesattelte Pferd sprang, konnte er nicht umhin, ihm ins Ohr zu flüstern: "Behalte das für dich – mir scheint, daß die Leute vom Hügelland mehr wissen, als sie sagen wollen. Pipi Bourdonnec ist mehrmals in Koulms Haus gewesen, und anscheinend weint Marianna überhaupt nicht so viel, wie man erwarten sollte, wenn ihre Tochter nicht mehr am Leben wäre. Behalte das aber für dich!"

Jili überbrachte diese Worte seinem Herrn, der sich zu Unrecht einige Stunden lang dadurch trösten ließ.

Die Küstersfrau, die ihm eine große Hilfe geworden war, seit sie ihn an der Truhe gefunden hatte, erklärte sich bereit, zur Hütte auf den Verbrannten Hügeln hinaufzusteigen; sie war glücklich darüber, daß sie wieder mit Marianna sprechen konnte. Sie hatte sie in ihr Herz geschlossen, und da sie ihr einige Tage zuvor ihre Jacke aus Ziegenhaar zurückgebracht hatte, kannte sie den Weg.

Als sie sich auf den Weg machte, bat sie Gott, ER möge ihnen allen beistehen, aber sie wurde nicht erhört. Sie fand Marianna völlig niedergeschlagen und konnte nichts bei ihr erreichen; es sah aus, als ob dieses vielgeprüfte Geschöpf niemals mehr ein Wort herausbringen würde.

"Man kann die Leute nicht daran hindern, daß sie sich etwas in den Kopf setzen und dann zu schwatzen anfangen", sagte sie, als sie zu Ener zurückkam, der sie in schmerzlichster Ungeduld erwartete. "Ich bin sicher, daß dir deine Schwiegermutter das größte Wohlwollen entgegenbringt, mein armes Kind, und sie könnte bestimmt nichts vor dir geheimhalten. Diese Frau hat nur deshalb nichts gesagt, weil sie leider Gottes nichts zu sagen weiß."

IN FEUNTEUN YEN KAM DAS LEBEN ALLMÄHLICH WIEDER in Gang, aber es spielte sich in anderen Formen ab als bisher. Katell und ihr Sohn sprachen nicht mehr miteinander und vermieden es nach Möglichkeit, sich zu begegnen. Seitdem die Witwe ihren Sohn verflucht hatte, ging sie stets mit niedergeschlagenen Augen umher. Es sah aus, als wollte sie mit jedem Schritt eine Stunde oder einen Tag ihrer Vergangenheit zertreten, aber da sie immer häufiger die alten Bilder heraufbeschwor und mit Füßen tat, war es dahin gekommen, daß sie ihren Sohn überall erblickte; schließlich erschien es ihrem verdüsterten Geist angenehmer, das Bild ihres vom Fluch verfolgten Sohnes zu betrachten, das sich vor ihr im Staub abzeichnete, als den Leuten, die ihren Weg kreuzten, ins Gesicht zu sehen.

Sie hatte nicht mehr den Wunsch, mit jemandem zu reden, hütete sich auch, ins Dorf zu gehen. Wenn die Sonne einmal zu heiß brannte, hätte sie nirgends eintreten mögen, um sich auszuruhen, so sehr verdroß es sie, Kinder, die in den Häusern geboren wurden, junge Burschen und Frauen mit frischen Wangen vor Augen zu haben. Auch das Pfarrhaus war ihr keine Zuflucht mehr, sie vermied es, daran vorüberzugehen, und ließ ihre Opfergaben durch Mittelsleute niederlegen. Von der Beichte wollte sie sich fernhalten, bis sie zum großen Pferdemarkt in die Kreisstadt mußte.

Da sie keine Lust mehr hatte, sich um das Haus zu kümmern, betrachtete sie indessen Marjeps und Jili Mourrous Heirat mit Wohlwollen, ja sie beschleunigte die Hochzeit, denn es war ihr ganz recht, eine verheiratete Magd zu haben, die dann angesehen genug wäre, sie zu vertreten. Sie schenkte ihnen Leinentücher und mehrere Meter schönfarbige Beiderwand, damit sie sich dauerhafte Kleider daraus machen sollten. Ener war Trauzeuge, und seinem treuen Knecht zu Ehren hatte er sein Festgewand angelegt; aber er erschien zur Trauung nur gerade so lange, als für sein Zeugnis nötig war, und da er die Friedhofsblume aus verrostetem Draht an seinem Rock trug, vergingen alle vor Mitleid, als sie ihn in die Kirche treten sahen. Jili und Marjep hatten auf Tanz und Musik verzichtet und nahmen schon am folgenden Tag ihre gewohnte Arbeit wieder auf.

Währenddessen wurde die Küstersfrau von einer neuen Prüfung heimgesucht. Das begann am Abend des Tages, an dem sie dem Hause Koulms ihren vergeblichen Besuch abgestattet, bald nachdem sie dem jungen Herrn von Feunteun Yen ihren enttäuschenden Bericht gegeben und dieser sie verlassen hatte.

Bald danach hatte sie ein Gesicht. Ihre Vision ähnelte der, die sie schon vor der Truhe gequält hatte. Diesmal sah sie eine Erdscholle, die durch eine Pflugschar frisch gewendet zu sein schien. Wasser fiel darauf in großen Tropfen; man wußte nicht, war es Regen, waren es Tränen, aber die Erde wurde davon durchtränkt, wurde dunkel und glanzlos,

erweckte den Eindruck großer Tiefe und unerträglichen Gewichts. Dieser Anblick erfüllte die Küstersfrau mit Schrecken, sie preßte ihre Hände gegen die Augen, aber nichts konnte verhindern, daß vor ihrem inneren Auge diese Erdscholle erschien.

Als sie ein paar Tage später durch die Felder nach Hause ging, erblickte er in den abendlichen Nebeln Ener Dalenn, der trotz der späten Stunde noch arbeitete. Ganz allein führte er seinen Pflug über einen großen brachliegenden Acker. Er pfiß nicht vor sich hin und schritt mit gesenktem Haupt.

Sie wußte, daß er es jetzt immer so trieb, daß er allein mit seinen Pferden die entlegensten Äcker aufsuchte und daß das auch jedermann recht war, so schwer fiel es allen, ihn so stumm zu sehen.

Die glänzende Pflugschar spaltete vor ihm das Erdreich, Raben kreisten über seinem Kopf, und die große Not seiner Seele umgab ihn wie der Schein eines traurigen und matten Lichtes, das in heftigem Wind flackert. Da erkannte die Küstersfrau, woher ihr Gesicht kam, und bat Gott um die Kraft, es zu tragen.

Jedermann weiß, daß es immer Unglück auf Erden gibt, aber niemand kann leben, dem dieser Gedanke unaufhörlich gegenwärtig ist: darin hatte Christi Prüfung im Ölgarten bestanden, und fast wäre er an ihr gestorben, bevor seine Stunde gekommen war. Die Küstersfrau war es müde, diese seltsame Rolle zu spielen, durch die ihr auferlegt wurde, die Heimsuchungen der anderen zu teilen, ohne daß sie wußte, ob die Bürde, die sie trug, das Gewicht dieser Leiden verminderte. Sie mußte ohne Unterlaß beten, Gott ihren Willen als Opfer darbringen ... Sie dachte, vielleicht werde die Freude bei den Betrübten wiederkehren, falls ER das Opfer annähme.

Jeden Morgen versuchte sie bei der Messe, sich darauf einzustellen, warf sich im Geiste Gott zu Füßen, öffnete ihr Herz, ihr Mund schickte sich an zu reden, aber dabei blieb es: sie konnte die Kraft nicht finden, um diese großherzigen Worte auszusprechen.

Als sie eines Tages im Garten war, hörte sie auf ihrem Kirschbaum einen Vogel singen. Dabei war ihr sonst immer das Herz aufgegangen, doch die Vision der schrecklichen Erdscholle verdüsterte abermals ihren Sinn. Erbittert und bekümmert ließ sie ihr Werkzeug liegen und begab sich eilends zu den Äckern, wo sie den jungen Mann antreffen mußte.

Schon von weitem sah sie ihn in seiner gewohnten Haltung; seine Peitsche knallte nicht, er ermunterte die Tiere nicht im geringsten, aber die Schollen dehnten sich aus wie das Meer, waren ebenso gerade wie der Weg, der die Seelen zu Gott führt, ebenso schwarz wie der Weg, der sie zur Hölle führt.

Die Küstersfrau zog ihr Tuch fester um ihre mageren Schultern und begann, ihre Zunge siebenmal im Mund umzudrehen; die Bitte, die sie an den Mann zu richten hatte, war nicht gerade üblich, und sie wollte ihn auch nicht verstimmen. So drehte sie ihre Zunge nicht nur siebenmal, sondern danach noch vierzehnmal im Mund um, während sie die Furchen entlang auf ihn zuschritt.

"Ich möchte dich um einen Gefallen bitten", sagte sie. Er schien erstaunt zu sein, denn da er so sehr in seine Gedanken vertieft war, hatte er sie nicht herankommen sehen; als er jedoch die Küstersfrau erkannte, verdroß ihn das keineswegs; sie störte ihn nicht, und er war sogar ganz zufrieden, daß er ihr nützlich sein konnte.

"Ich tue alles für dich, soweit das in meinen Kräften steht", antwortete er.

"Nun gut", sagte sie stockend, denn obwohl sie ihre Zunge siebenmal und zweimal siebenmal umgedreht hatte, wußte sie noch nicht genau, wie sie sich ausdrücken sollte. "Nun gut, ich möchte dich bitten, dich vorzusehen, wenn du weinst, damit deine Tränen nicht auf die Erde fallen."

"Was – ?"

"Du würdest mir einen Gefallen tun, wenn du beim Weinen darauf achten könntest, daß deine Tränen nicht auf die Erde fallen."

"Ich verstehe überhaupt nicht, was das heißen soll, – und vor allem weine ich doch gar nicht." Aber es war leicht zu sehen, daß das nicht stimmte.

"Das ist eine handfeste Lüge", sagte die Küstersfrau. "Aber wenn du nur wenigstens weinen wolltest wie andere Leute, in dein Schnupftuch oder in deine Hände hinein, würde mich das nicht stören; – denn erst, wenn deine Tränen zu Boden fallen, erscheinen sie mir im Geist, und wahrhaftig, durch dieses Gesicht habe ich gar keine Ruhe mehr, denn das ist trauriger, als du dir vorstellen kannst."

Der unglückliche junge Mann von Feunteun Yen war sehr überrascht. "Ich weine bestimmt nicht", sagte er. "Was sich da zuträgt, hat nichts mit mir zu tun. Wenn ich ganz allein hinter meinem Pflug hergehe und auf meine Füße schaue, dann denke ich ... an diese Dinge, und plötzlich kommen mir Tränen in die Augen ... Das muß von dem Kummer herrühren, aber auf meine Ehre: dafür kann ich nichts, denn ich habe noch niemals in meinem Leben geweint!"

Die Küstersfrau senkte den Kopf. Sie war wirklich ganz niedergeschlagen. Sie sah, daß sie kein Verständnis zu erwarten hatte, und ihr Anliegen kam ihr jetzt selbst recht lächerlich vor. Ach mein Gott, worüber hatte sie sich denn beklagen wollen? Und bei wem beklagte sie sich? ... Jetzt empfand sie eine große Scham.

"Das ist ärgerlich," murmelte sie, "nur etwas ärgerlich; aber denken wir nicht mehr daran, – verzeih bitte die Störung!" Sie wünschte sich weit weg und wußte nicht, wie sie sich verabschieden sollte.

"Ist das nicht dein Hund dort hinten? Kann er denn schon wieder laufen?"

"Ja, das ist meiner, er läuft fast schon wieder wie früher! Aber beinahe bedaure ich das," fügte Ener bitter hinzu, "denn er macht weite Wege und bleibt oft stundenlang fort. Aber sicher ist das mehr meine Schuld als seine, denn Gott hat mich anscheinend dazu geschaffen, daß ich von allen verlassen werde..."

Er ließ sein Gespann wieder anziehen und entfernte sich. Die Anwesenheit der Küstersfrau hatte er schon vergessen, und sie blieb regungslos hinter ihm stehen, beide Füße in derselben Furche, und ihr Mut hatte ganz und gar Schiffbruch erlitten.

Da gewährte ihr Gott Seinen Beistand, und so konnte sie die Worte letzter Hingabe sprechen.

EINIGE TAGE SPÄTER VERBRACHTE ENER DEN VORMITTAG mit einem Ingenieur, der wegen des Baus einer neuen Straße durch die Felder von Feunteun Yen gekommen war. Als Ener heimkam, erlebte er eine große Überraschung: Der Wagen stand angespannt im Hof, und zahlreiche Körbe, die Katell gehörten, waren aufgeladen. Sein Erstaunen wuchs noch, als er die große Stube betrat und dort seine Mutter reisefertig vorfand. Sie trug ein Kleid mit breitem Samtstreifen, einen mongolischen Kragen mit silberner Kette und eine wallende Haube mit langem Schleier. Sie wartete auf ihn und trank eine Tasse Kaffee, neben ihr eine weinende Magd. Zum ersten Mal seit der Nacht des Fluches stand er ihr Aug in Auge gegenüber. Mit einer Handbewegung schickte sie die Magd fort – es war jene arme Fremde, die so nah ans Wasser gebaut hatte – und sobald sie allein waren, sagte sie, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen: "Mein Sohn, jetzt ist die Reihe an mir. Ich muß nun gehen!"

"Wieso?" brachte er verduzt hervor. Er fand wirklich keine Worte, die er dieser Frau hätte sagen können, und so schwieg er.

"Ja," fuhr sie fort, "auch diesen Vorteil hat uns deine Heirat gebracht, daß mein Platz jetzt nicht mehr in diesem Haus ist."

Aber noch immer wußte er nicht, was er ihr antworten sollte, so peinlich war es ihm, sie zu sehen und ihre Stimme zu hören.

"Mein armer Junge," begann sie wieder, "es ist etwas eingetreten, was ich nun seit einem Monat in jeder Minute zu spüren bekomme: Alles, was ich diesem verwünschten Frauenzimmer verweigert habe, nimmt es mir jetzt fort; es ist, als wärest du nicht mehr mein Sohn, und ich ertrage es nicht mehr in meinem Haus. – Hätte ich christliche

Großmut, würde ich verzeihen und um Verzeihung bitten. Aber das ist nicht meine Art, und mein Zorn nimmt täglich noch zu. Deshalb gehe ich lieber, denn das ist für mich weniger hart, als wenn ich bliebe. –"

Sie hielt inne, damit er sie fragen könnte, wohin sie denn gehe, aber er stellte keine Frage und nichts deutete darauf hin, daß er ihr auch nur zuhörte. Eine so große Gleichgültigkeit hatte sie nicht erwartet; mühsam fuhr sie fort: "Ich ziehe in das Haus, das unsere Kusine mir mitsamt den Möbeln hinterlassen hat; es liegt jenseits der großen Teiche und noch hinter dem Viadukt; dort werde ich niemals von den Dingen reden hören, die hier vorgehen."

Ener gab ihr zu verstehen, daß es ihm recht sei, und zugleich fragte er sich, ob nicht die Seele seines Vaters von ihm verlangte, daß er den Wagen ausspannen und sie inständig bitten müßte, doch unter seinem Dach zu bleiben. Aber sie sagte: "Seit einer Woche ist es schon entschieden. Ich habe hinschreiben lassen, daß die Stuben neu gekalkt werden; meine Magd Perette ist heute früh mit einem eingepökelten Schwein und Kochtöpfen vorausgefahren, die Brühe muß jetzt schon kochen, und wenn ich ankomme, wird sie die Suppe fertig haben."

Er war froh, daß alles so gut vorbereitet war; so brauchte er sich nicht weiter darum zu kümmern, und er fühlte sich auch sehr erleichtert, daß sie bald weit fort sein würde. Aber seine Mutter hatte noch mehr auf dem Herzen: "Ich habe mir alles überlegt, gut überlegt. Zuerst kam mir der Gedanke, ob man nicht eine Mauer quer durch diese Stube ziehen und den Kamin in zwei Hälften teilen könnte; das wäre nicht so übel gewesen, wenn es nicht zugleich auch die Teilung des Bodens und der Ställe bedeutet hätte. Nun hat aber dein Vater sein ganzes Leben lang alle Hecken beseitigen lassen, um weite Felder zu haben, in denen die Gespanne leicht wenden können, und ich bin in erster Linie seine Witwe ... Ja, ich hätte zu große Angst, er könnte mir erscheinen, wenn er sähe, wie sich durch meine Schuld neue Hecken auf seinem Boden erheben. Auch das ist ein Grund, weshalb ich lieber fortgehe, und außerdem macht es mit keine Freude mehr, hier das Kommando zu führen."

Sie schüttelte den Kopf, traurig und verwundert. "Hätte mir das einer noch vor einem Monat gesagt – ich hätte ihm nicht geglaubt; aber diese Dinge sind mir jetzt so zuwider, daß ich mich den Teufel drum scheren würde, wenn deine verd – , wenn die Frau, die fortgegangen ist, zurückkäme, um das Kommando über das alles zu übernehmen – so sehr bin ich jetzt darüber hinweg! ... Und das sage ich nicht nur, weil sie nicht da ist, sondern weil man ja bekanntlich, wenn man zuviel von einem Gericht gegessen hat, gern den Rest dem Hund gibt!"

Und so konnte Ener nur eines tun, nachdem er die Seele seines Vaters um Beistand angerufen hatte – er konnte nur Ruhe bewahren. Er machte kehrt und ging hinaus, um die Kette loszubinden, die das Rad des Wagens festhielt; damit war das Pferd zur Abfahrt bereit. Seine Mutter folgte ihm, und da sie es von altersher so gewohnt war,

zögerte sie nicht sich auf ihn zu stützen, als sie auf den Wagen stieg; und er half ihr aus Gewohnheit, wie sich das gehörte.

"Wer soll Euch fahren?"

Seit drei Jahren kutscherte sie nicht mehr selber, da ihre Augen zu schlecht waren.

"Der alte Louis", sagte sie. "Er hing an deinem Vater und hat seinen Sarg mit getragen; er soll jetzt den Wagen fahren, der mich fortbringt, und wenn er bei mir bleiben will, werde ich ihn gern behalten, denn er versteht sich auf Bienenzucht."

Der junge Mann drehte sich um, weil er den alten Louis rufen wollte; aber er sah ihn schon reisefertig und in seinem Sonntagsstaat auf einem Stein sitzen, mit gebeugten Schultern und roten Augen.

"Mein alter Louis, kommst du vielleicht nicht mehr zurück heute abend?"

"Ganz wie Ihr wünscht, Herr." Seine Stimme klang dumpf und mitgenommen.

"Das mußt du selber entscheiden. Ich weiß nicht recht, wie es drüben aussieht, aber wenn da ein Mann gebraucht wird, wäre es vielleicht besser, du bliebest dort."

Der Alte senkte den Kopf. Seine Bestürzung war aufrichtig und vollständig. Er ergriff die Zügel, der Wagen wendete auf der Stelle und begann im Schritt über den Hof zu fahren. Ener vermied es, seine Mutter anzuschauen; seine Augen folgten den Pferdehufen auf dem sauber gefegten Boden; im Augenblick, als sie sich auf den Ausgang zu bewegten, rief er plötzlich: "Mein alter Louis!"

Der alte Louis fuhr zusammen und zog die Zügel.

"Mein alter Louis, fang auf!" Er warf ihm ein Päckchen Tabak zu, das er aus der Tasche gezogen hatte; es fiel genau vor die Füße des braven Mannes. Dieser bückte sic, um es aufzuheben, und blieb dann gramgebeugt auf seinem Bock sitzen.

Ener fühlte sich wie erlöst, als er seine Mutter sich entfernen sah. Das Gefühl ihrer Gegenwart, auch wenn er sie nicht sah, hatte ihn schrecklich bedrückt, und wenn er stehenblieb, um dem leiser werdenden Geräusch der Räder zu lauschen, so geschah das nicht aus Rührung, sondern weil er erwartete, daß eine Art düsterer Freude über ihn kommen würde, sobald er endlich frei und allein war.

Als ihm indessen die Luft den letzten Hufschlag zutrug, überfiel ihn das Gefühl seines völligen Alleinseins, seine grausame Verlassenheit. Er kehrte in die große Stube zurück, denn er hoffte, dort seinen Hund vorzufinden.

Aber nicht einmal der Hund war da.

KATELLS ABREISE ERREGTE GROSSES AUFSEHEN UND fand allgemeine Zustimmung. Alle erklärten, sie sei abscheulich gewesen, obwohl ihr jeder im stillen Dank dafür wußte, daß sie den Anstoß zu so aufregenden Geschehnissen gegeben hatte. In letzter Zeit hatten durch sie die Abende, die man beim Nachbarn verbrachte, eine neue Anziehung gewonnen; die Geschäfte schlossen eine gute Stunde später, und die siebzehn Cafés verdankten Katell zweifellos eine spürbare Erhöhung ihrer Einnahmen.

Auf den Verbrannten Hügeln mischte sich in die Befriedigung ein Gefühl des Bedauerns: alle hatten gehofft, sie würde sich in einem Brunnen ertränken.

DURCH DIE VIOLETTE LANDSCHAFT, DIE IN DER DUNKELHEIT NOCH einfachere Konturen zeigte, schlüpfte die Hirtin von Mine Garo zwischen den tauschweren Zweigen hin. Ihr Schritt klang gedämpfter auf dem Waldboden, und der Pfad, der unter ihrem behenden Fuß elastisch nachgab, schien zuweilen wie ein erwachender Schläfer aufzuseufzen. Es war eine kühle, noch finstere Stunde, die dem Faulenden und dem Nebel gehörte. Das ganze Unterholz gärrte von säuerlichen Blasen; man ahnte fleckige Salamander- und Krötenleiber unter dem rostfarbenen Laub und überall schienen goldbraune Kugelaugen in untätiger Neugier zu glotzen.

Die Hirtin von Mine Garo hatte es eilig; sie führte den großen Hund vom Kalten Fluß an der Leine. Jaou folgte ergeben, erstaunt, daß ihm ein Band auch die Kinnbacken zusammenhielt. Er war aus freien Stücken zu den Verbrannten Hügeln hinaufgelaufen und hatte gesehen, was er sehen wollte; nun hätte er auch von allein wieder heimgefunden und verstand diesen Zwang nicht. Verdutzt ließ er sich führen und hielt die Nase am Boden.

Die Hirtin überschritt die Krebsbrücke, den Hund auf den Fersen und ging dann an Reun Gwalders Schmiede vorbei. Der Kirchturm des feindlichen Dorfes zeichnete sich stolz und spitz wie ein Maisstengel von einem eben erst grauenden Himmel ab, der aussah, als würde er sich lau anfühlen, wenn man ihn berührte. Der Mond erschien darin nur wie ein Strich.

Das Ewige Licht, das die ganze Nacht gewacht hatte, ließ aus dem Mauerwerk der Kirche die Gewänder der Heiligen grün und rot hervortreten; unbeweglich leuchteten sie in den Kirchenfenster, mit erhobenem Finger und geöffnetem Buch, Wolken unter den Füßen. Unter den weißen Fittichen des Heiligen Geistes waren diese ehrwürdigen Personen einsam im Dorf und schienen ein ewiges Leben zu haben. Die ganze Nacht durch hatten sie so gestanden, rot und grün, von draußen sichtbar und wachsam.

Berch'ed grüßte sie im Geiste und fühlte sich gestärkt durch ihre Gegenwart. Jaou schnupperte unter ihrem Kleid, und sie konnte Gott nicht genug dafür danken, daß ER ihr das Tier als Hilfe in ihrer Ratlosigkeit gesandt hatte. Dieser Vorwand gestattete ihr, zum Kalten Fluß hinabzusteigen, ohne Verdacht zu erregen; so konnte sie nun erfahren,

wie die Dinge dort lagen und ob die unbestimmten Gerüchte, die bis in ihre Einsamkeit gedrungen waren und von Katell Dalenns Abreise wissen wollten, auf Wahrheit beruhten. Sie mißtraute den Reden, die umgingen, da sich ihr Sinn von Mund zu Mund verändern konnte. *Man soll nur seinen eigenen Augen trauen*, dachte sie und bald würde sie selber sehen.

Berch'ed schritt voran. Ihr Fuß drückte sich als erster dem Boden ein; der Hund hinter ihr ließ nur eine bescheidene Spur zurück, aber in Wirklichkeit ging alle Kraft von ihm aus. Für sie war Jaou heute der Schlüssel zum Dorf und der Degen, der ihr erlaubte, furchtlos unter den Bösen zu wandeln. Mit seiner Hilfe konnte sie jetzt die große Stube am Kalten Fluß betreten und notfalls eine milde Gabe entgegennehmen... aber Berch'ed würde dann Bescheid wissen und reden, sofern das möglich war.

Das Geheimnis lag ihr auf der Zunge, völlig bereit war es – wahrhaftig! Es fehlte nur noch ein Ohr, um es zu hören. Mehr brauchte es nicht, und es war höchste Zeit, dieses Ohr zu finden, das all das anhören konnte und wollte: daß sie, Berch'ed von Mine Garo, Gaud Dalenn in ihrem Haus verborgen hielt und daß Gaud so sehr krank war!

Diesem aufmerksamen Ohr galt es zu erklären, wie Gaud Dalenn immer kraftloser wurde, wie der Schlaf sie verlassen hatte und wie das Leben die ganze Nacht über aus ihren offenen Augen entwich. Wie sie, Berch'ed von Mine Garo, der Kranken noch so sehr Ruhe und Frieden spenden, Nahrung und ihr eigenes Bett gewähren, sie von all ihren Schafen behüten lassen konnte, ohne daß diese Fürsorge irgendeinen Nutzen versprach. Sie mußte erklären können, daß alle ihre Pflege kein Leben zu erhalten vermochte und daß daher sie, Berch'ed von Mine Garo, ebensogut vor einem durchlöcherten Krug knien könnte, um die Milch durch Worte am Ausrinnen zu hindern.

Sie beschleunigte ihren Schritt auf dem finsternen Weg, und die Gebäude am Kalten Fluß hoben sich kaum, grau in grau, von den dunklen Feldern ab. Man sah ihn noch nicht deutlich, den großen Hof der Dalenns, aber man konnte seine Macht schon an den Geräuschen erkennen. Nicht nur eine, sondern zwei oder drei Wetterfahnen quietschten in verschiedenen Tönen und zeigten, wie viele Dächer es hier gab. Nicht nur aus einer, sondern aus zwei oder drei halboffenen Stalltüren drang das Klirren der Ketten, das tiefe Schnaufen der großen Tiere.

Als sie das Hoftor erreicht hatte, spielten die zarten, bewegten Zweige des Holunderbaums, die im Wind ihren Duft ausströmten, mit einer Laterne; vor diesen großen Mauern glich der Mann, der das Licht hielt, einem winzigen Wurm.

Berch'ed empfand aufs tiefste ihre eigene Kleinheit, und Gaud Dalenns Schicksal lastete auf ihrem Kopf wie eine schwere Haarkrone. Jedoch ging sie weiter.

Die Strohmiete, bei der sie auf Jili Mourrou traf, war so hoch wie eine Dorfkirche. "Ich komme, um einen Hund wiederzubringen", sagte sie.

Der Knecht pfiiff vor sich hin; so überrascht und zufrieden war er. "Wie habt Ihr ihn denn an die Leine bekommen?" rief er. "Jaou läßt doch niemanden an sich ran!"

Berch'ed errötete heftig. "Ich bin an Tiere gewöhnt", sagte sie und fühlte, wie diese erste Lüge sie schon unsicher machte, denn in Wirklichkeit hatte Gauds Hand die Leine geknüpft.

"Kommt doch herein, damit man Euch danken kann", sagte der Knecht, während er drei Stufen hinaufsprang und mit dem Fuß die Tür aufstieß. Sie betrat das leere Haus ...

Es war ein kaltes und totes Zimmer. Das Licht der grünen Hängelampe dehnte sich, um alle Winkel zu erreichen und den großen, ungenutzten Raum zu zeigen; das Wachstuch auf dem Tisch wirkte zu weiß, und im Kamin brannte ein großes Feuer wie närrisch.

Berch'ed setzte sich auf eine Ecke der Bank, überdachte noch einmal alle Worte ihres Geheimnisses und ordnete sie auf der Zunge in die richtige Reihenfolge. Nein, sie würde sich nicht irren, wenn der Augenblick zum Reden gekommen war, aber zunächst einmal mußte sie erfahren, ob Katell wirklich den Hof verlassen hatte.

Sie wartete auf der Bank und ihr breiter Strohhut, den die Feuchtigkeit durchweicht hatte, warf einen Schatten auf ihre Augen, der sich wie die Schneide einer Sichel abzeichnete. Sie fühlte sich gar nicht wohl und wunderte sich sehr, daß sie sich hier befand. Die Vorsehung schien ihr auf wunderbare Weise zu Hilfe zu kommen; nun würde sie gleich wissen, ob Katell fort war, und falls sie fort war, blieb ihr nichts mehr übrig als zu reden.

Die Frau aus dem fremden Land trat ein und bot ihr Suppe an; dabei murmelte sie mit traurigem Lächeln. Sie sprach zum Messer, zum Brot, zum Teller, als kenne sie nur die Wörter für die Dinge. Berch'ed wurde es klar, daß von ihr nichts zu erfahren war. Langsam begann sie zu essen, aber außer der armen Fremden kam niemand in die Stube. Im Hof hatte offenbar der Knecht den Hund an eine lange Kette gelegt; man hörte sie klirren, wenn sich das Tier lebhaft bewegte. Die Wanduhr tickte immer schneller, und im Fenster färbte sich der Himmel rot. Wenn es Tag geworden war, mußte sie gehen – mein Gott, sollte sie denn umsonst gekommen sein?

Plötzlich sah sie, daß im Hof ein Mann zu Jili getreten war, und erkannte Ener Dalenn. Mit ihm wollte sie eigentlich nicht reden; sie wußte nicht, was sie ihm sagen sollte. Lieber hätte sie von einem Dritten erfahren, ob seine Mutter hier war oder nicht. – Sie aß weiter. Die Vorsehung würde ihr schon helfen, das stand fest.

Die Vorsehung hatte gestern abend den Hund gesandt. Sie waren ja keine Narren dort oben; wenn sie den Hund geschickt hatten, so würden sie jetzt auch das Nötige für sie tun, damit ihr die richtigen Worte einfielen und sie dann reden konnte.

Sie aß. Und das Feuer wärmte. Und doch war dieses Haus kalt und schrecklich. Sie verstand nicht, wie Gaud Dalenn in diesen Mauern jemals gesund werden und glücklich sein sollte ... Und doch war ihr Platz hier und nirgendwo anders, wenn Katell wirklich fort war. Aber falls Katell noch da war, dann war freilich alles andere einer Rückkehr des armen Kindes in diese Eishölle vorzuziehen.

Zwischen den Dächern wurden die Wolken heller, und ein johannisbeerfarbenes Licht breitete sich langsam im Hof aus. Im Nebenraum hörte sie Stimmen; Eimer mit der frisch gemolkene Milch wurden hereingetragen. Gern hätte sie durch die Wand hindurchgesehen, um zu sehen, ob Katell dort war. Mit äußerster Anstrengung spitzte sie die Ohren, versuchte, sich an den Klang ihrer Stimme zu erinnern; – aber plötzlich fuhr sie in die Höhe, als hätte man sie bei etwas Unrechtem ertappt, denn Ener Dalenn war eingetreten und sprach sie an.

"Ich danke dir, daß du meinen Hund zurückgebracht hast", sagte er.

Berch'ed war plötzlich rot geworden, denn sie fürchtete, ihre brennende Neugierde sei entdeckt worden; nun sah sie sich ihm gegenüber, ihr Geheimnis füllte den ganzen Mund aus, und sie fand nicht einmal ein Wort, um ihm einen guten Morgen zu wünschen.

Aber Ener lebte in einer bitteren und fernen Welt, in der Stimmen ihn nur undeutlich erreichten und Worte niemals mehr eine wesentliche Bedeutung erlangen konnten. Mechanisch hatte er Geld in die Hand genommen und reichte es ihr. "Ich danke dir, daß du meinen Hund zurückgebracht hast", wiederholte er; er hatte selbst nur noch wenige Worte zur Verfügung.

Berch'ed drehte und wendete das Geld zwischen den Fingern, ihr Mund stand offen, unter dem Schatten ihres Hutes wurden ihre Augen immer größer, und sie wartete darauf, daß ihr die Vorsehung ein Zeichen geben sollte. Die Uhr schlug ... sonst ereignete sich nichts; da dachte sie, das Zeichen bestehe vielleicht eben darin, daß sie mit Ener allein im Zimmer war.

"Ich habe Euch, glaube ich, etwas zu sagen", hauchte sie.

"So –", sagte er zerstreut, aber freundlich. Er verstand nicht recht, was die Hirtin von Mine Garo ihm hätte erzählen können.

"Also," sagte sie, "hört zu!"

"Ich höre ja."

"Hört zu,", wiederholte sie, "ich glaubte recht zu handeln, da ich nicht früher kam – "

"Das konntest du doch nicht," sagte er, "Jaou war ja erst gestern abend weggelaufen – "

"Ja", hauchte sie, senkte die Stirn und klappte mit den Lidern, während das Schutzschild aus schwarzem Stroh auf einmal ihr Gesicht verdeckte. "Es ist ja aber nicht nur der Hund weggelaufen ..."

In diesem Augenblick entstand großer Lärm im Nebenraum; eine Tür schlug zu und man hörte, wie etwas entzweiging. Eine erschrockene Katze tauchte auf – ein grüner Doppelblitz.

Oh! dachte die Hirtin, jetzt weiß ich, was ich wissen mußte... Es wurde auch Zeit!

Hektisch wie eine Frau, die die Perlen ihres zerrissenen Halsbands aufsammelt, versuchte sie die Worte ihres Geheimnisses, die ihr schon entschlüpfen wollten, wieder an sich zu nehmen und schluckte sie mit Spucke hinunter. Sie stotterte hastig Abschiedsworte und entfernte sich überstürzt.

Währenddessen ging Marjep ruhigen Schrittes durch die Molkerei. "Das Fenster schließt wirklich schlecht", sagte sie zu sich selbst, "und jetzt hat der Wind einen Topf zerbrochen." Ihre Schürze knatterte im scharfen Luftzug, und während sie sich mit dem schweren Holzverschluß abmühte, schaute sie belustigt drin, weil sie an die erschrockene Katze denken mußte.

Die Hirtin von Mine Garo war schon weit fort. Sie floh in äußerster Bestürzung; so verworren erschienen ihr die Spiele der Vorsehung. Die Katze saß zitternd auf der Strohmiete. – Der Wind hatte sie beide hinters Licht geführt; glaubten sie doch, Katell sei noch im Haus.



Ener war über Berch'eds Abschied nicht weiter verwundert. Er stand wieder allein auf den Stufen, wußte aber kaum noch, daß eben jemand mit ihm geredet hatte – so wenig beschäftigten die Vorgänge des Alltags sein Herz. – Die Mißgunst des Schicksals zog sich um den Ahnungslosen immer dichter zusammen. Eine Stunde lang hatte die Wahrheit unter seinem Dach gewartet und war dann durch den Wind wieder verjagt worden. Da Geheimnis entfloh auf der Straße, entfernte sich vor seinen gleichgültigen Blicken, ohne daß er hätte ahnen können, dort sei etwas, was er noch festhalten könnte.

Und der Hund im Hof war der einzige, der über alles Bescheid wußte. Jaou wußte, was Berch'ed hätte erfahren müssen: daß Katell das Haus von ihrer bösen Gegenwart erlöst hatte. Er wußte, was für Ener so wichtig war wie das Leben selber: daß sich Gaud bei der Hirtin von Mine Garo befand. Der Hund trug in sich die ganze Wahrheit. Und da er ein Hund war, genügte ihm das, um in Frieden seine Knochen zu nagen ... Um sich seinem Herrn zu Füßen zu legen und dort in Seelenruhe endlos vor sich hin zu träumen ... Um die leeren Hände des jungen Mannes mit seiner großen roten Zunge zu lecken, ganz hingegeben in Treue, Unverständnis und Liebe.

DIE KÜSTERSFRAU BOG MIT BEIDEN HÄNDEN das Schilfrohr zur Seite. Sie wollte noch einmal genau sehen, was sie erspäht hatte.

Es war keine eitle Neugierde, die sie so erregte, und die große Blässe auf ihrer Stirn, der Schweiß, der ihr auf den Schläfen perlte, rührte von einer fast übermenschlichen Angst her.

Ihr Blick schoß wie ein Pfeil durch die Halme ... – In der Ferne, auf dem Waldpfad, glich die Hirtin von Mine Garo einem schwarzen Insekt. Eben noch war sie ihr auf der Brücke begegnet, ihr selber und ihrer unsichtbaren Begleitung ...

Die Hirtin von Mine Garo ist geheimnisschwanger wie ein Karpfen, der seine Eier austrägt – das hatte die Küstersfrau sofort erkannt, als sie zur Seite trat, um Berch'ed vorbeizulassen; und ihr schien, als hätten die Bretter der Brücke sich biegen und brechen müssen unter der Last von Furcht, Ungewißheit und Schweigen, die die Frau von den Verbrannten Hügeln ahnungslos mit sich schleppte. Doch im gleichen Augenblick war ein Bild an ihrer Seite erschienen, und dieses Bild hatte durch seine stumme Bedeutung alles andere ausgelöscht, denn es trat in der Gestalt des Todes selber auf. Und jetzt stand Maruisan Gouliaz regungslos im Schilfrohr und blickte angespannt durch die Halme hindurch.

Langsam faßte sie sich wieder. Der Tod geht heute neben der Hirtin von Mine Garo. Es ist ein junger und lieblicher Tod...

Sie konnte ihre Augen nicht von dieser seltsamen Gruppe abwenden, die sich auf dem anderen Ufer entfernte – der Frau mit dem großen Hut und dem schönen, flachen Schatten, der ihr folgte, ohne Gesicht und so einfach wie ein Blatt. Plötzlich aber löste sich der Schatten und schwebte in der Luft; da wußte die Küstersfrau auf einmal: *sie sah Gaud Dalenns jungen und hübschen Tod, der im Hügelland auf der Suche war.*

Sie hatte Gauds persönlichen Tod erkannt, weil er deren Schönheit so sehr glich. Sie dachte: *Jeder besitzt wohl seinen eigenen Tod wie eine Blume ihren eigenen Duft ... er gehört uns ... er stammt von uns ... als eine Art Ausstrahlung, die wir anscheinend zu Lebzeiten erschaffen, bis sie auf einmal vollendet ist und zu unserem Herrn wird.*

Sie sah Jalm Dalenns edlen und ruhigen Tod wieder vor sich und diese schnurrigen und verrenkten Tode vor der Tür kindischer alter Leute, deren Leib durch Gebrechen entstellt ist. *Dieser aber schwebt über den Verbrannten Hügeln und ist ganz bereit – dieses Wissen durchzuckte sie, durchlief ihre Glieder, drang ihr ins Blut, bis jede Faser ihres Körpers davon wußte, daß Gaud Dalenns Tod da war und zwischen den Bäumen suchte.*

In plötzlichem Mitleid, in unendlicher Empörung streckte sie dieser Gestalt des Schweigens, die keinen wirklichen Namen hatte, dieser Wesenheit des Schönen, für die

es noch kein Maß gab, die Arme entgegen: "O sei doch so gut– ", rief sie, "sei doch so gut und warte noch –!"

Aber die Vision war ihrem Gesichtskreis entglitten, die Landschaft war wieder leer, und doch spürte Maruisan Gouliaz, wie die Luft rings um sie her noch von ihrem Schrei bewegt wurde.

Da breitete sie die Arme aus, ebenso weit wie Christus am Kreuz, und rief laut schluchzend, überwältigt von Liebe und in schrecklicher Hingabe: "Halt ein ... nimm mich ...!" Aber Gaud Dalenns junger und hübscher Tod war in der Luft verschwunden.

Jetzt weinte die Küstersfrau am Wegrand. Sie weinte und sah sich selbst weinen: ihre kümmerliche Erscheinung, ihr gelbes, häßliches Gesicht, das nie wirklich jung gewesen war; ein elendes Ding, ohne Bedeutung, das jedoch lebte und vielleicht auf dem Tauschmarkt im Jenseits noch einen Wert besaß. "Nimm mich!" rief sie dem Wind entgegen, der über das Wasser hinstrich .. "Nimm mich! Nimm doch mich!"

Plötzlich sah sie einen kurzen Augenblick Gaud Dalenns hübschen Tod, der unversehens herangetreten war; er lehnte sich an den Brückenpfeiler und wartete.

DIE GANZE WOCHE VERGING, ABER DIE KÜSTERSFRAU konnte den qualenden Gedanken, der sie bedrückte, nicht loswerden; sie wurde noch magerer und verlor schließlich das bißchen Schlaf, an das sie noch gewöhnt war. Während sie Unkraut jätete, nähte oder Staub fegte, sah sie sich im Geiste unablässig über die Kufen der Gerechtigkeit gebeugt, zu Füßen von Gottes Waage. Katells Sünde hatte jedes Maß überschritten, die Waage neigte sich nach der schlechten Seite so tief, wie sie nur sinken konnte, und sie, die arme gelbe Frau des Küsters vom Kalten Fluß, drückte ohne Unterlaß auf die andere Waagschale mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Sie wußte nicht, wie sie sich mit der Gabe, die ihr eigen war, schwer genug machen konnte, um ein Gegengewicht zu bilden.

Während dieser ganzen Woche hatte sich die Hirtin von Mine Garo auf dem anderen Hang der Verbrannten Hügel an ihren Sorgen verzehrt. Sie sah genau, daß Gaud einem Zweig glich, den der Blitz oder der Wind von seinem Stamm getrennt hat und der auf dem Boden allmählich den Saft verbraucht, der ihm unter der Rinde geblieben ist. Einen Tag, zwei Tage, eine Woche, zwei Wochen behalten die Zweige noch ihr Laub ... aber unweigerlich wird die Stunde kommen, in der alles Leben versiegt und die Rinde abfällt, so daß der Zweig dann nur noch als vertrocknetes und beängstigendes Gebilde auf dem Moos liegt, traurig und gebleicht wie ein Knochen.

Die Küstersfrau hatte großes Vertrauen zu der Kraft, die ständige Bemühung verleiht. Sie hatte sich ein Ziel gesteckt, eine schwere Aufgabe gestellt, der sie sich mit unermüdlicher Beharrlichkeit widmete, und als sie eines Abends erschöpft von einem harten Arbeitstag nach Hause kam, traf sie dort Gaud Dalenns hübschen Tod an, wie er vor ihrem Herd saß. Ja, da war er, unter ihrem eigenen Dach.

Zwischen dem runden Kochtopf, den eine samtene Rußschicht umhüllte, und dem Feuerbock saß er da. Der ruhige Faltenwurf eines Leichentuches bedeckte seinen zierlichen Schatten. Seine Stirn war geneigt; aus seiner Haltung sprach eine lange, sehr sanfte Geduld.

"Oh!" seufzte die Küstersfrau auf einmal wie gebannt, "oh!"

Der Tod erhob sich und blieb vor ihr auf dem Steinboden stehen, vollkommen regungslos. Seine Gestalt war jung und auserlesen, geheimnisvoll, ohne Gesicht; von solcher Reinheit, daß keine Furcht aufkommen konnte.

Die Küstersfrau betrachtete ihn ehrerbietig, und ihr Herz hüpfte vor Liebe zu diesem ruhigen und vollkommenen Wesen. "Hab Dank, daß du in mein Haus gekommen bist", sagte sie und faltete die Hände in großer Entsagung; unter dem Ansturm einer Freude, die schwindelnde Höhen erreichte, war sie noch blasser geworden. "Ich werde die Tür hinter uns beiden schließen!"

Dann schlug sie den Türflügel aus schwerem Holz zu, und der eiserne Riegel knirschte in seinem Ring ... Aber durch dieselbe Bewegung wurde auch die Tür ihres inneren Gesichts verschlossen – und so fand sie sich allein vor dem leeren Herd mit seiner schwarzen und rußbedeckten Platte.

In den folgenden Tagen spürte sie indessen die unsichtbare Gegenwart dieser fremden Macht, die sich nicht ergründen ließ ... Dieser andersartigen, stolzen und harmonischen Wesenheit, deren Hoheit bedrückte.

Niemand wußte, daß die Küstersfrau den Tod Gaud Dalenns eingefangen hatte und ihn durch die Kraft ihrer Sehergabe in ihrem Haus unter Verschuß hielt.

Und Berch'ed, die die Nächte hindurch das Leben unaufhörlich aus Gaud Dalenns offenen Augen entfliehen sah, begriff nicht, weshalb die junge Frau nicht schon seit langem im Grabe lag.

Währenddessen lastete die Sommerhitze immer schwerer auf der Erde, die sich krachend spaltete; überall hatten die Tiere Durst. Die Küstersfrau verspürte einen schmerzhaften Druck am ganzen Leib. Es kam zu häufigen Gewittern, harten und trockenen Gewittern, in denen der Himmel Feuer spuckte, ohne die Linderung tröstlichen Wassers, das den Brand schon im Augenblick seiner Entzündung wieder zu löschen vermag. In vielen Nachbargemeinden dagegen wurden Hafer und Weizen mit Regen bedacht ...

Eines Nachts, als die tobenden Elemente die Mauern ihres Hauses mit der Gewalt des Meeres zu umbranden schienen, erwachte die Küstersfrau. Sie sah, wie sich auf den gemarterten Himmel das Fensterkreuz in klaren Linien abzeichnete, und vor dem Fensterkreuz erblickte sie die schlichte und liebliche Gestalt des Todes von Gaud Dalenn. Da sich ihr Herz mühsam abkämpfte und ein Gefühl äußerster Schwäche sie niederdrückte, begann sie zu begreifen.

Sie begriff es noch besser, als sich der hübsche Tod Gaud Dalenns über ihr Bett neigte, aber ihre große Verwunderung ließ sie zugleich etwas ratlos werden. "O mein Tod," sagte sie in demütigem Erstaunen – und das sollten ihre letzten Worte sein – "o mein eigener Tod, warum bist du so jung und so schön?"

"DIE KÜSTERSFRAU VOM KALTEN FLUSS IST HEUTE NACHT GESTORBEN", sagte die Hirtin von Mine Garo, als sie mit den Broten und anderen Vorräten, die sie in einem schwarzen Korb trug, aus dem Dorf zurückkam. "Bei anderen wußte sie ja so gut Bescheid in diesen Dingen. Ihr eigener Tod hat sie anscheinend überrascht."

Sie stellte ihren Korb in einer Ecke der Hütte ab, wo Gaud Dalenn ein kleines Feuer mit Holzkohlen in Gang hielt.

"Sie hatte eine häßliche gelbe Gesichtsfarbe," fuhr Berch'ed fort, "das kam, weil sie so sehr in Angst lebte. Aber ich glaube, sie hatte ein goldenes Herz, und heute morgen sagen die Leute von ihr, daß niemals ein böses Wort oder eine Lüge über ihre Lippen gekommen ist."

"Das will ich gern glauben", sagte Gaud, betrübt über die Nachricht. Wenn sie an die Küstersfrau zurückdachte, sah sie ein harmloses und gutmütiges Wesen vor sich, aber im Grunde hatte sie sie kaum gekannt. Sie begann die Fladen auszupacken und buk sie in der Pfanne, die in der Mitte des Häuschens auf dem Boden stand, über dem kleinen, friedlichen Feuer. Die dichten gelben Lehmwände, massig und grob gefügt, umschlossen die beiden Frauen derb und natürlich, als wohnten sie im Innern einer dicken Frucht.

"Die Küstersfrau hatte sogar bei Fremden ihre Ahnungen, weit über das Gebiet der Gemeinde hinaus. Sie war wohl ganz und gar ein Kind Gottes; ihr Herz war allen Menschen zugetan."

Berch'ed schüttete Kaffee in die Mühle und begann ihn zu mahlen. Er knirschte wie die Kette an einem Ziehbrunnen, aber trotz des mißtönenden Geräusches fuhr sie fort: "Ihr Mann braucht für ihre Seele nicht viel Geld auszugeben; alle meinen, daß sie oben schon gleich einen sehr hohen Rang erhalten wird."

Eine ganze Weile knirschte nur die Mühle; die Frauen hingen ihren eigenen Gedanken nach, und Gaud Dalenns Augen waren wie geblendet von einem ruhigen, tiefen Licht.

Wie die Minuten hingingen, wurde ihr immer deutlicher bewußt, daß die Küstersfrau ein wirklich freundlicher und gütiger Mensch gewesen war.

Als Gaud sich an diesem Tag draußen zur Herde begab, kam es ihr vor, als seien ihre Holzschuhe nicht mehr so schwer und als gebe der Boden unter ihren Füßen weniger nach. Auch der Druck war von ihrer Stirn gewichen. All die bitteren und angsterfüllten Gedanken, die sie seit jenem schrecklichen Abend unaufhörlich mit ihren Wirbel, ihren Unbegreiflichkeiten gequält hatten, waren verschwunden.

Ihr war, als sei ihr Kopf voll wilder Vögel gewesen, nun auf einmal aber habe das friedliche Gedenken an die Küstersfrau diesen ein liebliches Nest angeboten und sie eingeschlafert. Gaud fühlte sich frei, und die Erde tauchte aus der Angst auf wie eine Welt, die sich golden und glänzend aus den Nebeln und den finsternen Drohungen der Nacht erhebt.

Gaud hatte die Herde erreicht, und wie am Tag zuvor und an allen Tagen, die seit jenem tiefen Einschnitt vergangen waren, begann nun ein scheinbar stilles Leben, aber doch mit seltsamen Abenteuern ...

Nach einsamen Stunden wurde plötzlich ein dürres Blatt von einem Baum, wie er in der näheren Umgebung gar nicht wuchs, vom Wind herangetragen, es legte sich vor ihr nieder oder fiel zuweilen auch auf ihr Kleid und verweilte auf ihrem Knie wie ein zutrauliches und vertrautes kleines Tier. Bei diesen überraschenden Begegnungen hatten beide sich viel zu erzählen. Ein anderes Mal waren es ganz frische Federn, die sich wie Blumen im Gras niederließen ... Auch die Vögel hatten ihr etwas zu sagen: sie machten einen Umweg und flogen von einem Hügel zum andern, um über ihren Kopf hinwegzuziehen, und wenn sie ankamen, stießen sie drei Schreie aus.

Heute aber hatte Gaud mehr Kraft als sonst in sich, und große Lebenslust kam über sie. Und mit dieser Kraft und Lebenslust mochte sie nicht still sitzenbleiben, sondern sehnte sich vielmehr danach, ihre Wanderung fortzusetzen. Und es wäre ihr sogar lieb gewesen, einen langen Weg zu gehen, der zu einem Ziel führte – einem Ziel, das es vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen galt.



Das Wetter war gewittrig heiß, der Himmel großartig verdüstert. Die Tannennadeln wirkten wie aus dunkelgrünem Kristall geschnitten und zitterten in der Hitze, die überall in flimmerndem Dunst aufstieg. Auf der einen Seite zog sich eine Weide hin, voller blühender Margueriten, die den Boden völlig bedeckten. Sie standen zu Tausenden auf ihren blassen und dünnen Stielen und bildeten gleichsam eine bebende Wolke aus hunderttausend Blicken von hunderttausend Wesen. Gegenüber waren mächtige blausilberne Felsen, von verschiedensten goldbraunen Moosen überzogen und mit Büscheln feuchter Farnkräuter in ihren tiefen Spalten; stolz und aufrecht beherrschte rosa Fingerhut diesen ganzen Winkel mit seinem Glockenklang. Ein Pfad zog sich in Schleifen durch die Felsen hin; in dieser Jahreszeit trat er kaum aus dem üppigen Grün hervor, und wenn Menschen darauf gingen, glichen auch sie hohen schwarzen Glockenblumen, die aus dem Grün hervorwuchsen.

Die junge Frau schritt durch das liebliche Blütenmeer. Große Raben flogen in Scharen zwischen den flockigen Margueriten und den belaubten Gipfeln dieses wasserlosen Hügellandes, das trotzdem von Säften, von Tau und Regen überquoll und ohne Bach, ohne Fluß feucht war wie eine Wolke und von unglaublicher Fruchtbarkeit strotzte. Gelöst und befreit ging Gaud darin, ihrem Blick hingegeben, der ihr vorauseilte und sie umtanzte wie eine Biene, wenn sie Honig sammelt. Ihre Augen suchten sich ihren Honig selbst, die Füße liefen zu ihrem eigenen Vergnügen. Gauds Kopf war leer wie ein Haus am Sonntag, wenn die Leute zum Tanz gegangen sind; wie ein Taubenhaus, wenn die Tauben im Kornfeld sitzen. So war das, und es war gut und gesund so, es war das Leben selbst.

In diesem Augenblick sah sie eine Ringeltaube aus dem Wald aufsteigen und ihre Kreise allmählich höherschrauben. Gaud mußte an den strahlenden Aufstieg der weißen Tauben am Hochzeitstag denken. Arme einsame Ringeltaube, die ganz bescheiden nur sie selber war und keine Vorstellung davon hatte, daß sie auch etwas anderes sein könnte! – So war wohl auch die Küstersfrau gewesen: klein und bescheiden und nichts weiter als sie selbst. – Die Kreise, die der Vogel zog, führten ihn abwechselnd in den Schatten des Waldes und ins helle Licht des freien Feldes, und jedesmal, wenn die Sonne ihn traf, entzündeten sich Blitze an seinen Flügeln; plötzlich wurde er in überwältigendem Glanz zu einem Goldvogel. Gaud empfand unsinnige Freude darüber.

"Jetzt geht die Küstersfrau ins Paradies ein", sagte sie, wie von einer Gewißheit getroffen. "Der liebe Gott hat sie angeschaut, und das hat genügt, daß sie schöner wurde als ein Engel." Sie ging weiter, und da sie von Blumen umgeben war, begann sie, welche zu pflücken. "Ich werde einen Kranz für sie winden."

Bald hatte sie einen großen Strauß zusammen, und als sie zur Herde zurückgekehrt war, begann sie einen festen Kranz aus Ginster zu flechten und die Blumen darauf festzubinden.

Nun zog die Sonne in Frieden ihre Bahn, und der Himmel glich einem großen, verlassenem Garten mit malvenfarbenen und grauen Büschen, mit seltsamen, vom Wind gekrümmten Bäumen, und die Sonne strahlte durch deren wolkiges Blattwerk eine Hitze aus, die immer drückender wurde.

"Heute kommt das Gewitter über uns," sagte die Stimme der Hirtin von Mine Garo, "eine ganze Woche lang sehen wir es schon von weitem arbeiten, aber diesmal sind wir an der Reihe."

Lautlos hatte Gaud sich der dichtbewachsenen Mulde genähert, wo Stechginster einen harten warmen Teppich voller Leben bildete. Die Insekten waren sehr beschäftigt: sie hatten noch wichtige Dinge zu erledigen, bevor der Regen kam. Gaud hob den Kopf, blickte zum Himmel und erschrak. Was war denn nur eben geschehen? Es sah aus, als hätte eine riesige Tintenschnecke dort oben ihren Saft verspritzt; eine violette Flut wälzte sich von einem Ende des Horizonts zu anderen, und die fernen Dörfer, sonst im Licht verborgen, traten auf einmal hervor: all ihre Häuser waren weiß und aufgereiht wie schimmernde Zähne. Über ihnen löste sich eine schwere Franse vom Himmel, die schräg zu Boden sank, um alles fortzukehren. Man ahnte, daß die Frauen in diesem Ort jetzt zu laufen begannen, eine Schürze überm Kopf, und die jungen Kälber oder die Wäsche in Sicherheit brachten, vielleicht auch zum Brunnen stürzten, bevor sein Wasser sich trübte. Doch neue Fransen kamen herunter, und wieder neue, und jedesmal schluckten sie einen Kirchturm, durchfegten ein anderes Dorf, in dem wieder andere Frauen zu laufen begannen.

Die Hirtin des Hügellandes hob ihren Blick zum Himmel, senkte ihn auf die Erde und ließ ihn dann in überlegender Ruhe durch die Lider gleiten hin zum Strohdach der Schäferei, das wie altes Leder aussah. Sie erhob sich. "Bald müssen wir da hinein ...", sagte sie.

Währenddessen blieb Gaud weiter an ihrer Arbeit. Die Drohung, die in der Luft hing, vermochte nicht, ihre neue Kraft zu schwächen; sie steigerte nur den Duft von warmer Erde und vom Harz der Bäume und trug eher noch zu ihrer aufkeimenden Freude bei.

Sie fand tiefe Befriedigung darin, die Blumen auszusuchen, sie zu harmonischen Mustern zusammenzustellen und sie mit ihren gewandten, durch viele Näharbeit geübten Fingern zwischen den grünen Fasern des Ginsters festzuheften.

Sie arbeitete für die Küstersfrau, und während diese Arbeit fortschritt, spürte sie wunderbare Wärme im Blut, die alle Angst verscheuchte.

Auf einmal erschien zwischen den Büschen Jaou, der große Hund vom Kalten Fluß; zum zweiten Mal hatte ihn eine Laune hierhergeführt. Mit gestecktem Maul, mit fliegenden Ohren kam er auf sie zu in seinem ruhigen, elastischen Schritt, mit dem er mühelos weite Entfernungen zurücklegte; er zögerte nicht im geringsten und bewegte sich auf dem geradesten Weg in seiner gewöhnlichen Gangart; dann blieb er auf drei Beinen vor ihr stehen. Er bot seine breite Stirn ihren Liebkosungen dar und glich einem Feuer, keuchend und dampfend.

Sie legte ihre Hände auf ihn und spürte seine lebendige Gegenwart. Dort aber, wo ihre Hände jetzt ruhten, auf der harten Stirn und zwischen den langen Haaren der Kehle, hatte noch zwei Stunden zuvor Eners Hand geruht ...

Mit einem Satz sprang sie auf. Seit einer Ewigkeit kauerte sie nun schon in Berch'eds Erdhütte wie ein Rebhuhn in der Ackerfurche, kraftlos, von der Frucht niedergedrückt, und dabei war das Leben überall weitergelaufen! Ach, vom Kalten Fluß war sie entflohen, den Teufel im Nacken, und hatte sich niederdrücken lassen ... Doch jetzt spürte sie auf einmal keine Last mehr. Ach! Offenbar war sie toll gewesen, dreifach toll!

Sie faßte sich indessen wieder, erstaunt über ihre eigene Erregung. Woran hatte sie denn gedacht, als sie aufgesprungen war, um davonzurennen? Wohin denn? ... Nach allem, was geschehen war, mußte sie die Augen weiter auf den Boden heften und durfte sich von einer Aufgabe wie der heutigen nicht ablenken lassen. Denn sowas schickte sich für sie: Blumen für eine Tote zu richten, die kein Geld hatte.

Jaou saß neben ihr, und um bequemer arbeiten zu können, hängte sie ihm den Kranz um den Hals; aber jedesmal, wenn ihre Finger das seidige Fell des Tieres berührten, mußte sie daran denken, daß Eners Hände es einige Stunden zuvor ebenso liebevoll gestreichelt hatten. Wirre Gedanken stürmten auf sie ein, und immer wieder überkam sie das Verlangen, schnell in Richtung des Kalten Flusses davonzulaufen.

Sie vergewisserte sich, wo jetzt die Sonne am Himmel stand. Wenn sie sich sofort auf den Weg machte, konnte sie schon auf der andere Seite der Brücke sein, bevor die Sonne den Wipfel der großen Eiche erreicht hatte ... und von dort war der Weg kurz und bequem. Vielleicht würde sie dann hinter dem Holunderbaum ein wenig warten. Und wenn Jili oder Marjep über den Hof gingen, würde sie ihnen ein Zeichen geben und von ihnen erfahren, wo die Bahn frei war ... der Weg, auf dem sie Katell nicht begegnete und Ener auf dem Feld treffen konnte ...

Gaud dachte nicht mehr an die Küstersfrau, sie dachte nicht mehr an den Kranz; sie dachte nicht einmal mehr an den Hund.

Alle Blumen fielen ihr jetzt aus der Hand, glitten von ihrem Kleid ins Moos, – alle Blumen, die sie gepflückt hatte, konnten getrost auch sofort verwelken ... und es war sogar gut so, da eine so ungewöhnliche Minute durch ein Blumenopfer geehrt wurde. Denn in Wahrheit war sie jetzt eine große Königin! Ein bißchen wie eine Fee ... wie eine Gottheit ... ja, wirklich ganz und gar göttlich! Sie war eine Frau voller Leben; zwei Arme hatte sie und einen Mund, und eine Sturzflut von Küssen erwartete sie am anderen Ufer.

Ja, jetzt würde sie nicht mehr allein bleiben und auf Mine Garos Weide vor Hunger schreien; nun sollte der Ruf jener großen Kraft, die hinter dem zweiten Kreis des Horizonts genauso nach ihr schrie, nicht mehr ohne Antwort bleiben; denn sie wußte von diesem Ruf und hörte ihn; deswegen war sie ja immer gezwungen, ihre Augen die Nächte hindurch offenzuhalten.

Wenige Augenblicke später sah Berch'ed Gaud auf sich zukommen, so blaß, so abgehärmt, daß sie erschrak. "Was ist denn mit dir?"

"Ich lebe," sagt sie, "ich bin wieder zum Leben erwacht, nun muß ich weit fortgehen."

"Was sagst du da?"

"Ich kann nicht länger hier bleiben ..."

"Aber wo willst du denn hin?"

"Ich weiß nicht ... aber so weit weg, daß ich nie mehr den Weg zurückfinde." Gaud wirkte immer verstört. "Versteh doch, vorher war ich krank und hatte Angst; da war ich hier gut aufgehoben ..." Sie sprach mit leiser Stimme, aber in wachsender Erregung. "Jetzt aber lebe ich wieder ... Versteh doch, ich bin wieder ganz im Leben und hab keine Angst mehr ... Versteh doch, ich ängstige mich nicht einmal mehr, weil ich verflucht wurde! ... Und es macht mir auch gar nichts aus, daß ER verflucht wurde! ..."

Gaud sprach immer lauter und wandte sich nicht mehr an Berch'ed. Se warf den Kopf zurück und rief über das ganze Hügelland: "Versteht mich recht, ihr Lebenden auf der Erde!... Es ist mir ganz gleich, daß wir beide verflucht wurden! ..." Tränenüberströmt, mit gebeugten Schultern entfloh sie, die Hand über den Augen.

Berch'ed sah sie auf die Hütte zulaufen und eilte ihr erschrocken nach. Doch so sehr sie sich beeilte, fand sie Gaud doch schon mit einem um die Schultern geschlungenen Tuch. Die Hirtin schloß die Tür und lehnte sich dagegen.

"Glaub nur nicht, da du mich am Fortgehen hindern kannst," schrie Gaud mit dem Mut der Verzweiflung, "am Fliehen hat mich noch niemand gehindert, und niemand hat mich gefunden, wenn ich es nicht wollte! ..." Sie weinte ganz laut, und die Worte unterstrichen ihre Bewegungen ... "Ich brauche keine langen Vorbereitungen", sagte sie. "Du siehst ja, ich habe nichts ... ich habe nichts!" wiederholte sie in triumphierendem Ton, bitter und verzweifelt. "Ich kann ebenso schnell wieder gehen, wie ich gekommen bin!" Sie stürzte zur Tür: "Laß mich jetzt!"

"Ich schäme mich für dich", sagte Berch'ed, die Gauds Handgelenke gepackt hatte und ihre Bestürzung zu verbergen suchte. "Ich schäme mich für dich! Du bist wie ein kleines Kind - "

Aber Gaud setzt sich zur Wehr, und beide Frauen prallten, miteinander ringend, gegen die Tür; es war ein Schluchzen und Sprudeln wie das unbändige Schäumen des Wassers am Wehr einer Mühle. Gaud weinte, daß es ihr die Brust sprengte, und Berch'ed ließ alle Rücksicht fahren: sie stieß Gaud heftig zurück, und in der kleinen Hütte, wo alles nur Mauer zu sein schien, wurde die junge Frau mit dem ganzen Leib gegen die Wand geschleudert.

Ruhiger geworden, schien Gaud aus einem Angsttraum zu erwachen: "Begreifst du denn nicht? ...", sagte sie. Nachdem sich beide eine Weile schweigend und erstaunt betrachtet hatten, klang ihre Stimme jetzt herzerreißend und eindringlich: "Begreifst du denn nicht, daß unsere Seelen verloren sind, wenn ich bleibe?"

"Morgen kannst du gehen. Morgen früh werde ich Geld holen - "

"Ich warte nicht bis morgen ... "

"Du wirst warten", sagte Berch'ed, auf einmal ganz ruhig und sehr erleichtert. Denn ein erste Stoß des Gewitters, das immer nähergekommen war, erschütterte heftig das Haus, und ein mächtiger Lichtschein, der auch die finstersten Winkel erhellte, ließ ihre Körper fahl und durchsichtig werden. Sehr schnell nahm Berch'eds Gesicht einen veränderten Ausdruck an: "Hilf mir", befahl sie kurz und bündig, und Gaud, diesmal bezwungen, wischte sich mit dem Handrücken ihre strömenden Tränen ab. Jetzt galt es nur noch, die Herde zu sammeln.



Nunmehr hatten sie ihren Frieden. Die Schafe blökten erstaunt und schliefen dann nacheinander ein. Die hochmütigen Widder verschanzten sich argwöhnisch hinter der dreifachen Windung ihrer Hörner; dann wurden sie milder gestimmt: diese schneckenförmigen, prächtig gerillten Hörner klebten auf beiden Seiten ihres abgewetzten Schädels wie singende Traummuscheln, in denen die Leere der endlosen Weiden widerhallte. Der große Hund vom Kalten Fluß war mit dem Kranz verschwunden und der Rest der verlassenen, noch frischen Blumen wurde von den ersten Regenbächlein, die sich launisch auf dem Erdboden gebildet hatten, hinweggespült. Der Donner rollte wieder sehr heftig, sodaß die junge Frau plötzlich erschrak und meinte, über sich Gottes Zorn grollen zu hören.

Sie hatte sich aufs Stroh gelegt und den Kopf in ihren Ellbogen geschmiegt. Ein rötlich knisternder Blitz leuchtete zum Fenster herein, und es war ihr, als spaltete man ihr das Auge mit einem kalten Messer; so würde wohl auch Gott am Jüngsten Tag das Herz der Bösen treffen ...

Ein malvenfarbenes zitterndes Licht führte den Schatten der Widder auf der Wand spazieren. Alles war jetzt in eine unwirkliche grüne Helligkeit getaucht, als befänden sie sich auf dem Meeresgrund; ständig zuckten Blitze in schneidendem und kapriziösem Farbenspiel, lila und grün, blau oder orange. Es tat den Augen weh; wie Wassertropfen, die ein reißender Strom mitführt, waren sie der Spielball eines unheimlichen Regenbogens, denn eben die Farben des Regenbogens wurden ihnen derart in Bruchstücken zugeworfen. So fühlten sich beide Frauen verletzlicher als ein verwehtes Blatt; das alte Dach schnaufte im Regen, die leichtgebauten Wände klatschten wie Leinentücher, die Zweige des Stechginsters sprachen: es war erschreckend, daß man nicht verstand, was sie sagten. Ihre Stimme war pfeifend und erregt; sie trennen die einzelnen Silben wie ein Tauber, der einem anderen Tauben etwas ins Ohr schreit. Es war eine furchtbare Sprache, deren Betonung einer menschlichen Sprache glich, nur blieb der Sinn immer unverständlich; unwillkürlich ging man darauf ein und sagt: "Nochmal, was erzählt ihr denn da? Wiederholt es doch bitte nochmal!" Die Zweige wiederholte es hastig und zornig, aber das ergab keinen Sinn, gar keinen Sinn.

"Wenn der Ginster doch nur schweigen wollte!" flehte Gaud verzweifelt, "das hört sich ja an wie Seelen im Fegefeuer!"

Ja, viele, die Seelen im Fegefeuer zu hören glaubten, haben nur Worte der Ginsterzweige vernommen; aber wenn sie Gewissensbisse hatten, verdichteten sich diese in den Worten der Zweige, und so wurde die Botschaft übermittelt. Viele Seelen bekamen auf solche Weise die Messen, die sie brauchten, ohne daß sie sich weiter darum bemühen mußten.

Gaud blickte durch die Tür und zitterte am ganzen Leib. Es gab wirklich keinen Himmel mehr und auch keine Erde, nur Wasser Wasser Wasser ... wie inmitten eines Wasserfalls. Alles war graues Wasser, das wie von einer schuppigen silbrigen Fläche vom Himmel auf diese wasserbedeckte Erde herabstürzte und dabei dröhnte wie eine Trommel. Die Luft wurde immer dampfiger, die Kleider nahmen immer mehr Feuchtigkeit an, und man fragte sich, wie lange man wohl noch atmen konnte. Mit der Wärme der Schafe, der Ruhe ihrer Wolle, dem trockenen und raschelnden Stroh glich die Schäferei einer Luftglocke ...

"Es sieht aus, als wären wir in der Arche Noah und bewahrten die Saaten für eine neue Erde auf ..."

Der Donner schien Gebirge fortzuwälzen. Überall blinkten und knisterten große Feuerfächer. Der Blitzstahl zeichnete blaßgrüne Bäume; ihr rötliches Astwerk enthüllte seidige Tücher in leuchtendem Rot. Dann wurde dieses Licht zum Klang, der immer mehr anschwellte und sich zum Getöse entfaltete, wie ein endloser Drache, der sich entrollt. Schließlich vereinfachte der Klang sein Spiel; es blieb nur noch eine Art Geräuschkegel übrig, die allein durch den Raum rollte, und aus diesem Geräusch sprudelte der Regen hervor, wie die Staubfäden einer Blume.

Gaud hatte ihr Tuch fester gezogen; das starke Pochen ihres erschrockenen Herzens ermattete sie. Ihre feuchten Haare lebten auf diese seltsame Art, wie es Haare bei einem Gewitter tun, und sie preßte die Hände an ihren Hals, erstaunt über die ungewohnte Erfahrung ihrer eigenen Haut, die durch den Regen zugleich mißhandelt und zu neuem Leben erweckt worden war. Sie fühlte eine große Kraft in sich, wie diese grünen Pflanzen, die an Brunnenwänden gedeihen, eine große Kraft, einfach und gesund und völlig ohne Hoffnung; ein handfestes Ding ohne Nutzen, schlimmer als tot ...

"Schlaf doch", sagte die Hirtin, erschrocken, weil sie merkte, daß Gaud ganz abwesend war und abscheulichen und trostlosen Gedanken völlig ausgeliefert. "Schlaf doch, dann vergeht die Zeit! Der Donner stört, wenn man in einem Haus ist; hier aber, im Stroh, schläft man dabei ein." Sie machte eine Kuhle in der Streu, und die junge Frau legte sich hinein. Der Blitz, der in diesem Augenblick aufleuchtete, bedeckte sie wie ein blaues Tuch. Berch'ed breitete einen Armvoll Stroh über sie aus und so war das Bett schon gerichtet. Dann begann der Donner sie einzuwiegen, und Gaud bemerkte nicht, wie es Nacht wurde.

Die Gewalt des Unwetters ließ nicht nach, die Schafe waren wach und zitterten, die Stunden verrannen. Dort oben setzten die Mächte ihren Kampf fort, schleuderten farbige Blitze gegeneinander und grollten. Der Wind blies mit aller Macht, und ein Geheul gellte in die schon fast taub gewordenen Ohren. Endlos rauschte das Wasser und verbreitete eintönige Frische. –

Es war vielleicht Mitternacht, als die Tür aufsprang, durch einen einzigen Stoß erschüttert. Ener erschien auf der Schwelle. Der graue Hund stürmte herein, mit durchnäßigem Fell wirkte er mager wie ein Wolf; der zerzauste Kranz hing ihm noch immer um den Hals. Sein Herr hatte die Tür aufgestoßen, aber nun zögerte er, denn er konnte nichts sehen.

Der Hirtin schienen sie wie zwei Wölfe, die einen Fluß durchschwommen hatten. Sie trat auf Ener zu. "Gott hat es wohl so gewollt", sagte sie. "Ich habe mein Bestes getan, damit du nichts erfahren solltest; morgen wäre sie über alle Berge."

Sie bemerkte, daß er schlecht sehen konnte, und faßte ihn an der Hand. "Dank dem Gewitter, das sie dir heute nacht bewacht hat, sonst hättest du sie vielleicht niemals wiedergesehen." Aber sie fühlte deutlich, daß er ihr nicht zuhörte. Er hatte Berch'eds Hand zurückgewiesen, weil er jetzt niemandes Rede oder Beistand ertragen hätte. Jaou sprang ins Stroh; Ener stieß sie zurück und folgte ihm.

Seit ihm an diesem Abend durch den Anblick des Blumenkranzes plötzlich die Wahrheit aufgedämmert war, hatten Hoffnung und Furcht sich allzu heftig in ihm abgewechselt. Seit Stunden hatte er mit dem durch das Gewitter verstörten Hund durch diese Nacht des Zorns hindurchkämpfen müssen. Zu sehr hatte ihn die Angst verhärtet, diese neue Suche könnte wieder im Leeren enden, als daß er sich noch die geringste Milde bewahrt hätte; er wurde durch ungeheure Gier vorangetrieben und zugleich durch ein tiefes, feindseliges Mißtrauen, das ihm unaufhörlich einen Schutzpanzer schmiedete – einen Panzer gegen das, was das Leben bald, gleich für ihn bedeuten könnte, gegen die Gestalt, die die Welt abermals annehmen würde, falls er auch diesmal getäuscht werden sollte...

Alle hatten ihn alleingelassen, da konnte er nun auch noch die letzten Schritte allein gehen, die noch zu tun blieben. – Wahrhaftig, der Hund und er hatten den Kalten Fluß durchquert, der über seine Ufer getreten war, und allein waren sie hier angelangt. Die Schäferin war ihm als eine Nuß erschienen, deren Schale er einfach zerschlagen mußte, um die Frucht zu gewinnen (oder nicht). Er hatte die Tür aufgebrochen, und als er eintrat, hatten ihn die Wärme des Lebens inmitten der Finsternis, die Sicherheit und Ruhe getroffen wie ein Nackenschlag. Aber seit Stunden bot er seine ganze Kraft auf, um diesen Panzer gegen die heimtückische Hoffnung zu schmieden. Wohl führte ihn jetzt eine Art Gewißheit; aber zugleich starrte er vor Argwohn. Er wollte, er durfte sich nicht erweichen lassen, bevor er nicht wußte, was er jetzt gleich vor Augen haben würde; – wie Welt und Leben abermals aussehen würden, wenn ...

So muß man ihn allein suchen lassen. Niemanden geht das etwas an. Und wenn er seinen Schatz finden sollte, darf man ihn nicht stören, damit er ihn der Erde entreißen und dann zählen kann, Perle für Perle. Ohne diese Ungewißheit in ihm, ohne diese Furcht, die ihn würgte, hätte er vielleicht nicht die Kraft aufgebracht, die paar Meter über die Streu aus

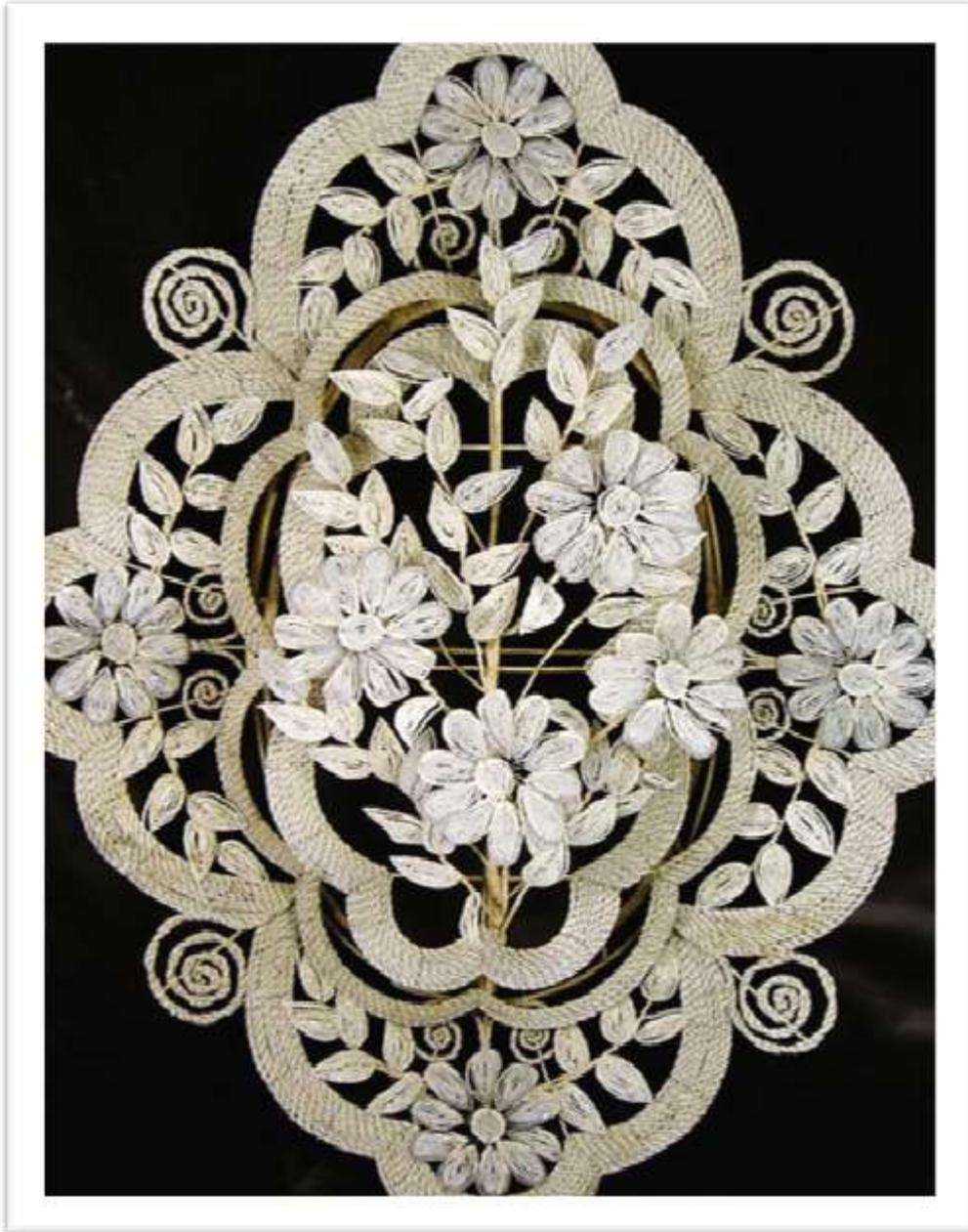
getrocknetem Ginster vorzudringen, die, durch das niedere Dach vorm Regen geschützt, in ihrem Dunkel das Geheimnis seines endgültigen Unglücks oder seines Lebens barg.

An der menschlichen Unvollkommenheit lag es, daß auch diesmal wieder der Hund vor ihm den Fund machte. Jaou hatte bereits genau die Stelle erwittert und überließ sich unbekümmert seiner hemmungslosen Freude, während der Mann noch zögerte und umhertastete. Und es war nicht die eigene Wahrnehmung, die ihm die Freudenbotschaft zu Bewußtsein brachte, sondern die armselige und rauhe Sprache des Tieres, dem sein Bellen vor Freude in der Kehle steckenblieb.

Im Augenblick, als ihm die wunderbare Gewißheit zuteil wurde, begriff Ener, daß ihm die Kraft gefehlt hätte, noch länger zu hoffen und weiterzuwandern. Ihm war, als umtanzen ihn Empörung, Furcht und Schmerz noch einmal als sichtbare Dämonen, bevor sie endgültig verschwanden, und eine Sekunde lang erfüllte ihn ein Freude, der nur aus der Gewißheit bestand, daß das Elend ein Ende hatte.

Doch dieser Friede konnte nicht lange in ihm bleiben. Bald würde er über ihm leuchten, immer ferner, um irgendeiner neuen Qual Platz zu machen. Da er jetzt aber gewonnen hatte, da dort das Ziel seines Laufes und der Preis winkten, brauchte er sich nur fallenzulassen, um den seit langem ungestillten Durst zu löschen. Und Gaud konnte sehr wohl glauben, es sei das Unwetter, das sie niederzwang, und das Feuer des Himmels, das sie traf, vom Mund bis zum Herzen.

"Ich werde selbst einen Kranz für die Küstersfrau winden", sagte die Hirtin von Mine Garo am anderen Morgen und sammelte die verwelkten Ginsterzweige vom Boden auf. "Ich hab ja Zeit genug dazu, und Gaud Dalenn hat jetzt an anderes zu denken ..."





Zur Neuauflage 2023

Anne-Marie Jeanne Nouël de Tourville de Buzonnière, die sich Anne de Tourville nannte, wurde geboren am 26. August 1910 in Bais, Ille-et-Vilaine (Bretagne). Sie starb in Vitré, Ille-et-Vilaine am 24. September 2004. Ihre Eltern waren Jean de Tourville und Marie Lesage de la Haye. Sie war die zweite Tochter einer Familie mit vier Mädchen und einem Jungen und lebte als Kind im Château de Carivan³ zwischen Morieux und Planguenoual an der Côtes d'Armor, bis 1914 ihr Vater in den Krieg zog. Sie bewahrte die Erinnerung an ein glückliches Leben auf dem Land mit ihrem kleinen Pferd Black. Sie war sechs Jahre alt und träumte davon, Entdeckerin zu werden. Am Ende des Krieges ließ sich ihre Familie in Saint-Servan nieder, wo das kleine Mädchen erstaunt das Meer entdeckte. Später lebte die Familie in der Villa Les Lauriers, dann in La Corbinière, einem alten Haus am Fuße eines Hügels in einem mit hohen Bäumen bepflanzter Park. Der Vater starb dort am 24. Oktober 1940. Heute ist der Park aufgeteilt, aber das alte Haus steht noch. Anne las wenig, dafür erzählte sie gerne Geschichten, schrieb sie und malte vor allem. Sie versuchte, die Dinge zu wiederzugeben, die ihr in ihren Träumen erschienen waren.⁴

Um 1966 ließ sie sich (zusammen mit ihrer Mutter) in Dinard nieder. Ende der 1990er Jahre zog sie in ihren Geburtsort zurück. Dort lebte sie bei Kindern von Freunden, die sie und ihre Familie während des Zweiten Weltkriegs unterstützt hatten. Anne de Tourville war auch Miniaturenmalerin; ihre Arbeiten wurden in den bedeutenden *Salon des artistes Français* aufgenommen.⁵

³ Der Carivan-Hof ist seit 1092 namentlich dokumentiert; Das Gutshaus (siehe Abbildung oben) ist seit langem im Besitz der Familie de Belizal. <http://www.infobretagne.com/morieux.htm>

⁴ Großenteils übernommen aus Patrick Delon: BALADE EN BRETAGNE NORD, SUR LES PAS DES ÉCRIVAINS, Editions Alexandrines, 2011.

⁵ <https://www.artistes-francais.com/>

Anne de Tourvilles Geschichte rund um den alten bretonischen Tanz *Jabadao* liest sich wie die Nacherzählung einer bretonisch-keltischen Legende. Es geht um das ewig menschheitliche Thema: ein Junge und ein Mädchen lieben einander, jedoch sollen sie nicht zusammen kommen, weil sie verschiedenen Schichten und Dörfern angehören. Während wir das Keimen dieser Liebe, ihr Blühen, die bösartigen Gefahren und das glückliche Ende im allerletzten Augenblick verfolgen, werden wir an der Hand genommen und hineingeführt in die halb mythische, halb historische Welt bretonischer Sagen, Symbole und Zeremonien, Kleider und Speisen, Geheimnisse, Tiere und Pflanzen, Gerätschaften, Arbeitsroutinen, Namen, Überzeugungen und Traditionen, zwischen Toten, Naturmächten und Zauberei, Ängsten und Leidenschaften. Eindrückliche Frauengestalten stehen im Mittelpunkt der Erzählung. Vermutlich konnte die Autorin, die ihr Leben lang in ihrer engeren Heimat Ille-et-Vilaine (dem östlichsten Département der Bretagne) blieb, hierfür auf die mündlichen Überlieferungen ihrer Umgebung zurückgreifen. – Aber was wird heute noch davon existieren (außer touristisch funktionalisierter Versatzstücke)? Allgemein wird davon ausgegangen, daß 1950 noch etwa 1.200.000 Menschen des Bretonischen mächtig waren, wovon einige zehntausend sich gar nicht oder nicht fließend auf Französisch verständigen konnten. Mit dem Aussterben dieser einsprachigen Bevölkerungsgruppe setzte ein schneller Übergang zum Französischen ein, da die meisten bretonischsprachigen Familien nun begannen, ihre Kinder einsprachig auf Französisch aufzuziehen, um ihnen Diskriminierung in Schule und Berufsleben zu ersparen. Zugleich wurde das Bretonische im 19. und 20. Jahrhundert vom französischen Staat offenbar systematisch unterdrückt.⁶

Anne de Tourville hatte zunächst zehn Jahre lang Kurzgeschichten für Zeitschriften geschrieben, dann entstanden nacheinander vier selbständige Veröffentlichungen⁷:

1944 LES GENS DE PAR ICI (Prix interallié de Bretagne) (Novellen um Menschen der Bretagne, oft in Verbindung mit Meerfahrten; Neuausgaben 1952, 1981)

1951 JABADAO (Prix Femina) (deutsch 1953: DER GROSSE JABADAO) (französische NA 1957, 1979; deutsche NA: A+C 2023)

1953: MATELOT GAËL (deutsch 1955: GAËL DER MATROSE, NA bei A+C vorgesehen)

1958: FEMMES DE LA MER (Dokumentation zu Frauengestalten im Umkreis bedeutender Seefahrer)

Zwei Erzählungen von ihr befinden sich in deutscher Übersetzung in Westermanns Monatsheften 95.Jg. (1955): *Der Ruf des Schicksals* (ab S. 12) und *Spuk im Turm* (ab S. 75). Im Inselalmanach auf das Jahr 1956 steht ein Einführungstext: *Wie Gaël der Matrose entstand*; er wird hier in der Folge dokumentiert.

⁶ Nach deutscher Wikipedia. Leider konnte ich kein Übersetzungsprogramm finden, mithilfe dessen ich die bretonische WP hätte zu Rate ziehen können: <https://br.wikipedia.org/wiki/Brezhoneg> Jedoch bestätigt die französische WP die gewollte Diskriminierung bis heute. Allerdings gibt es Gegenbewegungen. <https://fr.wikipedia.org/wiki/Breton> Zur Situation informiert auch eine sehr lesenswerte, originelle österreichische Diplomarbeit von Josef Arnold: KELTSCHES GEMÜSE. ÜBER ÖKOLOGISCHEN LANDBAU UND DEN SPRACHKONFLIKT IN DER WESTLICHEN BRETAGNE (Universität Wien, 2012 – pdf hier: https://www.google.de/url?sa=t&secret=j&q=&esrc=s&source=web&cd=&cad=rja&uact=8&ved=2ahUKEwiG9v7lp_8AhV9RPEDHWWeBS0QFnoECA4QAQ&url=https%3A%2F%2Fcore.ac.uk%2Fdownload%2Fpdf%2F16427718.pdf&usq=AOvVa_wl85Set_mAT3gZVYYIUqtp8)

⁷ <https://data.bnf.fr/ark:/12148/cb126427748>

1961 wurde ein österreichisches Hörspiel nach dem Roman JABADAO produziert (Regie Hans Krendelsberger, ORF 30. Jänner 1961; NP, 85:38 min). Der Roman wurde (nach Angabe des deutschen Verlages) auch ins Englische, Italienische, Holländische und Portugiesische übersetzt.

Einige bibliographische Arbeiten zu Anne de Tourville und ihrem Werk konnte ich finden (ohne sie jedoch eingesehen zu haben):

Anne de Tourville, ou le magique sillage de son rêve. (in: Patrick Delon: LE PAYS DE DINAN. Tome XIV. Bibliothèque municipale. Dinan. 1994)

La Mort en Bretagne chez Pierre Loti et Anne de Tourville (in: MÉMOIRES DE LA SOCIÉTÉ D'ÉMULATION DES CÔTES-D'ARMOR CXXIX, 2000, p. 123–135)

"*Jabadao*" d'Anne de Tourville: la genèse d'un roman authentiquement breton (in: Revue française no 12, décembre 2001, p. 55–68.[réf. incomplète])

.. Am 13. September 1958 wurde ein von der Siccna-Werft in St. Malo gebauter Stahlrumpf-Trawler (zur Hochseefischerei) vom Stapel gelassen. Das Schiff war reichgeschmückt mit bretonischen Symbolen, Anne de Tourville hat es auf den Namen *Jabadao* getauft. In einem späteren Bericht über das Ereignis⁸ wird erwähnt, ihre Familie stamme (teilweise?) von den Falkland-Inseln; ich gebe das hier nur wieder. Woanders heißt es, die Familie habe ihren Ursprung in Orléans.

Mit Schiffahrt hat ihr hier wiederveröffentlichter Roman JABADAO nichts zu tun, sie selbst allerdings wohl schon, wie ihre drei anderen Bücher belegen. In der zitierten Quelle steht auch, daß Anne de Tourville im November 1960 für vierzehn Tage eine Ausfahrt der Fischer mit der JABADAO CC 3658 in die Irische See mitgemacht hat: "Je'écris tout le temps – je dois me documenter."

Zur Neuausgabe. Oswalt von Nostitz hat die emotionale Tiefe, die verzauberte Dichte dieses einzigartigen Werkes wunderbar ins Deutsche übertragen. Einige wenige holprige Stellen wurden für die Wiederveröffentlichung (anhand der französischen Ausgabe) korrigiert, wobei auch dort einige Inkonsistenzen bestehen, vor allem bei den bretonischen Namen. Durchgängig wurden Leerzeilen zwischen die Absätze eingefügt; die ungewöhnliche Lösung wurde gewählt, weil ich in diesem Buch tatsächlich jeden einzelnen Absatz wie ein stilles oder bewegtes Bild empfinde, das ganz für sich stehen kann, manche fast als Prosagedicht. Nach jedem Absatz (sei er auch nur einen Satz lang) scheint mir ein Atemzug zu folgen, der erst den Übergang zum nächsten bildet..

Die Neuausgabe wird eingeleitet durch einen Text von Seth A'Peara, der sich fast kontrapunktisch bezieht auf *Jabadao* und doch bei sich bleibt: in wieder anderen Welten.

Mondrian Graf v. Lüttichau

⁸ Beim 29. Fête Mer et Littérature in Cancarneau (Bretagne) im April 2013. Quelle: www.4sardines.canalblog.com/archives/2013/04/12/26908763.html

Wie GAËL DER MATROSE entstand⁹

An der bretonischen Küste, an der Anne de Tourville aufwuchs, lebte in einer kleinen Hafenstadt ein alter Mann, der einst als Matrose die Weltmeere befahren hatte. Täglich besuchte ihn das vierzehnjährige Schulmädchen und verfolgte das Spiel seiner wohlgebildeten Hände, mit denen er geschickt kunstvolle Segelschiffe in Flaschen einbaute. Und während er bastelte, spann er sein Seemannsgarn. Viel hatte er erfahren, oft dem Tod ins Auge gesehen, manchen Kameraden aus Seenot gerettet, wilde Abenteuer erlebt und schlimme Streiche verübt, in tiefster Verzweiflung mit Gott und der Welt gehadert, es hatte aber auch Augenblicke höchster Glückseligkeit gegeben. Die Reihenfolge seiner Erlebnisse freilich war ihm in der Erinnerung ganz durcheinander gegangen. Intensiv hatte er gelebt, aber niemals hatte er sich darüber Rechenschaft gegeben, hatte nie daran gedacht, sich etwa Aufzeichnungen zu machen und sich um die Geographie nicht gekümmert. Da aber das junge Mädchen so viel fragte, wann und wo dies oder jenes geschehen sei, und er in seiner Herzengüte niemandem einen Wunsch abschlagen konnte, überwand er seine Abneigung gegen Papier- und Schreibkram – so etwas hatte er sein Leben lang verachtet – und ging auf das Büro der Incription Maritime. Dort ließ er sich Auszüge seiner Dienstzeiten auf den verschiedenen Schiffen und seiner Fahrten zusammenstellen. Nun kam nicht viel, aber doch etwas Ordnung in seine Geschichte.

Den Sommer über arbeitete er in einer Gärtnerei. Wieder war das junge Mädchen sein täglicher Gast. Auf den Boden eines alten Karrens hatte er sein großes Taschentuch ausgebreitet; darauf saß das Mädchen, während er mit Pflanzen und Unkrautjäten beschäftigt war, und dabei mußte er, so gut es ging, alles noch einmal erzählen. Sie hatte sich Schulhefte mitgebracht, und einen ganzen Sommer lang schrieb sie täglich Wort für Wort auf, was sie hörte. 1500 Seiten hat sie so gefüllt.

Eine Zeit lang hegte sie in ihrer jugendlichen Begeisterung die phantastische Idee, dies monströse Manuskript mit dem Durcheinander seiner Erzählungen, das trotz der Auszüge des Schiffsamtes noch wirr genug war, in dem urtümlichen Patois so zu veröffentlichen, wie es war. – Viele Jahre gingen darüber hin. Der Stoß von Heften lag, als kostbarer Schatz bewahrt, unter einer Flasche mit einem eingebauten Segelschiff. Anne de Tourville wuchs heran, sie wurde Malerin, mußte aber wegen eines Augenleidens der bildenden Kunst entsagen. Sie begann zu schreiben, zuerst kleine Erzählungen aus dem Leben der bretonischen Fischer und Seeleute: LES GENS DE PAR ICI. Man wurde auf sie aufmerksam und zeichnete sie mit dem *Prix de Bretagne* aus. Sie versuchte sich an einem Roman: JABADAO. Er wurde ein großer Erfolg, erzielte den *Prix Femina* und wurde in alle Weltsprachen übersetzt. Sie war zur Dichterin gereift, und nun erwuchs aus dem kindlichen Plan eines kleinen Mädchens ein Kunstwerk, aus 1500 Schreibheftseiten entstand, gestrafft, verdichtet und gestaltet, das Manuskript des Romans MATELOT GAËL.

⁹ Enthaltene im Verlagsalmanach des Insel-Verlages auf das Jahr 1956 (S. 61-63), in dem GAËL DER MATROSE wie auch JABADAO ursprünglich auf deutsch erschienen. Der Text ist signiert mit "M.H.", jedoch erscheint mir die Vermutung berechtigt, daß er wesentlich von der Autorin geschrieben wurde.

Als Dichterin war Anne de Tourville sich bewußt geworden, daß das Leben jenes Matrosen nicht nur aus bunten Abenteuern und harten Schicksalsschlägen zusammengesetzt war, sie war hellichtig geworden auch für den inneren Reichtum dieses Lebens, der sie verpflichtete, den Menschen zu sehen und in schöpferischer Phantasie nachzubilden, der dieses Schicksal erfahren und durchzukämpfen hatte. Wenn sie freilich heute in den alten Heften blättert und hier und da in stiller Stunde einem vertrauten Menschen eine Seite aus dem herrlichen barbarischen Kauderwelsch vorliest, das sie bergen, dann überkommt sie manchmal eine leise Wehmut über den Verzicht, den das harte Gebot der künstlerischen Gestaltung ihr abgefordert hat. Es ist ein Jammer, sagt sie dann, daß all das verloren ist, was ich nicht erzählt habe und was ich vielleicht hätte erzählen müssen, und daß ich gezwungen war, auszuwählen und auszuscheiden.

Der alte Matrose ist vor wenigen Jahren gestorben, noch aber steht sein Haus, und darin lebt seine Witwe und hütet die alten Kostüme der fahrenden Truppe und den ausgestopften Hund, den ihr der Tapezierer der Sarah Bernhardt, ihr erster Mann, in seiner Todesstunde ans Herz gelegt hat.

Anne de Tourville erzählt, daß ihr vor kurzem der Matrose Gaël im Traum erschienen sei. Sie vergoß heiße Tränen über die verlorenen Schätze in den alten Heften. Er aber tröstete sie. Er schien zufrieden – und da war ich es auch.¹⁰

¹⁰ Zwei Motive aus JABADAO finden sich auch in diesem, ansonsten sehr unterschiedlichen Roman: Die Bürde des Mitleids, das Geld in seiner Funktion der Selbsterstörung des Menschen – sowie der Hinweis auf Sarah Bernhardt. (MvL)